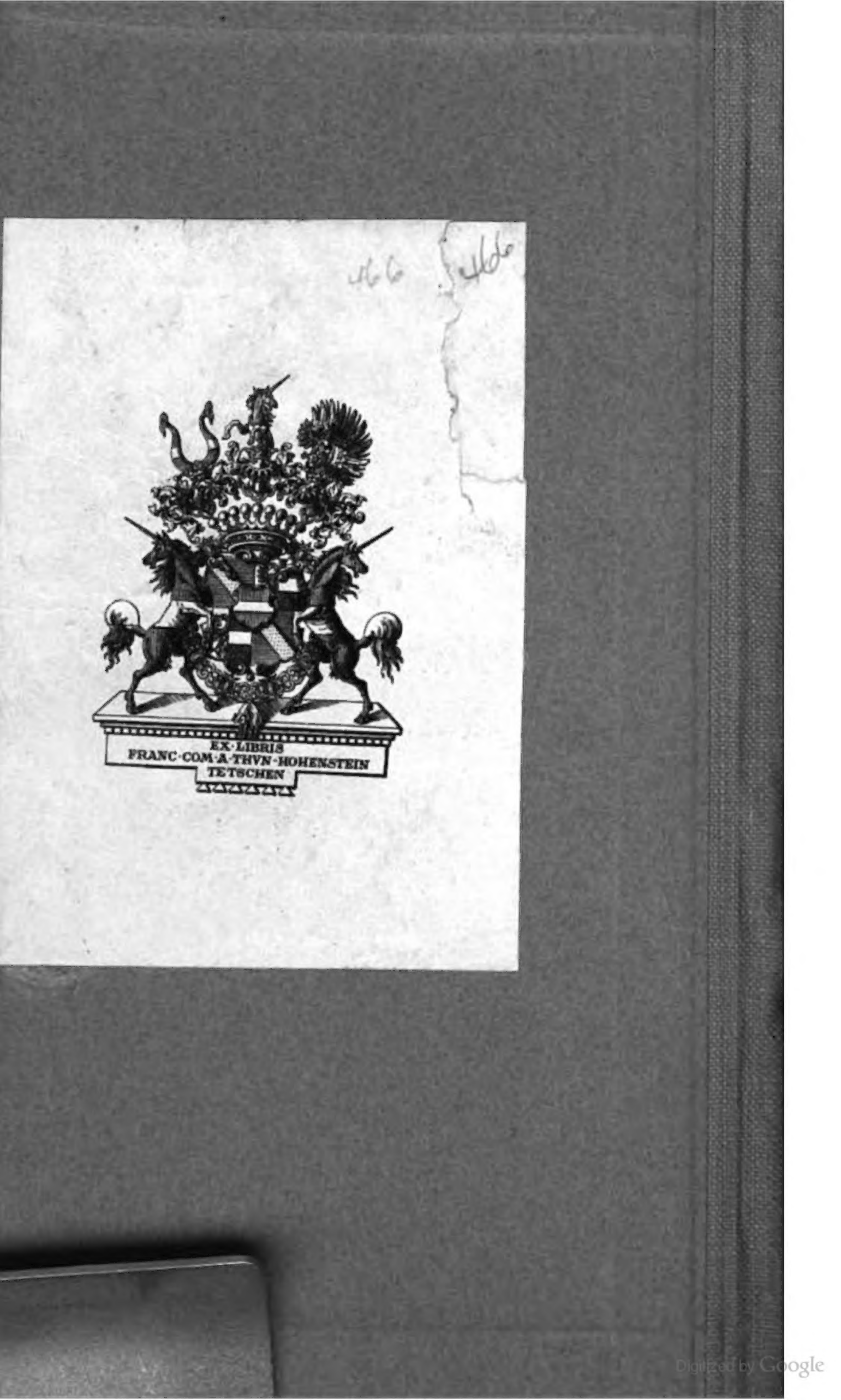
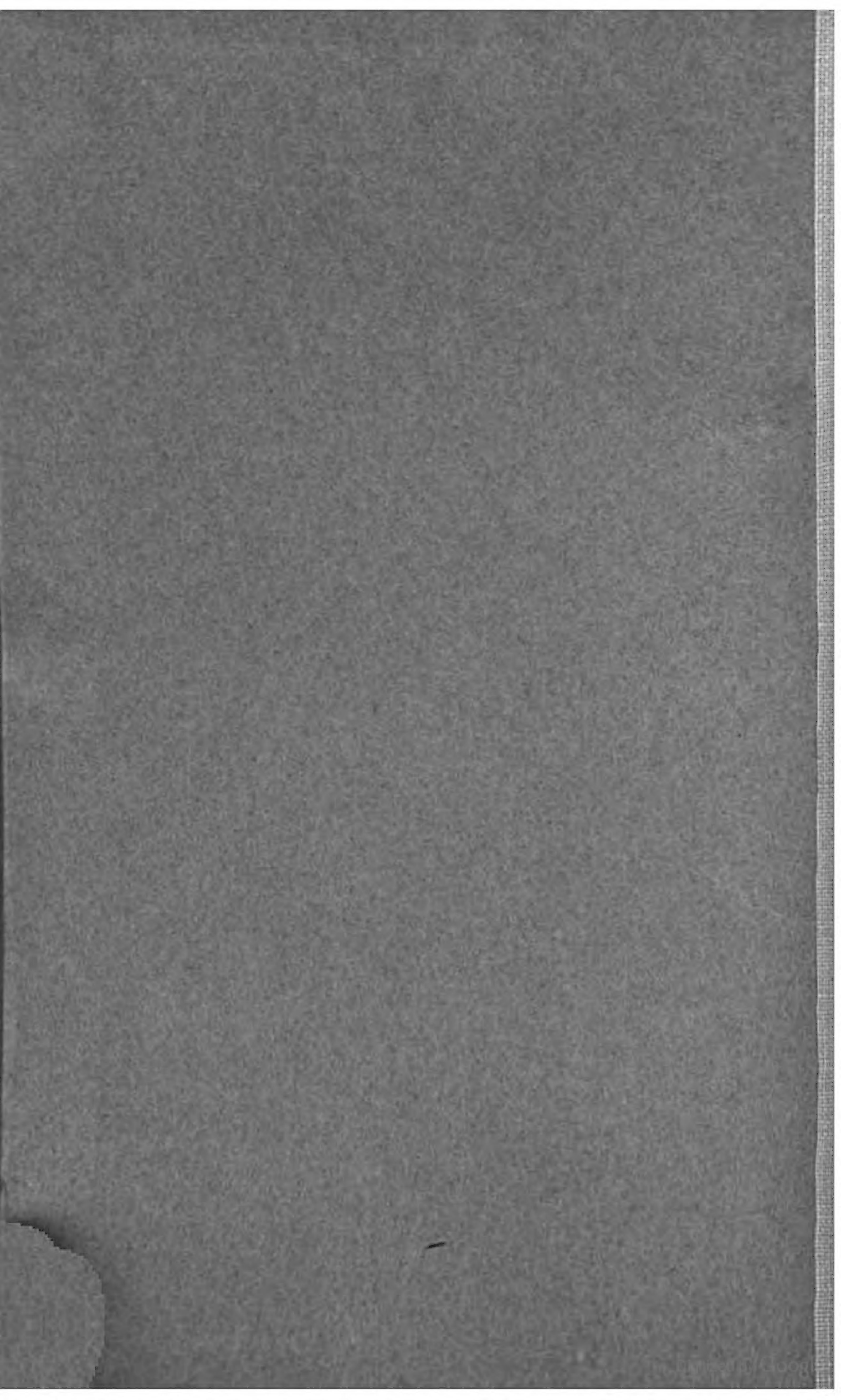
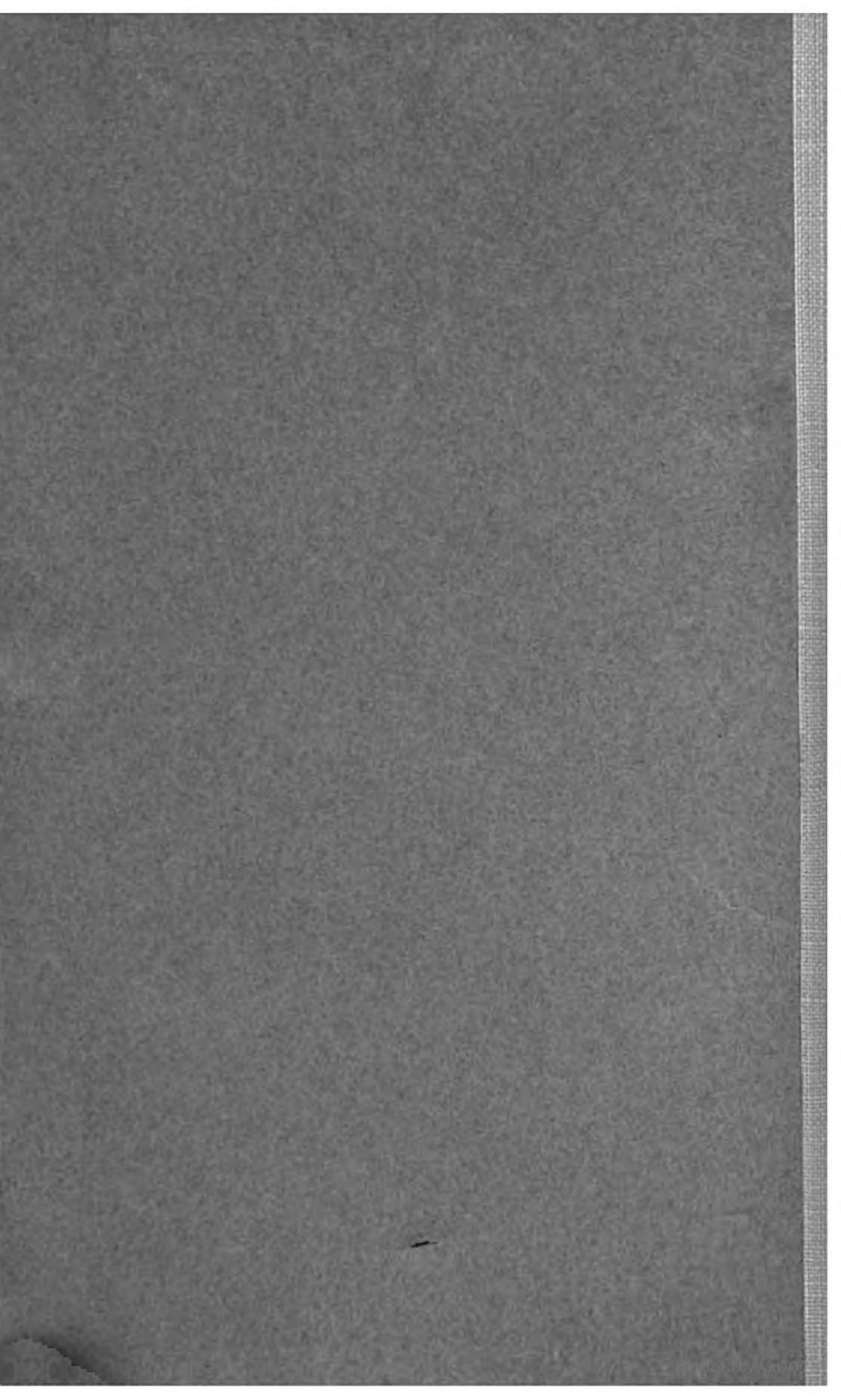
image
not
available


EX·LIBRIS
FRANC·COM·A·THVN·HOHENSTEIN
TETSCHEN





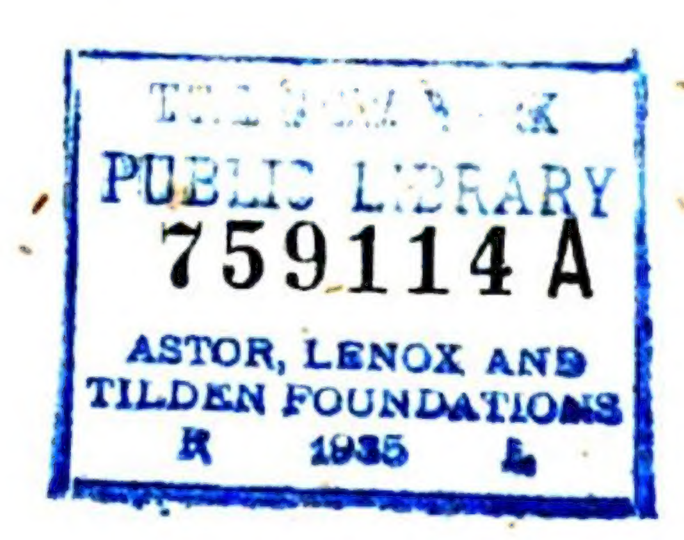


Encyklopädie
für die
weibliche Jugend.

Von
Antonia Wutka.

Siebenter Band. + 8

Wien,
Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.
1815.



Encyklopädie

für die

weibliche Jugend.

Siebenter Band.

Fünf und fünfzigstes Gespräch.

Marie. Die Seidenpflanze wächst in Syrien, Arabien und Nordamerika wild, wurde ehedem bey uns nur zur Zierde, jetzt aber ihres großen Nutzens wegen häufig gebaut. Die sechs bis sieben Fuß hohen Stängel haben eyrunde, unten mit einem weißlichen Filz überzogene Blätter, bringen im July Bollen mit blaßröthlichen, angenehm riechenden Blüthen, die den Bienen viel Honigstoff liefern, und aus denen man in Amerika einen braunen Zucker kocht. Nach der Blüthe entstehen schalenähnliche runde Hülsen, worin zur Zeit der Reife gelbbraune, runde und dünne Samenkörner sich befinden, welche mit einem Büschel glänzendweißer, einige Zoll langer, sehr feiner Fasern versehen sind; man vermischt diese Fasern mit Baumwolle oder Floretseide, verfertigt daraus schöne Zeuge, Strümpfe, Handschuhe u. s. w.. Mit Baumwolle allein entsteht daraus der schöne dichte Zeug, den wir Englisch Leder nennen. Nachdem man die gelben Samenhülsen abgenom-

men, die Fasern von den Körnern gereiniget hat, schneidet man auch die trockenen Stängel dicht bey der Erde weg, behandelt sie wie den Flachs, wo sie dann, wie jener, spinnbare Fasern geben. Die Fortpflanzung dieses Englischen Gewächses geschieht am leichtesten durch Wurzelablegen, die man im Herbst reihenweise in einen gut bearbeiteten gedüngten Boden legt, sie kommen aber auch in ganz schlechtem Boden ohne alle Wartung fort, nur ist der Ertrag dann nicht so reichlich. Die Pflanze wurzelt tief, leidet von keiner Kälte und dauert beynahe zwanzig Jahre.

Carol. Der Mohn, einige Abarten ausgenommen, welche bey uns wild wachsen, stammt aus Asien, und ist weiß oder braun; letzterer gibt mehr Körner, ersterer aber mehr Öhl. Den Mohn mit gefüllten Blumen zieht man nur der Schönheit wegen in Gärten; er wird im Frühjahr gebaut, und im Herbst klopft man den Samen aus den Köpfen, welcher hauptsächlich zum Auspressen eines feinen schmackhaften Öhls benutzt wird, das an Güte dem guten Baumöhl nichts nachgibt, und sehr oft, damit vermischt, an dessen Statt verkauft wird. Die Öhlkuchen dienen zur Fütterung. Außerdem wird der Same an vielen Speisen genossen. In den Morgenländern be-

treibt man den Mohnbau vorzüglich des Opiums wegen; dieses Opium ist der Milchsaft, welcher aus den halbreifen aufgeritzten Mohnköpfen quillt, und sich an der Luft verdickt. Die Mahomedaner bedienen sich dieser harzigen, stark, aber nicht angenehm riechenden Masse statt der geistigen Getränke, denn es macht sie ungewöhnlich heiter, und gibt ihnen so viel Muth, daß sie selbst den Tod nicht scheuen, daher sie auch meistens vor einer Schlacht Opium zu nehmen pflegen! allein auf diesen, nur einige Stunden währenden Rausch erfolgt eine Trägheit des Körpers, und eine Stumpfheit der Sinne, die bey fortgesetztem Gebrauch endlich den Körper zerrüttet, und ihm einen frühen Tod zuziehet. Unsere Ärzte bedienen sich in manchen schmerzhaften Zufällen des Opiums, ihren Kranken einen künstlichen Schlaf zu verschaffen.

Clarisse. Die gemeine Sonnenblume hat ihren Nahmen davon, weil sich die Blume immer nach der Sonne wendet. Sie ist eine nutzbare Pflanze, und erreicht in ihrem Vaterlande Peru eine Höhe von zwanzig Fuß, wird aber bey uns nicht einmahl die Hälfte so hoch. Die großen gelben Blumen bringen in dem Blumenboden sehr viele Samenkörner, aus denen ein süßes eßbares Öhl gepreßt werden kann. In

Österreich kennt man ihren Nutzen noch wenig, und zieht sie daher nur zur Zierde, die Pfalzer hingegen wissen sie schon besser anzuwenden, dort bauet man die Sonnenblumen sehr stark. Die Samenkörner werden im April oder May zwey Fuß weit auseinander in Reihen auf ein sonniges Land einen Zoll tief gelegt; zur Blüthenzeit läßt man jedem Stamme nur höchstens sechs Blumen, die man, wenn sie reif sind, abschneidet, trocknet, und die Samenkörner ausklopft, die dann in der Presse ein sehr mildes fettes Öhl geben. [Die starken holzigen Stängel dienen statt Holz zum Brennen, und die noch ungeöffneten Blumenscheiben können wie Artischocken gespeist werden.

Eine in Rücksicht des Öhls noch nutzbarere Pflanze ist der Rübsamen, eine Kohlart, die rübenartige eßbare Wurzeln hat, aus welchen sich ein ungefähr zwey Fuß hoher Stängel erhebt, der gelbe stark riechende Blumen und nachher kleine runde Schoten mit braunen Körnern trägt, woraus Öhl gepreßt wird. In Ansehung der Saatzeit hat man Sommer- und Winter-Rübsamen, ersterer wird um Johannis gesäet und im Herbst geärntet, des letzteren Saat geschieht im September und die Ärnte im Juny. Wenn der größte Theil des Samens

reif ist, wird er abgehauen, an einen trocknen Ort zum Nachreifen aufgestellt, nachher gedroschen und endlich zu Öhl geschlagen. Ein Metzen Same gibt 20 bis 30 Pfund Öhl. Die Blüthen des Rübsamens geben den Bienen viel Nahrung, und die jungen Blätter dienen als Salat.

Amal. Der Tabak ist ein sehr einträgliches Handelskraut, welches einen fetten wohlgedüngten Boden fordert; da es aber in ganz Österreich von den Unterthanen nicht gebauet werden darf, so wäre uns die weitere Kenntniß davon ohnehin unnütz. Um so mehr Aufmerksamkeit verdient der zum Bierbrauen unentbehrliche Hopfen; die Bearbeitung desselben gehört aber nicht für unser Geschlecht, wir wollen also die ganze Pflanze auch den Männern übrrlassen, und uns dafür mit einigen Färbekräutern bekannt machen, welche dazu dienen, andern Körpern eine beliebtere, oder zu ihrem Gebrauch nützlichere Farbe zu geben, wodurch, wenn man sie gehörig zu bereiten versteht, in der Wirthschaft vieles erspart wird. Ächte Farben sind jene, welche von Sonne, Luft und Wasser keine Änderung erleiden, unechte Farben sind die, welche einer Änderung unterworfen bleiben. In Europa haben wir entweder keine echten Färbestoffe, oder man weiß sie noch nicht ganz haltbar zuzu-

bereiten; denn bis jetzt leiden alle unsere Farben noch von der Sonne und Luft, auch halten die wenigsten das Waschen aus, wenn sie nicht mit ausländischen Färbestoffen vermischt werden.

Amal. In Deutschland bauet man folgende Färbekräuter: Den Saffran, welchen wir schon unter den Gewürzkräutern kennen lernten, den Safflor oder wilden Saffran, den Grapp, Waid, Wau, und die Scharte oder Farbedistel. Der Safflor wird auf einem wenig gedüngten Boden im Frühjahr gebauet; seine Blüthe enthält rothe und gelbe Färbetheile, man benützt sie aber meistens nur zur Rosenfarbe, die bey einem geschickten Benehmen dauerhaft zu machen ist. Seide, Flachs und Baumwollgarn können damit gefärbt werden, und sein Same gibt brauchbares Öhl.

Der Grapp gibt das dauerhafteste und schönste hohe Roth, seine Wurzel enthält die Färbetheile. Er kömmt in einem schlechten, besonders aber etwas feuchten Boden gut fort, und wird nach drey Jahren ausgenommen. Sein Kraut ist ein sehr gutes Viehfutter, besonders für Kühe. Bey vielem Düngen und einer sorgfältigen Wartung hat man eine reiche Ärnte zu erwarten. Die Färbekraft der Grappwurzel ist so stark, daß sie nicht allein die Milch, sondern auch die

Knochen der Thiere, die davon fressen, roth färbt, auch hat sie medicinische Kräfte, und wird wider die Gelbsucht und Englische Krankheit empfohlen.

Sophie. Der Waid wächst an den Europäischen Meeresufern und Flüssen wild. Man säet den Samen dieser Pflanze reihenweise in einen gemischten, sehr fetten und reinen Boden, entweder im Herbste oder sehr zeitig im Frühjahr, Wenn er aufgewachsen ist, werden die untersten oder ersten gelben Blätter, als die erste und beste Ärnte eingesammelt, nachher kann man sie etwa noch zwey Mahl abschneiden, nur die zum Samentragen bestimmten Pflanzen müssen unberührt bleiben. Wenn die abgeschnittenen Blätter gewaschen und getrocknet sind, werden sie zum Blaufärben weiter zubereitet.

Der Wau, welcher in Europa wild wächst, hat in allen seinen Theilen eine gelbfärbende Kraft, und wird in Südeuropa stark gebauet. Die wohlriechende Resede, welche wir so gern in Gartentöpfen ziehen, ist eine Art Wau.

Die Blätter der Scharte oder Färbedistel dienen auch zum Gelbfärben. Die Wurzel dieses distelartigen Gewächses, welches sich fast überall wie Unkraut fortpflanzt, dauert einige Jahre, und treibt einen zwey bis drey Fuß ho-

hen Stängel, welcher schuppige Blüthenköpfe bringt, aus denen ein rother Blumenbüschel hervor tritt, worauf behaarter Samen folgt. Man behandelt die Scharte fast wie den Waid, nur daß man im Herbst die Blätter abschneidet.

Auguste. Nun Gott sey Dank, Kinderchen! mit den Kräutern wären wir fertig, künftig geht es über Bäume, Sträuchen und Stauden.

Marie. Und wo blieb denn die grüne Farbe? Zur Noth könnten wir nun wissen, welche Kräuter oder Wurzeln roth, gelb und blau färben, nur vom Grünen wissen wir nichts.

Auguste. Geduld, mein Kind! Die Farbestoffe liegen nicht in Kräutern allein, man findet sie auch in den andern Classen des Gewächsreiches vertheilt, und sobald wir dazu kommen, werden Sie davon hören.

Clarisse. Sie versprachen uns auch noch etwas von dem Spinnen und der Zubereitung des Garns zum Weben zu sagen.

Auguste. Ich habe es nicht vergessen. Das erste Erforderniß dazu ist, sich auf die Beschaffenheit des Flachses zu verstehen, und ihn nach der Leinwand, welche daraus gemacht werden soll, gehörig einzutheilen. Nicht jeder Flachs läßt sich fein spinnen, und wollte man es doch erzwingen, so würde nichts als ein ungleicher

und eben darum wenig haltbarer Faden daraus. Mancher Flachs, besonders der gekaufte, wird geflissentlich nicht rein ausgehechelt, damit er an Gewicht mehr beträgt. Der Betriegereyen, die damit vorgehen, sind unzählige, wer also nicht eigenen Flachsbau hat, dem ist Aufmerksamkeit beym Einkauf des Flachses nicht genug zu empfehlen; am leichtesten kömmt man damit fort, wenn man sich einen eigenen Flachshändler wählt, der dann, um seine Kundschaft zu erhalten, ehrlich zu Werke geht.

In großen Haushaltungen, wo man Weißzeug von allen Gattungen nöthig hat, ist es am vortheilhaftesten, den Flachs gleich von der Breche zu kaufen, nachdem das erste grobe Werk oder die Braut davon abgezogen worden; dann wird der schönste ausgesucht, sortirt und noch ein Mahl gehechelt, das davon abfällige Werk besonders geschwungen, und zu groben Hausleinen gesponnen. Der so nur ein Mahl gehechelte, ohnehin auch gröbste Flachs wird zu Leinwand auf Betttücher, ordinären Tischzeug und dergleichen bestimmt.

Sophie. Meine Mutter läßt allen Flachs, er sey nun grob oder fein, so rein als möglich aushecheln, dadurch bekommen wir aber viel Werk und wenig Flachs; unsere Nachbarinn

hingegen läßt immer das halbe Werk darin, dafür hat sie auch viel mehr Flachs als wir, welches Verfahren ist nun besser?

Auguste. Das von Ihrer Frau Mutter, denn ein mit vielem Werk vermengter Flachs gibt niemahls eine schöne haltbare Leinwand, weil es unmöglich ist, ein gleiches festes Garn daraus zu spinnen; die Fäden schärfen sich dann im Weben, die Leinwand wird dadurch an manchen Orten schwach, knotig, der Weber verliert über dem vielem Reissen der Fäden die Geduld, arbeitet nachlässig, und läßt sich seine Zeitversäumniß doch auch bezahlen, für die größere Menge haben Sie dann nur schlechtes Zeug. Auch ist es nur Vorurtheil zu glauben, das Werk ganz allein sey zu schwach oder unnütz, man kann es recht gut benützen, die Hausmutter hat nur darauf zu sehen, daß es nicht unter einander gemengt, und vor dem Spinnen gut aufgelockert werde.

Clarisse. Ich verstehe nicht ganz, was das sagen will: das Werk nicht unter einander mengen?

Auguste. Wenn Sie reinen Flachs haben wollen, so müssen sie ihn öfter, und jedes Mahl durch neue feinere Hecheln ziehen lassen; das Werk von jeder Hechelgattung muß besonders gelegt,

und nicht unter einander gesponnen werden, weil es auch stuffenweise feiner ist, also eine bessere Leinwand gibt. Durch das gute Auflockern fällt noch viel Spreu und anderer Unrath heraus, der sonst dem Werkgarn Härte und Unbiegsamkeit mittheilt. Bemerken Sie aber, meine Lieben, daß diese Verfahrungsart nur im Großen gut ist, in kleinen Haushaltungen, wo man wenig Gesinde hält, folglich auch nicht viel grobes Leinen braucht, möchte ich keiner Hauswirthinn rathen, andern als rein ausgehechelten Flachs zu kaufen, sie würde sonst durch die Länge der Zeit, die erfordert würde, so viel Werk von jeder Gattung zusammen zu bringen, als zu einem Stücke Leinwand nöthig ist, viel verlieren, und indessen doch grobes Leinen kaufen müssen.

Bey dem Spinnen ist darauf zu sehen, daß die Spinnerinn den Faden so fein ziehe, als der Flachs es erträgt, sonst kömmt man auf doppelte Art zu Schaden, erhält entweder aus schönem Flachs grobe Leinwand, oder wenn der gröbere Flachs zu fein gezogen wird, ein schwaches unnützes Gewebe. Ferner ist darauf zu sehen, daß die Spinnerinn den Faden nicht zu viel oder zu wenig netze; im erstern Falle wird das Garn spröde, und läuft im Waschen gröber auf, im

zweyten wird es rauh, und hat zu wenig Haltbarkeit, der Faden muß also zwar feucht, aber nicht naß seyn. Auch darf er nicht zu viel gedreht werden ein Garnfaden, der, wenn man ihn aus der Hand läßt, sogleich zusammen läuft und Knoten bildet, ist zu viel gedreht, er muß, wenn er gut seyn soll, wie schöner Zwirn aussehen.

Marie. Man sagt, es sey nicht gut, wenn mehrere Hände an Einem Stück Leinwand spinnen.

Auguste. Und hat Recht, denn es finden sich eben so wenig zwey Personen, welche gleich spinnen, als sich zwey finden, die gleich stricken; jene Leinwand ist stets vorzüglicher, welche Eine Hand gesponnen hat, oder wo wenigstens eine den Zettel und die andere den Einschlag verfertigte. Wollen Sie recht gute feste Leinwand haben, so tragen Sie es darauf an, daß der Einschlag etwas feiner als der Zettel wird, und verhüthen beym Spinnen die üble Gewohnheit so vieler Spinnerinnen, Flachsfäden hinzu zu flicken, wo ihnen der Garnfaden zu schwach wird. Dieses Zuflicken verderbt das schönste Garn, macht es knöpfig, schibt es zusammen, und ermüdet durch beständiges Reissen die Geduld des Webers, der ihnen entweder we-

gen Zeitverlust seine Arbeit theurer annehmen muß oder nachlässig arbeitet.

Julie. Es gibt zweyerley Arten das Garn zu spinnen, mit dem Rädchen und mit der Spindel, welche von beyden ist die vorzüglichste?

Auguste. Die Spindel, denn sie gewährt außer dem wirklich viel schöneren Garn auch noch den Vortheil, daß diese Art Spinnerey kein Getöse macht, daß der Arbeitszeug keiner Verbesserung bedarf, und daß die Spinnerinn ihre Geräthschaften überall leicht mit sich tragen kann. In jenen Gegenden Deutschlands, wo man sich durchgängig der Spindel bedient, spinnen die Mädchen beym Spatzierengehen; so wie wir stricken, die Kinder arbeiten bey dem Hüthen ihrer Heerden, und sind dadurch vor dem schädlichen tagelangen Müßiggange geschützt, selbst die Knaben wissen in jenen Gegenden eben so gut als die Mädchen mit der Spindel umzugehen, und erhalten dadurch für ihre freyen Stunden eine so angenehme als nützliche Beschäftigung.

Frid. Und warum führt man diese Art zu arbeiten nicht überall ein? wir würden dadurch auf ein Mahl große Vortheile erlangen.

Auguste. Eine bessere, gesittetere, nicht so ausschweifend muthwillige, und dem Nichtsthun ergebene Landjugend wäre der beste Vor-

theil davon. Tausende dieser Kinder wachsen im Müßiggange heran, der sie dann zu vielen Thorheiten und auch wohl zu groben Lastern verleitet, und uns nachher mit trägen verdrossenen Diensibothen versorgt. Zum Nichtsthun von Jugend auf gewöhnt, fällt ihnen, wenn sie heran gewachsen sind, die schwere Feldarbeit unerträglich; dieser zu entgehen laufen sie nach den Städten, allein ihre Absicht, bey fortgesetztem Müßiggange ihren Unterhalt zu finden, kann auch hier nicht erreicht werden; denn haben wir Städter schon keine so schwere Arbeiten für unsere Dienstleute als der Bauer, so sollen sie dafür, besonders die Mägde, bey der Handarbeit sitzen, deren sie eben so wenig gewohnt sind, und welcher sie also auch keinen Geschmack abgewinnen können.

Frid. Das ist es eben. Warum denkt man aber nicht darauf, diesem Übel abzuhelfen?

Auguste. Sie und Ihres gleichen, meine Liebe, welche Gott in den Stand setzte, Besitzer von weitläufigen Gütern und Herren über Tausende von Menschen zu seyn, könnten hierbey das Beste thun, wenn Sie endlich einmahl die heilige Pflicht einsehen möchten, die Ihnen auflegt, wie gute Ältern für alle Ihre Unterthanen zu sorgen, wenn Sie endlich einmahl anfin-

gen, Ihre Unterthanen nach den Grundsätzen der wahren, nicht nur scheinbaren und darum mißrathenen Aufklärung als Wesen zu betrachten, die einer, ihrem Stande und ihrer Bestimmung in der Welt angemessenen Erziehung eben so bedürftig, eben so werth sind als wir anderen, wenn besonders die adeligen Frauen und Fräulein anfangen möchten, sich der Landjugend anzunehmen, durch Aufmunterungen und Belohnungen den Fleiß, die Tugend dieser Menschenclasse zu beleben. Ein Hunderttheilchen des vielen Geldes, welches sie an Tändeleyen, an böse Beyspiele für diese Armen verschwenden, würde hinreichen dem Vaterlande durch die Bildung guter arbeitsamer Dorfkinder den ausgezeichnetsten Dienst zu leisten.

Frid. Und doch, liebe Auguste, schreibt man es nur der Aufklärung zu, daß alle Verderbnisse der Städte nun auch auf dem Lande herrschen.

Auguste. Mit vollem Rechte, mein Kind, aber die Schuld liegt nicht an der Aufklärung, sondern an dem Mißverstande, an dem Mißbrauch der Sache. Sie haben gewiß alle, wie Sie hier beysammen sind, schon oft genug von der Aufklärung reden gehört, welche von Ihnen kann mir nur sagen, was sie ist? — Nun? Sie

schweigen ja alle! Friderike sollte mir doch wenigstens antworten können.

Frid. Wirklich ich weiß nichts zu sagen. Es ist doch sonderbar, daß wir so oft von einer Sache reden, sogar darüber streiten, und nicht einmahl wissen, was sie ist. Doch, liebe Auguste, wir sind ja auch noch halbe Kinder, die Erwachsenen würden es besser zu erklären wissen.

Auguste. Der größte Theil wohl eben so wenig als Sie, und daher entstand das Unglück; man nahm etwas ganz Falsches für die wahre Aufklärung, die im Grunde gar nichts anders ist, als eine genaue richtige Kenntniß aller unserer Pflichten, und die damit verbundene Überzeugung von ihrer Nutzbarkeit, woraus der aufrichtige Wille und das thätige Bestreben entsteht, diese Pflichten zu erfüllen. Zu dieser Kenntniß müssen alle Menschen, die in einem Staate beysammen wohnen, weß Standes sie auch seyn mögen, geführt werden, wenn sie ruhig, also auch glücklich mit einander leben sollen. Der Bauer, das Landmädchen haben eben so gut ihren Antheil auszuübender Pflichten, wie die andern Stände, folglich müssen auch sie an dieser Aufklärung Theil nehmen, und können, ohne den größten Nachtheil, nicht davon ausgeschlossen werden; allein, diesen Endzweck zu errei-

chen gehört etwas mehr, als daß man dem Landmann sagt, er sey so gut ein Mensch als sein Herr, er habe gleiche Rechte mit ihm. Diese zwey Sätze, so wahr sie auch sind, sollten den letzten Punct bey dem Unterrichte des Landmannes ausmachen, und ihm erst dann vorgetragen werden, wenn er die Vortheile seines Standes nebst allen Pflichten, die ihm als Mensch, Christ und Unterthan obliegen, kennen gelernt und die Nothwendigkeit, sich darnach zu richten, recht überzeugend begriffen hätte, dann würde er auch wissen, was es mit jener Gleichheit seiner Rechte für eine Bewandtniß habe, und es würde ihm nicht einfallen, sich über seinen Herrn erheben zu wollen. So aber faßte man die Sache am letzten Ende, und bewirkte eine allgemeine Verwirrung; der Bauer, die Dienstmagd, setzen ihre gleichen Rechte nur darein, allen Leidenschaften zu fröhnen, die Arbeit zu verabscheuen, Geld aufzuhäufen, durch Trotz und unbiegsame Grobheit das Unrecht, so ihnen ihrer Meinung nach widerfährt, zu vergelten, und die Folge davon ist, daß Niemand mehr gehorchen, Alle befehlen wollen.

Frid. Ich glaube, Sie haben den Geist der Weissagung, liebe Auguste! Der alte würdige Oberbeamte von unsern Gütern beklagte

sich vor einigen Tagen fast mit Thränen bey meinem Vater über die Widerspenstigkeit der Unterthanen. Seitdem unsere Bauern aufgeklärt sind, sagte er, ist nichts mehr mit ihnen anzufangen, jede Abgabe scheint ihnen zu viel, jede gerechte Forderung der Herrschaft däucht ihnen ein himmelschreyendes Unrecht, und jede Frage um die Ursache ihres Starrsinns beantworten sie damit, daß sie eben so gut Menschen wären wie ihr Herr, und so wie dieser das Recht hätten nach ihrem Gutdünken zu leben. Der Beamte bat meinen Vater zum Schluß, die Schulen wieder eingehen zu lassen, weil der Unterricht, den die Bauern dort erhielten, der Grund all dieses Unheils sey.

Auguste. Und was beschloß der gnädige Herr auf diesen Antrag?

Frid. Das weiß ich nicht, liebe Auguste, denn mein Vater befahl mir, mich zu entfernen, und ich wagte es auch nachher nicht ihn darum zu fragen, weil er seitdem nicht guter Laune ist. Was würden aber Sie dazu sagen?

Auguste. Ich? Ich würde des Oberbeamten Bitte ohne Anstand auf so lange bewilligen, bis ich für meine Landkinder eine ordentliche Schuleinrichtung entworfen, und redliche Lehrer zu deren Ausführung gefunden hätte; denn ich wollte lieber unwissende, als böse Unterthanen haben,

bey einem schlechten Unterricht aber müssen sie böse werden.

Frid. Wie? Sie wollten der Unwissenheit aufs Neue den Zugang öffnen?

Auguste. Ich setzte ja auch hinzu, nur so lange, bis ich redliche Lehrer gefunden hätte, die ihrem Fache gewachsen wären, das heißt doch nicht die Unwissenheit wieder einführen wollen.

Frid. Und wo wollen Sie diese Menschen finden?

Auguste. Überall, mein Schatz! man dürfte diese Leute nur nicht wie Tagelöhner behandeln, sie gut bezahlen, ihrem ehrwürdigen Geschäfte die Achtung, welche ihm gebührt, bezeigen, sie gegen Mißhandlungen von Seiten unkluger Ältern schützen, und ihren Fleiß durch angemessene Belohnungen, durch die Aussicht auf Ruhe und gute Versorgung im Alter beleben, so würden sich ihrer genug finden. Dazu würde, wie ich vorhin sagte, der hundertste Theil jenes Geldes, das Sie, meine Gnädigen, auf Tändeleyen verschwenden, hinreichen. Es ist jetzt nicht Zeit weiter über diesen Gegenstand fortzufahren, indessen glauben Sie mir nur auf mein Wort, unser Glück, unsere Ruhe, unser Leben hängt mit der nothwendigen Ausbildung des Landvolkes und der ärmeren Menschenclasse in

Städten, aus der wir unsere Dienstleute nehmen müssen, so genau zusammen, daß eines ohne das andere nicht bestehen kann. Gewöhnen Sie sich bey Zeiten an den Gedanken, daß wir diesen beyden Volksclassen eine eben so getreue Sorgfalt für ihren Unterricht schuldig sind, als unsern eigenen Kindern, daß die Vernachlässigung dieser Pflicht uns in der Folge eben so elend machen wird, als es jene Ältern sind, die von ihren vernachlässigten und dadurch mißrathenen Kindern tausend Herzeleid zu erdulden haben, und nur gar zu oft durch sie in Schande, Schaden und Unglück gestürzt werden. — Julchen war so gefällig sich die Abtheilung aus der Götterlehre für sich von mir auszubitten, um meine schwache Brust zu schonen; ich danke Ihnen dafür hier öffentlich, und bitte Sie mich abzulösen.

Julie. Sie beschämen mich mit Ihrem Dank, liebe Auguste. Was können wir unvermögende Kinder für Sie anders thun, als Ihnen wenigstens einen kleinen Theil der Bemühung abnehmen, welche unsere Erziehung verursacht.

Wir haben schon in der letzten Abtheilung aus der Mythologie angemerkt, daß sich die Alten eine über alle ihre andern Gottheiten erha-

sene geheimnißvolle Macht dachten; sie nannten dieses Wesen Fatum oder Schicksal; und gaben ihm die Nacht zur Mutter, dadurch das nächtliche geheimnißvolle Dunkel anzuzeigen, worin sich eine Gottheit verbirgt, die alle menschlichen Begriffe übersteigt. Außer dem nannten die Griechen die Nacht noch eine Mutter alles Schönen und alles Schrecklichen; von ihr, sagten sie, geht des Tages Glanz hervor, sie ist die Mutter der unerbittlichen Parcen oder Schicksalsgöttinnen, Klothe, Lachesis, und Atropos, der Rachgöttinn Nemesis, welche verborgene Vergehungen straft, der Brüder Schlaf und Tod, wovon der eine die Menschen sanft und milde besucht, der andere aber ein eisernes Herz im Busen trägt. Sie ist ferner die Mutter der Träume, der Hesperiden, welche an den entferntesten Ufern des Oceans die goldenen Äpfel bewachen, des Betrugs, des nagenden Kummers, der hämischen Todessucht, der Mühe, welche sich nach Ruhe sehnt, des Hungers, des verderblichen Krieges und des Meineides.

Marie. Eine saubere Familie!

Auguste. Alle diese Kinder der Nacht bezeichnen dasjenige, was sich entweder von selbst dem Blicke der Menschen entzieht, oder was sie

als Laster selbst gern verhüllen, und man sieht hieraus, wie die Alten sich bemühten auch das Schrecklichste in gefällige Bilder einzukleiden, indem sie unter dem von der Nacht entsprossenen Schicksal die höchste Obergewalt vorstellten, deren altes Reich und ihre dunklen Plane weit außer dem menschlichen Fassungsvermögen liegen, wodurch aber die stolzen Wünsche der Menschen gehemmt, und dem Sterblichen seine Gränzen vorgeschrieben werden.

Julie. Für das Schicksal selbst hatte die Einbildungskraft der Griechen, so fruchtbar sie auch sonst war, dennoch keine Vorstellung, der Nacht aber gaben sie eine Gestalt, und man findet sie in verschiedenen Stellungen, meistens als ein junges reitzendes Weib abgebildet, wie sie die Brüder Schlaf und Tod entweder in ihren Armen hält, oder unter ihrem Mantel schützt, wovon der eine schläft, der andere zu schlafen scheint, der eine weiß, der andere schwarz von Farbe ist. Der Schlaf hat gewöhnlich einen Mohnstängel, und der Tod eine umgekehrte Fackel als Kennzeichen neben sich.

Ihre Töchter, die Parcen, werden oft zusammen, oft auch einzeln vorgestellt. Klotho hält einen Spinnrocken, Lachesis spinnt den Faden, und Atropos, mit der Schere be=

waffnet, wartet nur auf den Befehl des Schicksals den Faden abzuschneiden. Einzeln ist gewöhnlich nur Lachesis vorgestellt, welche von den Dichtern auch die schöne Tochter der Nothwendigkeit genannt wird, wie sie in jugendlicher Schönheit spinnend sitzt, einen Rocken vor, den andern hinter sich hat, zu ihren Füßen eine traurige und eine lachende Larve als eine Anspielung auf das menschliche Leben mit all seinen Abwechselungen von traurigen und fröhlichen Auftritten, wozu der zarte jungfräuliche Finger der hohen Schicksalsgöttinn den Faden spinnt, indem die einen ihr nicht wichtiger sind als die andern.

Zuweilen findet man auch diese Parce in ruhiger Stellung, sich auf eine Säule stützend, abgebildet, in der linken Hand den Rocken haltend, und mit dem Lebensfaden gleichsam spielend. Diese ruhige Stellung, womit sie auf die weit aussehenden Plane der Menschen lächelnd herab sieht, ist eine vorzüglich schöne Idee der Alten, die Eitelkeit aller menschlichen Entwürfe zu bezeichnen; ein Schnitt nach dem Willen der höchsten Macht trennt den Lebensfaden, und mit dieser Kleinigkeit ist alles, was der Stolz ersann, der Ehrgeitz bauete und der Geitz zusammen raffte, vernichtet.

Auguste. Die Parcen bezeichnen also die Allmacht der Gottheit, sie sind weiblich und schön gebildet, dadurch anzudeuten, daß die Gottheit nichts Unfreundliches, Beschwerliches oder Unbehülfliches an sich haben könne, daß aller Widerstand gegen diese Hoheit und Macht vergebens sey. Keine Leidenschaft leitet diese Dienerinnen oder (im wahren Verstande) den Willen der Allmacht, die durch sie vorgestellt wird. Der zart gesponnene Faden reißt nicht von ungefähr, er wird absichtlich zerschnitten; das Aufhören, Gerathen oder Mißlingen lag also auch nach dem Begriff der Alten nur in dem Willen einer höchst weisen Vorsehung, welche wir Gott und sie Schicksal nennen.

Julie. An die Vorstellung von den Parcen schloß sich in der Phantasie der Alten das Bild von den rächenden Furien oder Strafgöttinnen, und beyde Dichtungen gehen oft unmerklich in einander über. Diese Furien werden als schreckliche, aber dennoch ehrwürdige geheimnißvolle Wesen beschrieben, welche aus den bey der ersten Gewaltthätigkeit oder der Verwundung des Uranus vergossenen Blutstropfen entstanden. Es sind weibliche Gestalten, mit Schlangen statt der Haare. Man gibt ihnen Dolche, Fackeln oder Geißeln, die auch aus

Schlangen bestehen, in die Hände. Ihre Stellung ist meistens flüchtig, das Nacheilen der Strafe für Verbrechen damit anzudeuten.

Die übrigen alten Gottheiten sind: Amor, die himmlische Venus, Helios, Selene, Hecate, Ocean, Eurynome, Styx, Mnemosyne, Themis, Pontus, Nereus, Thaumas, Eurybia, Phorcis, und die schöne Ceto, Proteus, Chiron und Atlas, welche man selten in Abbildungen antrifft, ihre Nahmen müssen aber dennoch im Gedächtniß behalten werden, weil sie in der neueren Göttergeschichte, die vom Jupiter anfängt, alle nach und nach unter erneuerter Gestalt auftreten, wo wir dann auch zugleich das nachhohlen werden, was unter ihrem ersten oder alten Nahmen von ihnen merkwürdig ist.

Clarisse. Nun sehe ich doch, wie gut es ist etwas von der Mythologie zu wissen. Schon lange hörte ich von dem Lebensfaden und den Parcen reden, ohne es zu verstehen, und vor Kurzem erhielt mein Vater sogar einen, wie man sagte, sehr schönen Glückwunsch zu seinem Geburtstage, worin unter andern die Worte vorkommen: „Ich will die Parce bitten, Ihre furchtbare Schere für dich noch lange nicht zu gebrauchen." Der Nahme Parce kam mir höchst

lächerlich vor, und was eine Schere in einem Glückwunsch zu thun habe, konnte ich eben so wenig begreifen, als daß mein Vater diesen nebst noch einer Menge ähnlicher Ausdrücke, die mir eben so sonderbar vorkamen, schön finden könne.

Sophie. Schön könnte ich diese Ausdrücke darum doch nicht finden; mich würden die einfachen herzlichen Worte: „Ich bitte Gott dir ein langes Leben zu schenken," weit mehr freuen als diese Ausschweifung, die im Grunde doch nichts Besseres sagt.

Auguste. Etwas Besseres als eine herzliche Bitte zu Gott für seine Wohlthäter oder Freunde läßt sich nicht sagen, es kömmt aber darauf an, in welcher Absicht die mythologischen Redensarten benutzt werden, und dann ist es gewiß schön, wenn der Dichter einen Beweis seiner Geschicklichkeit ablegt; allein, im alltäglicheu Leben ist es Thorheit mit dergleichen Ausdrücken um sich zu werfen. Der Dichter bedarf ihrer oft zu feinen Wendungen, aber im Gespräche oder in einem gewöhnlichen freundschaftlichen Briefwechsel sind derley Anspielungen mißfällig und verrathen nicht selten eine thörichte eitle Prahlsucht. Ich hoffe also, Sie werden alle so klug seyn, und Ihre Kenntniß der Mythologie dazu anwenden, alles Schöne, Gute und Feine in Gemählden,

Bildsäulen, Schauspielen und dergleichen zu empfinden, ohne jemahls etwas davon sichtbar werden zu lassen.

Carol. Ja, liebe Auguste, das dürfte schwer halten. Wenn ich nun so etwas sehe oder höre, so wird mich auch die Begierde anwandeln zu zeigen, daß ich es verstehe, damit man mich für ein recht geschicktes Mädchen halte.

Auguste. Sie würden sich sehr bald in Ihrer Hoffnung betrogen finden, und nur für eine eitle Schwätzerinn gelten. So ging es wenigstens einst einem Mädchen in meiner Gegenwart, das bey einer Sammlung von Kupferstichen niemanden zu Worte kommen ließ, sie war noch dazu anfangs von der Gesellschaft aufgefordert worden, einige Stücke zu erklären, und man bewunderte ihre Geschicklichkeit; allein, nachdem diese geforderten Erklärungen vorüber waren, und sie sich noch ungeheißen zu allen übrigen drängte, fanden sich andere Frauenzimmer dadurch beleidigt. Sie hätte leicht an der Nachlässigkeit, mit der man ihre Bemühung aufnahm, bemerken können, daß es Zeit sey zu schweigen, aber die Eitelkeit machte sie blind, und sie mußte endlich die Kränkung ertragen, daß ihr eine ehrwürdige Frau schweigend die Göttinn der Be-

scheidenheit zeigte, und sie also, ohne ihr ein Wort zu sagen, äusserst beschämte.

Carol. Aber das Mißfallen der Andern über ihre Geschicklichkeit war doch auch Unrecht, vielleicht nichts als ein heimlicher Neid.

Auguste. Nein, mein Kind! es war Billigkeit. Man gab ihr ja Gelegenheit sich auszuzeichnen, und hatte sie also nicht beneidet, allein die gute Lebensart fordert schon von einem jungen Mädchen, in Gesellschaft nur das zu beantworten, worüber es gefragt wird, und die Gefälligkeit gebiethet jedem andern auch an einem Vergnügen Theil nehmen zu lassen, dessen Angenehmes wir empfinden. Wenn Sie Emilien heute die Fortsetzung der letzthin abgebrochenen Vorlesung erlassen, so will ich Ihnen dafür eine kleine Fabel erzählen, die das, was ich so eben sagte und was im menschlichen Leben zu beobachten so nöthig ist, deutlich machen kann.

Marie. Ich möchte zwar sehr gern wissen, wie es der guten Emy weiter ergangen ist, aber wir haben doch auch nöthig das gute Benehmen in Gesellschaft zu wissen.

Die Andern. Allerdings, wir bitten Sie um die Fabel.

Auguste. Die Weisheit selbst hatte sich einst, in menschliche Gestalt verhüllt, der Er-

ziehung einer liebenswürdigen jungen Fürstinn angenommen. Nach einigen Jahren führte sie ihre Schülerinn in den Tempel der Eigenliebe. Die Fürstinn war kaum über der Schwelle, so kam ihr schon ein Officier entgegen, der sich anboth, ihr alle Merkwürdigkeiten dieses Tempels zu erklären, welcher ihm zu Ehren erbauet wäre. Sehen Sie, meine schöne Fürstinn, fuhr er eifrig fort, hier alle meine Heldenthaten verewigt, alle diese prächtigen Gemählde schildern die Schlachten, welche ich gewinnen half, die Festungen, zu deren Eroberung ich beytrug. Die geheimen Aufträge, welche meine Geschicklichkeit glücklich ausführte, sind an jener Wand aufgezeichnet; hier stehe ich als Friedensunterhändler, dort entreisse ich den feindlichen Heerführern die Fahne, und auf dem Altar erscheine ich mit Ruhm gekrönt, umgeben von allem Ehrenzeichen, womit mein Monarch so viele Dienste einiger Maßen zu belohnen suchte. Sehen Sie, wie die Menge des gaffenden Pöbels mich bewundert, wie sie sich an meinen Thaten nicht satt sehen können. — Ach, so hören Sie doch den Träumer nicht an, rief ein schönes Frauenzimmer der Fürstinn zu, der Mensch spricht, als ob er dem Tollhause entsprungen wäre. Nur m e i n Bildniß steht auf dem Altar, meine

Schönheit ist es, die aller Augen auf sich zieht, und diese Gemählde rings herum bezeichnen alle die Wissenschaften, welche ich mir in so zartem Alter eigen zu machen wußte. Sehen Sie mich hier am Flügel, wie ich vor einer ansehnlichen Versammlung mit Beyfall spiele, hier, wie ich eine ganze Gemähldesammlung erkläre. Dort sind meine eigenen Zeichnungen in Farben gemahlt, jenen Prachtschirm habe ich gestickt, dort liegen eine Menge andere schöne Sachen von meiner Arbeit, kurz der Weihrauch, den Sie von dem Altare aufsteigen sehen, ist die allgemeine Bewunderung meiner Vorzüge. Ich wüßte nicht, wo auch nur ein Plätzchen für des Träumers Heldenthaten hätte übrig bleiben können.

Während dieses Geschwätzes hatte sich ein Mann vor die beyden Mädchen hingestellt, dessen ganze Stellung die peinlichste Ungeduld verrieth einen Augenblick zu erhaschen, wo er die Schöne unterbrechen könnte. Er benützte den Zeitpunct, wo sie Athem zu hohlen genöthiget war, und sagte mit einem hämischen Lächeln: In der That, mein schönes Kind, so sehr ich auch als Dichter Ihr Geschlecht verehre, so ist es mir doch nicht möglich Ihrer Eitelkeit dieß Mahl nachzugeben. Nur mich allein verehrt man hier. Sie können sich leicht davon überzeugen, wenn

es Ihnen gefällig ist die Inschriften unter diesen Gemählden zu lesen. Dieses hier ist eine Ode, die ich in meiner frühen Jugend zum Erstaunen aller Zeitgenossen verfaßte, jenes zweyte stellt eine Elegie vor, hier herum sind die schönsten Scenen aus meinen Schauspielen, dort Grabschriften, Sinngedichte, Fabeln, die mir vor Äsop, Lichtwer und La Fontaine den Vorzug erwarben. Der Tempel ist unaufhörlich mit Menschen angefüllt, die nicht satt werden können meine Werke zu lesen, und sie in Gemählden vorgestellt zu sehen. — In dem Augenblick faßte ein anderer Mann den Dichter ziemlich unsanft bey der Hand, als wollte er ihm den Puls fühlen. Einige tüchtige Aderlässe und wenigstens dreyßig Pfund Nieswurz für diesen Tollhäusler, sagte er zur Fürstinn, immer schwätzt er von seinen Gedichten und sieht nicht, daß nur meine Krankengeschichten hier herum abgemahlt sind. Auszehrende, Wassersüchtige, mit den unheilbarsten Krankheiten Behaftete sind hier, von mir gerettet, vorgestellt. Das hartnäckigste Übel muß meiner Kunst weichen, und die Dankbarkeit so vieler Genesenen hing alle diese Tafeln auf; als Hipokrates gemahlt, haben sie mein Bildniß auf den Altar gestellt, und das Volk dankt dem

Himmel, der ihm in mir einen Erretter von so vielen Martern geschenkt hat.

Über den eingebildeten Quacksalber! brummte eine rauhe Stimme hinter der Fürstinn hervor, die sich erschrocken umsah, ja wenn man alle die Leichen mahlen sollte, die er zur Erde beförderte, so dürfte leicht ein zehn Mahl größerer Tempel erfordert werden, aber hier ist von ihm gar nicht die Rede. Das Bildniß auf dem Altare stellt mich vor, wie ich auf dem Richterstuhl sitze, die Gerechtigkeit unparteyisch zu handhaben; auf den übrigen Gemählden sind die verworrensten Rechtshändel abgebildet, die mein Geist mit Salomons Weisheit zu entscheiden verstand.

Was? rief ein anderer, der den Richter wegstieß, ist der Mensch blind? Dieß sind ja meine vortrefflichen Gemählde, und ich selbst stehe als Apelles auf dem Altare, die allgemeine Bewunderung wird nur mir gezollt. — Zwanzig Stimmen erhoben sich nun auf ein Mahl, wovon eine die andere zu überschreyen suchte. Ich, ich stehe auf dem Altar! schrie jede. Das sind meine Compositionen in der Musik! — Das sind meine Bildsäulen! — Was fällt euch ein, meine Bücher sind hier aufgestellt! — Meine neuesten Entdeckungen in der Physik sind hier vor-

gestellt! — Da gab es Räthe, Richter, Beamte, Künstler, Handwerker, Mädchen, Frauen und Witwen, die alle sammt und sonders betheuerten, nur sie, und sie allein ständen auf dem Altare, nur ihre schönen Eigenschaften oder Verdienste wären abgebildet. Der Lärm nahm endlich so sehr überhand, daß die arme, davon betäubte Fürstinn mit ängstlichen Blicken ihre Begleiterinn aufsuchte, die sie lächelnd bey der Hand faßte und aus dem Gedränge hinaus führte.

Nun, was haben Sie gesehen, Prinzessinn? fragte die Weisheit ihre Schülerinn, als sie sich von ihrer Betäubung erhohlt hatte. Ich weiß nicht, antwortete sie, aber diese Leute sind wahrscheinlich alle unsinnig, denn in den wenigen Augenblicken, die ich vor dem Gedränge und Geschrey um mich her anwenden konnte, das Gemählde auf dem Altare zu betrachten, schien es mir, als ob ich mein eigenes Bildniß sähe; rund herum an den Wänden aber war das wenige Gute aufgezeichnet, dessen ich mir bewußt bin.

Die Eigenliebe hat also auch bey Ihnen ihre Macht bewiesen, versetzte die Weisheit, sie ist es, die jeden Sterblichen glauben lehrt, alle andere Menschen hätten sonst nichts zu thun, als ihn zu bewundern, und mit seinen Verdiensten

eben so unaufhörlich beschäftigt zu seyn, wie er selbst; er bedenkt nicht, daß eben darum, weil ein jeder, von der nähmlichen Eigenliebe besessen, nur für sich selbst eingenommen ist, und nicht Zeit haben kann auf etwas anderes zu denken, für ihn also keine Bewunderung übrig bleibt. Der Vernünftige allein erblickt sein Bild wirklich auf dem Altare, verhält sich aber, mit dem stillen Beyfall seines eigenen Bewußtseyns zufrieden, ruhig, und sucht, wie Sie, aus dem Gedränge zu kommen. — Behalten Sie diese letzten Worte der Weisheit gut, meine Lieben! Eben diejenige Eigenliebe, welche uns antreibt unsere Kenntnisse zu zeigen, beseelt auch alle andere Menschen, mit denen uns Zufall oder Gewohnheit, oder andere häusliche Verhältnisse zusammen führen; Sie verzeihen es nicht, wenn man nur immer allein auf dem Altare der Bewunderung stehen will, und versuchen es, sich zu unserem Nachtheil selbst darauf zu setzen. Wollen Sie geliebt werden, wollen Sie überall gerne gesehen seyn, so gönnen Sie Andern auch einen Platz auf dem Altärchen; zeigen Sie nicht prahlend, was Sie können, sondern geben Sie vielmehr Andern Gelegenheit, Proben ihrer Geschicklichkeit abzulegen.

Frid. Und was wird meine arme Eigenliebe indessen für eine Figur machen, wenn sie sich im-

mer zurückziehen muß? Ich finde es billig, daß auch Andere an die Reihe kommen, aber wenn es in der Welt so zugeht, wie in diesem Tempel, so läuft man Gefahr ganz übersehen zu werden.

Auguste. O dafür lassen Sie Ihre vernünftige Eigenliebe sorgen, die, wenn sie ihr Bestes recht versteht, eine sehr glänzende Rolle spielen wird, oder ist es etwa nicht schmeichelhaft, wenn man bey der Entfernung aus einer Gesellschaft jedermann mit sich vergnügt zurückläßt, wenn man sich ungern entbehrt sieht, wenn man gesucht wird, und alle Bekannte laut unsere Gutmüthigkeit preisen? Die vernünftige Eigenliebe findet sich durch dieses feine Vergnügen unendlich mehr geschmeichelt, als durch alle Vorzüge, die Sie nur mit dem Schmerze Ihrer Nebenmenschen erkaufen müßte, die gute, edle Eigenliebe, sage ich, wird nie ein anderes Vergnügen begehren, denn was die böse, hochmüthige betrifft, welche nur auf Kosten Anderer glänzen, nur stets allein auf dem Altare sitzen will, die wird ein edles Herz, wenn sie sich melden sollte, schreyen lassen, ohne darauf zu achten, damit sie sich aus Verdruß über die schlechte Aufnahme ganz entferne.

Amalie. Ich dachte, die Weisheit würde

ihrer Schülerinn einen kleinen Verweis geben, daß sie sich doch auch auf dem Altare erblickte.

Auguste. Dann hätte sie nicht die Weisheit selbst seyn müssen, welche einsieht, wie nothwendig der Mensch seiner Eigenliebe bedarf, tugendhaft zu werden und zu bleiben. Nur der Wunsch nach Glückseligkeit, diese erste von der Eigenliebe bewirkte Empfindung, macht, daß wir uns umsehen, wo und wie die Glückseligkeit zu finden seyn möchte; eine reife Überlegung zeigt uns den Weg dazu nur in der Tugend, und nun spornt die Eigenliebe uns wieder, diesen Weg einzuschlagen. Die Ausübung der Tugend gewährt uns ein süßes Gefühl der innigsten Zufriedenheit, und siehe da, sogleich lispelt uns die Eigenliebe wieder ins Ohr: Weil dir auf diese Art wohl ist, so mußt du dabey nicht nur beharren, du mußt noch weiter zu gehen suchen, um dein Wohlseyn noch mehr zu erhöhen.

Frid. Ja das ist alles recht gut, und ich bin auch meiner Eigenliebe vielen Dank schuldig, aber man soll doch nicht auf seine Tugenden stolz seyn, und sich, um mich Ihrer Fabel zu bedienen, nicht auf dem Altare sehen.

Auguste. Allein wohl nicht, aber in Gesellschaft, so daß man auch Andere gern, ohne Mißgunst oder Neid, wenigstens neben sich sieht,

ihnen durch näheres Zusammenrücken sogar noch Platz zu machen sucht, oder dem, der mühsam auf den Altar steigt, eine helfende Hand biethet — verstehen Sie, was ich damit sagen will, meine Kleinen?

Marie. O ja, wir sollen nicht neidisch auf die Vorzüge Anderer seyn, wir sollen ihnen auch Gelegenheit geben, diese Vorzüge zu zeigen, und jenen, die nicht recht damit fortkommen können, helfen.

Auguste. Wie wollen Sie das anfangen?

Marie. Zuerst will ich mich hüthen über alles, was ich gelernt habe, eher etwas zu reden, als man mich frägt; werde ich gefragt, so will ich nur gerade so viel sagen, als die Frage mit Gefälligkeit zur Beantwortung fordert. Ferner will ich meine Arbeiten oder andere Geschicklichkeiten niemahls zur Schau auskramen, oder sonst ungeheißen vorzeigen. Ich will mich freuen, wenn meine Freundinnen oder andere Menschen aufgefordert werden, das Gute oder Schöne, was sie wissen oder besitzen, sehen zu lassen, und ich will denen, welche übersehen werden, oder zu furchtsam sind, sich geltend zu machen, helfen, daß auch sie an die Reihe kommen. Wenn, zum Beyspiel, so ein furchtsames Häschen wie unser Malchen, das sich hinter alle verbirgt, sobald

von Musik oder Gesang die Rede ist, will ich einigen aus der Gesellschaft wie von ungefähr erzählen, was für eine angenehme Stimme in ihr verborgen liegt, wie meisterlich eine andere zu arbeiten versteht, wie viel eine dritte gelesen hat und so weiter.

Auguste. Sehr gut, meine liebe Marie. Sagen Sie mir nun Friderike, wenn Sie nach einem langen, beschwerlichen Unterricht in irgend einer Kunst die traurige Entdeckung machten, daß alle Ihre Mühe verloren sey, daß es Ihnen, trotz alles angewandten Fleißes, nicht möglich wäre, einen Schritt weiter zu kommen, wie es unserm Clärchen erging, die nach einem jahrelangen Unterricht in der Musik noch nicht vermögend war den Tact zu unterscheiden, was würden Sie thun?

Frid. Aufhören mich mit etwas zu quälen, wozu mir die Anlage fehlte, so wie Clärchen die Musik aufgab, weil sie überzeugt war, daß ihr die nothwendigste Anlage, ein musikalisches Gehör, fehlte.

Auguste. Eben so würde der Mensch aufhören nach der Tugend zu streben, wenn er nie einsehen könnte, ob ihn sein Bestreben wirklich besser gemacht habe oder nicht; es ist ihm also nothwendig sein eigenes Gute zu kennen, sich zu=

weilen auf dem Altärchen zu erblicken. Was thut also eine mit guten Musikanlagen versehene Schülerinn, wenn sie mit Vergnügen ihre Fortschritte bemerkt? Carolinchen wird uns darüber Auskunft geben können, sie ist so eine kleine Hexenmeisterinn am Flügel, der sie hoffentlich den Vorzug nicht streitig machen werden?

Emil. Ach! den muß ihr jedermann einräumen, sie übertrifft uns alle bey weitem.

Auguste. Wie ist Ihnen bey diesem Ausspruche zu Muthe? — Aber antworten Sie ohne alle Zurückhaltung.

Carol. Ich danke, meine lieben Freundinnen, für Ihre Güte, fühle aber, daß Sie mir nur Gerechtigkeit widerfahren lassen. Verzeiht mir meine Lieben! Auguste befahl mir, mich aufrichtig zu erklären; unterdessen muß ich doch auch gestehen, daß jeder neue Fortschritt in der Musik mir deutlicher beweist, wie viel mir noch fehlt, und daß sie eine Kunst ist, worin man niemahls auslernt.

Auguste. Macht Sie diese Bemerkung muthlos?

Carol. Sie ist mir vielmehr der stärkste Antrieb, es darin so weit als möglich zu bringen.

Auguste. Die kluge Eigenliebe erweckt in dem Herzen desjenigen, der mit Vergnügen sei-

ne Fortschritte auf dem Wege der Tugend bemerkt, den nähmlichen Vorsatz. Sie lehrt ihn zugleich das noch Abgängige einsehen, und mit jedem Schritte, den er in seiner Selbstbesserung thut, öffnet sich die erweiterte Aussicht nach jenem höchsten Ziele der Vollkommenheit, zu dem wir nur mit Anstrengung hinanklimmen können. Tröstlich ist es dann auf diesem Wege noch mehr Wanderer anzutreffen, von denen einige schon weit voraus sind, denn sie beleben unsere Hoffnung ihnen nachzukommen, tröstlich ist es, andere neben sich zu haben, die uns Gesellschaft leisten, noch tröstlicher, andere hinter sich zu wissen, und ihnen mit Liebe Muth zum Nacheilen einzusprechen. Sehen Sie, meine Lieben, auf diese Art kann man es denn doch erträglich finden, nicht immer allein zu glänzen, Andern entweder seinen Platz manchmahl entweder gar einzuräumen, oder doch mit ihnen zu theilen, nie aber wird die kluge Eigenliebe einen ausschließenden Vorzug verlangen oder auch nur wünschen, sie ist zu klug ihren eigenen Schaden zu begehren, denn so wenig sie es vertragen könnte immer verdrängt zu werden, eben so wenig ertrügen es Andere von ihr. Wer in der Welt nur halbweg ruhig zu leben wünscht, muß diese Schonung für seine Mitmenschen nicht außer Acht lassen.

Marie. Wie wird denn die Göttinn der Bescheidenheit abgebildet?

Auguste. Als ein junges, schönes Mädchen, das den Blick sittsam zur Erde schlägt, zu ihren Füssen liegt der Pfauenschmuck als das Sinnbild des Stolzes, nebst einem Fühllhorn mit Ehrenzeichen und Kleinodien, auf denen sie zwar steht, aber sie nicht zu bemerken scheint.

Sophie. Wie konnte denn der Dichter seine Gedichte sogar gemahlt sehen? Verse lassen sich ja nicht mahlen.

Auguste. Die Verse selbst nicht, aber der Gegenstand der Verse.

Marie. Was ist also der Gegenstand einer Ode und einer Elegie?

Auguste. Die Ode hat meistens erhabene oder heilige Gegenstände zu besingen, z. B. das Lob der Gottheit, den Ruhm eines Helden u. d. gl.; sie wird unter dem Bilde einer Göttinn vorgestellt, die ohnehin später in der Mythologie vorkömmt. Nach dem, wovon der Lobgesang handelt, werden auch die Verzierungen der Göttinn abgeändert. Bey geistlichen Liedern ziert ein Sternenkranz ihr Haupt, und ihr Blick ist gen Himmel gerichtet; sind es Heldenlieder, so ist sie mit Lorbern bekränzt, und hat eine Trompete neben sich liegen.

Elegien heißen alle Trauergesänge. Die Göttinn der Elegie hält eine Leyer und ein Thränentuch in der Hand, ihr Haar hängt nachläßig um die Schultern; oft steht sie neben einer Urne oder einem Grabmahl, wenn der Trauergesang nähmlich Verstorbene angeht.

Frid. Wie viel Gattungen von Gedichten gibt es wohl?

Auguste. Neun, sie heißen die Epopee oder das Heldengedicht, die Tragödie, die Ode, die Elegie, die Komödie, die Idylle, die Fabel, die Satyre und das Epigramm oder Sinngedicht.

Frid. Können sie alle wie die Ode und Elegie abgebildet werden?

Auguste. Ja, aber es ist heute zu spät weiter davon zu reden, auch kommen sie ohnehin in dem Verfolge der Göttergeschichte vor.

Sechs und fünfzigstes Gespräch.

Marie. Die zweyte von den Hauptlehren Jesu, und gewisser Maßen die vornehmste von allen, bestand darin, daß Gott, zum höchsten Beweise seiner Liebe gegen die Menschen, ihnen seinen Sohn in die Welt gesandt habe, damit

sie durch ihn zur Liebe und zum Gehorsam gegen Gott, und zur Verabscheuung der Sünde gebracht werden möchten. Ich, der Sohn Gottes, sagte Jesus, nahm nur die menschliche Natur mit allen ihren Schwachheiten an, um sowohl eure Seligkeit auf Erden, als auch in einer andern bessern Welt zu befördern; durch mich wird euch mein Vater, seine Eigenschaften, sein Wille, und was ihr zu hoffen oder zu fürchten habt, bekannt gemacht. Ich werde euch den unglücklichen Zustand eurer Seelen aufdecken, und da ihr unaufhörlich mit Irrthümern und Verbrechen wechselt, so sollt ihr von mir lernen, wie jene zu bessern, diese zu vermeiden sind, worin überhaupt eure Pflichten bestehen und wie ihr sie auszuüben habt. Um euch aber zu überzeugen, daß der Mensch alles, was Gott von ihm fordert, leisten könne, nahm ich mit eurer Gestalt auch eure Schwachheiten an, denn ich bin nebst meiner Gottheit auch ein Mensch wie ihr, euch zum Vorbild aufgestellt, wie der Mensch heilig und vollkommen seyn kann. Endlich wenn ich euch alles gelehrt haben werde, was mir mein Vater an euch aufgetragen, und durch mein Beyspiel zu bestätigen befohlen hat, werde ich mein Menschenleben für euer ganzes Geschlecht hingeben; durch diesen Opfertod erhaltet ihr Be-

gnadigung von Gott, eure Sünden werden dadurch getilgt und die damit verdienten Strafen erlassen, die heiligmachende Gnade, das heißt, ein mächtiger Antrieb und die hinlängliche Kraft zur Frömmigkeit nebst der frohen Gewißheit, in einem ewigen Leben unendlich selig zu werden, erwerbe ich euch; doch könnt ihr alle diese von mir erworbenen Wohlthaten nur dann genießen, wenn ihr, nebst dem gläubigen Vertrauen in mich, euch ernstlich bestrebet durchaus gebessert zu werden, und als von mir Erlöste ganz nach meinen Vorschriften zu leben. Denn ich verschaffe euch nicht deßwegen Verzeihung der Sünden durch einen so schmerzhaften Tod, den ihr mich leiden sehen werdet, damit ihr mit erneuerter Frechheit sündigen könnt, sondern daß ihr aus der Größe meines Leidens auch die Schwere und Abscheulichkeit der Sünde erkennet, euch davor hüthen, der begangenen Fehler schämen, und Gott zu beleidigen fürchten lernet, wenn ihr sehet, wie viel mich Unschuldigen die Tilgung eurer Schulden kostet.

Carol. Hierauf erklärte Jesus, worin die göttlichen Gebothe beständen und wie sie beobachtet werden müßten; denn so deutlich sie den Juden durch Moses waren gegeben worden, und so oft sie nachher darüber noch von andern Prophe-

ten Unterricht erhalten hatten, so irrten sie doch zu den Zeiten Jesu wieder sehr stark. Ihre Lehrer, darunter besonders die Pharisäer (eine heuchlerische Secte), hatten sie beredet zu glauben, die wahre Frömmigkeit bestände in der strengen Beobachtung äußerlicher Pflichten des öffentlichen Gottesdienstes, das heißt, in Almosengeben, reichlichen Opfern, vielen lauten Gebethen, Fasten u. d. gl. Grobe Laster, sagten sie, welche ein öffentliches Ärgerniß geben, müsse man vermeiden, allein böse Begierden und geheime Fehltritte könnten schon entschuldiget werden. Jesus hingegen wollte die Menschen vom Grunde aus gebessert wissen; er bewies ihnen, daß Gott eben sowohl auf ihre Gedanken und Neigungen sähe, als auf die Werke, daß es ihnen, wenn jene nicht ganz nach seinen heiligen Gebothen eingerichtet wären, nichts helfen könne, durch äußere, heuchlerische, wiewohl in die Augen fallende fromme oder andächtige Handlungen etwas anderes zu scheinen, als sie wären; er sagte ihnen bestimmt, daß solche Andachtsübungen bey einem bösen Herzen die abscheulichste Heucheley seyen, ein vor Gott so gräuliches Laster, daß er, der sonst so sanfte gütige Lehrer, es mit seinem siebenfachen schrecklichen Wehe oder Fluche belege. Für ein eben so schweres Verbrechen erklärte Je-

sus, heimlichen Haß und Feindschaft gegen seinen Nebenmenschen zu nähren, weil es vor Gott so viel als ein verübter Todtschlag gelte, denn, setzte er hinzu, alle Menschen sind Gottes Kinder, alle Brüder unter einander, als solche müßt ihr euch betrachten, euch wie gute Geschwister lieben, einander helfen, rathen, trösten, unterstützen und verzeihen, kurz euch gegen jedermann so betragen, wie ein jeder von seinem Nebenmenschen behandelt zu werden wünscht. Alles das aber, nebst der übrigen getreuen Beobachtung aller Gebothe, müsse ein wahrer Verehrer Gottes nur aus Liebe und Dankbarkeit für die ihm durch Jesum neuerdings verliehene Gnade erfüllen, freywillig, ohne Zwang, ohne Überdruß müsse er bereit seyn, diesem guten Gott alles aufzuopfern, jede Prüfung willig von ihm anzunehmen, und durch eine gänzliche Hingebung beweisen, daß er Gott mehr als sich selbst liebe.

Clarisse. Auf diese Art machte der göttliche Lehrer Jesus seinen Schülern die Ausübung aller Pflichten zur freudigsten Beschäftigung, zu einem Mittel, schon auf Erden ihre Zufriedenheit darin zu finden, da sonst die Menschen, wenn sie auch ihre Pflichten größten Theils kannten, sie doch nur aus Furcht vor der Strafe,

mit Zwang und Unmuth befolgten. Sie fürchteten Gott, ohne ihn zu lieben, wie die Heiden ihren donnernden Jupiter, sie sahen in ihm nur den strengen unerbittlichen Richter, und vergaßen über dieser knechtische Furcht zu bedenken, daß dieser strenge Richter doch auch ihr guter Vater wäre, den nur ihre Ungezogenheiten die Strafruthe zu gebrauchen zwängen, und der selbst diese Strafe nicht aus Zorn oder Rache, sondern nur zu ihrer Besserung über sie verhänge. Darum prägte Jesus seinen Schülern vor allen Dingen die innigste Liebe, und das unbedingteste Vertrauen gegen Gott ein, und welches Geboth konnten die Menschen, seitdem er zu ihnen herabgekommen war, wohl leichter befolgen, als einen Gott zu lieben, diesem gänzlich zu vertrauen, der ihnen seinen eigenen Sohn zum Lehrer und Erlöser sandte? Deßwegen munterte er sie auch auf, sich oft und innig im Gebethe an ihn zu wenden, damit sie aber auch fähig wären ihr Gebeth ordentlich einzurichten, und überhaupt wissen möchten, wie oder was sie von Gott zu bitten hätten, gab er ihnen jene Vorschrift, die wir noch jetzt unter dem Nahmen des G e b e t h e s d e s H e r r n oder des V a t e r u n s e r s besitzen, eine Vorschrift, die für jeden Menschen gleich brauchbar ist, und alle unsere Bedürfnisse an Seel und

Liebe in sich faßt. Es ist eines jeden Christen Pflicht, dieses von unserem göttlichen Lehrer selbst empfohlene Gebeth oft zu sprechen; wenn aber das häufige Wiederhohlen desselben endlich zur Gewohnheit wird, wenn man bey dem Hersagen nichts oder gar an etwas anderes denkt, wenn man sich nicht die Mühe gibt es gehörig zu verstehen, so kann es auch kein Gebeth genannt werden, und der Mensch, welcher so damit verfährt, sündiget noch, weil er leichtsinnig die große Wohlthat hintanwirft, Gott den Zustand seines Herzens, alle seine Leiden und Bedürfnisse, wie ein Kind seinem guten Vater, vortragen zu dürfen.

Julie. O liebe Auguste! ich habe also in meinem Leben noch niemahls recht gebethet, denn ich verstehe das Vaterunser nicht, und sage es her, wie man eine auswendig gelernte Sprachlection auffsagt, meine Gedanken sind dann gewöhnlich mit etwas ganz anderem beschäftiget.

Auguste. Die Worte dieses Gebethes sind doch so einfach, so deutlich, daß sie jedermann verstehen muß.

Julie. Ja, aber sie sagen auch so wenig. Ach! ich hätte den lieben Gott um ganz andere Dinge zu bitten, als in dem Vaterunser enthalten sind.

Auguste. Nun sehe ich in der That, daß Sie es nicht verstehen. Es ist durchaus unmöglich, Gott um mehr oder um etwas anderes, als in dem Vaterunser enthalten ist, zu bitten, außerdem ist es auch für jeden Menschen die kräftigste Aufmunterung zur Besserung, weil er sich sonst sein eigenes Urtheil spricht. Überlegen Sie einmahl die Worte, den Sinn jeder Bitte, und Sie werden es bald selbst unmöglich finden, noch eine andere Bitte beyzusetzen, wenn Sie anders nach den Lehren Jesu Ihr Gebeth einrichten wollen.

Julie. O so haben Sie doch die Güte diese Überlegung mit uns anzustellen, sie ist uns gewiß so nothwendig als jeder andere Unterricht.

Auguste. Sie haben Ihre Katechismen, meine Lieben, worin sich alles findet, was ich darüber sagen könnte; auch liegt die Ursache, warum Sie Ihr Gebeth so leichtsinnig verrichten, nicht in dem Mangel an Verständniß, wohl aber an der ganzen Art, wie Sie bethen. Bedenken Sie wohl vor irgend einer Andachtsübung, welch ein Geschäft Sie unternehmen wollen? sind Sie bemüht sich Ihnen Gott, es sey nun zu Hause oder in der Kirche, so recht als gegenwärtig vorzustellen, so zum Beyspiele, als ob Sie vor Ihren Monarchen hintreten woll-

ten, ihm eine dringende Bitte vorzutragen, von deren Gewährung Ihr Glück abhinge?

Julie. Daran denke ich niemahls. Ich bethe, weil man mich von Jugend auf gewöhnt hat, alle Tage ordentlich mein Morgen- und Abendgebeth zu verrichten, das, außer dem Gebethe des Herrn, in noch einigen Nebengebethen besteht, die von mir eben so wie jenes aus Gewohnheit hergesagt werden. Ich bethe in der Kirche mit nicht viel mehr Aufmerksamkeit, weil mir durch das öftere Wiederhohlen unsere Gebethformeln so geläufig sind, daß ich bey ihrer Wiederhohlung gar nicht zu denken nöthig habe.

Auguste. Und ein solches unbedachtsames Lippenbewegen nennt eine Christinn Gebeth? Kann denn das auswendig gelernte Hersagen gewisser Worte eine Bitte genannt werden? Würden Sie von Ihrem Landesfürsten oder nur von dem geringsten Menschen etwas erhalten können, wenn Sie nicht vorher bedächten, mit wem oder worüber Sie sprechen wollten? und erinnern Sie nicht schon die ersten Worte des Vaterunsers daran, mit wem Sie es zu thun haben? sagt Ihnen das erste Wort nicht, ich rede mit meinem gütigsten Vater, von dem ich schon so unbeschreiblich viel Gutes erhielt, von dessen Liebe ich noch mit Gewißheit alles zu erhalten hoffen

kann, was mir wirklich nützlich ist? Seine Wohnung heißt zwar eigentlich der Himmel, aber er umgibt mich mit seiner schützenden Gegenwart, er hört auch aus diesem Tempel, aus meinem einsamen Schlafkämmerchen die Seufzer seines Kindes, er ist wie ein guter Vater bereit mir zu helfen, ich kann mich also mit ungemessenem Vertrauen zu dem Allgegenwärtigen wenden. Aber was soll ich bitten? mein Herz ist voll, meine Leidenschaften fordern so manches, wie leicht könnte ich um mein Unglück bethen. Gut, mein Heiland gibt mir ja die Vorschrift, ich soll zuerst um die Ausbreitung der Religion, um die Verherrlichung Gottes bitten, weil dadurch alle Menschen selig werden, und da wir armen unverständigen Menschen übrigens nicht zu unterscheiden vermögen, worin das, was uns nützlich ist, bestehe, so bitte ich nur, daß Gottes Wille, wie im Himmel, also auch auf Erden geschehe. Ich übergebe hiemit mich selbst mit allem, was mir auf Erden theuer ist, in die väterlichen Hände der höchsten Weisheit, fest überzeugt, daß mir unter ihrem Schutze nichts Böses widerfahren kann, darum bin ich auch bereit von dieser Vaterhand alles, es sey nun Freude oder Leid, willig anzunehmen. Gib uns nur, lieber Vater, die tägliche nothwendige Nahrung, damit wir

nicht von Nahrungssorgen entkräftet, zu deinem freudigen Dienste unfähig werden. Ich bin aber auch ein fehlerhaftes Geschöpf, das deiner Verzeihung, ach, nur zu oft bedarf, dieß erkenne ich in Demuth und bitte dich darum, so wie ich denen vergebe, die mich beleidiget haben. Schütze mich gegen allzu heftige Leidenschaften, und erlöse mich von dem größten Übel, von der Gefahr, dir durch Sünden mißfällig zu werden. — Nun, meine Kinder, was bleibt Ihnen noch zu bitten übrig, nachdem Sie sich Ihrem gütigen Vater im Himmel ganz übergeben haben?

Julie. Nichts mehr, aber wer bethet auch auf diese Art?

Auguste. Ein jeder Mensch, der auf das, was er spricht, auch denkt, es kommt da nicht auf bestimmte Wortformeln an. Das Vater unser ist im Ganzen selbst nichts anders, als eine Art Muster, wie die Gegenstände des Gebethes gereihet werden müssen; zuerst das Himmlische oder was unsere Seele angeht, dann die Bedürfnisse unseres Erdenlebens, endlich die Erkenntniß unserer Schwachheit als ein Gegenmittel des Stolzes nebst einer beyläufigen Erinnerung an die, so oft empfohlene, unentbehrliche Bruderliebe, kindliches Vertrauen, Dank, Hoffnung und trostvolle Erwartung, erhört zu wer-

den. Kürzer und bündiger lassen sich alle eben genannten Gesinnungen nicht ausdrücken, als in dem Gebethe des Herrn, darum behält es auch die Kirche als ein theures Vermächtniß ihres göttlichen Stifters ganz unabgeändert bey, und jeder Christ ist schuldig es eben so anzuwenden. Finden Sie sich aber gedrängt, Ihr Herz in mehreren Worten vor Gott auszudrücken, gut, er hört Sie stets gern, befolgen Sie dann nur die Vorschrift Ihres göttlichen Meisters, zuerst um die ewigen, und nur als Zugabe um die zeitlichen Güter zu bitten, und Sie mögen bethen, so lange oder so viel, oder in welchen Ausdrücken Sie wollen, so werden Sie doch nicht mehr gesagt haben, als im Vaterunser enthalten ist. Übrigens, meine Kinder, ist es besonders in Ihrem, dem Leichtsinn so sehr ausgesetzten, Alter eine sehr mißliche Sache, täglich die nähmlichen Gebethformeln zu wiederhohlen; gewöhnen Sie sich lieber, außer dem bedachtsamen Bethen des Vaterunsers, Gott mit Ihren eigenen Worten anzureden, ihm Ihre Wünsche, Ihre Anliegen, Ihre Bitten so ungekünstelt vorzutragen, wie Sie mit Ihren guten Ältern oder andern lieben Freunden sprechen, dieß wird Sie gegen alle ausschweifende Gedanken beym Gebethe schützen, Ihr Herz an Gott ketten, Ihr

Vertrauen zu ihm lebendig erhalten, und Sie in jeder Verlegenheit Ihre Zuflucht zu ihm nehmen lehren. Vergessen Sie auch nie, einen Augenblick vorher, ehe Sie sich zum Gebethe niederlassen, zu bedenken, mit wem Sie sprechen wollen, so wird Sie keine Lust anwandeln unachtsam zu seyn, und dann werden Sie auch das Glück haben den Trost des Gebethes zu fühlen.

Frid. Was ist der Trost des Gebethes?

Auguste. Ein süßes inniges Gefühl der höchsten Zufriedenheit, womit der gütige Gott seine Getreuen schon in diesem Leben begnadiget, wenn sie sich mit kindlichem Vertrauen an ihn wenden, eine Seligkeit der Empfindung, die nur gefühlt, nicht beschrieben werden kann. Sie werden von einem vertrauensvollen demüthigen Gebethe nie ohne diese angenehme Empfindung aufstehen, die jener süßen Beruhigung einiger Maßen gleicht, welche entsteht, wenn man sich so recht von Herzensgrunde mit einem treuen Freunde besprochen hat. Es gab Menschen, die unter den bittersten Erdenleiden erliegen zu müssen glaubten, das Gebeth erhielt sie aufrecht, und auf ihrem von Kummer verzehrten Gesichte glänzte ein Strahl jener seligen Freude, die uns einst jenseits des Grabes für alles hier überstandene Ungemach entschädigen wird. Außer dem

glauben Sie ja nicht, daß es irgend eine Gebethformel geben kann, die eine ausschließende Kraft an sich hätte; die Worte thun nichts zur Sache, Ihr Herz, Ihre Gesinnungen müssen den Worten Kraft geben. „Ihr sollt nicht viele Worte machen wie die Heiden," sagt Christus, und der Apostel Paulus setzt hinzu: „Alles, was ihr thut, alle eure Geschäfte verrichtet im Nahmen des Herrn," das heißt, alle eure Pflichten erfüllet aus Gehorsam gegen Gott, und so wird euer ganzes Leben ein anhaltendes Gebeth seyn. — Lassen Sie uns nun zur Weltgeschichte übergehen.

Wir haben es nun mit dem letzten Volke aus der alten Welt zu thun, welches Sie, meine Kinder, kennen lernen müssen, und dieses Volk sind die Römer. Ihre Geschichte kettet die alte und neue Weltgeschichte an einander, denn es ist noch nicht vier hundert Jahre, da ihr Staat nach einer mehr als zwey tausendjährigen Dauer gänzlich aufhörte. Die ausgezeichnete Tapferkeit der Römer, ihre Vaterlandsliebe, ihre vielen Eroberungen, die Menge vortrefflicher Männer, welche sie unter sich hatten, machen sie besonders merkwürdig. Ihre Sprache ist die einzige von allen alten Sprachen, die sich lebendig erhalten hat, aus ihr entstanden die meisten noch jetzt bestehenden Europäischen Sprachen;

auch haben die Römischen Gesetze zum Theil noch ihre Gültigkeit behalten, nachdem der Staat, für den sie gegeben wurden, aufgehört hat zu seyn. Auch sind noch viele Denkmähler von ihnen übrig, deren Größe und Festigkeit bey jedem denkenden Menschen die Begierde entflammt, mit ihren Stiftern bekannt zu werden.

Frid. Die Römische Nation entstand und setzte sich in einem Lande fest, das schon von der Natur zum Wohnsitze eines freyen Volkes und eines mächtigen Reiches bestimmt zu seyn schien. Italien ist nicht nur eines der angenehmsten, fruchtbarsten Länder, es ist auch auf allen Seiten mit vortrefflichen Vertheidigungsmitteln umgeben. Da, wo es gegen Mitternacht an das übrige Europa gränzt, liegt eine Reihe sehr hoher, schwer zu ersteigender Gebirge, auf den drey übrigen Seiten ist es von Meeren umgeben. In diesem Lande wohnten lange vorher, ehe sich das Römische Volk bildete, viele kleine Völkerschaften, und darunter auch Griechen, denn von den Pelasgern, welche die ersten Bewohner Griechenlands waren, zogen sich auch viele in dieses nur durch einen schmahlen Streif des Meeres von ihnen entfernte Land; sie besaßen unter dem Nahmen der Etrusker das jetzige Toskanische bis an die Tiber. Spä-

terhin gab ein Anführer neuer Griechischer Ankömmlinge, der Italicus hieß, dem ganzen Lande seinen Nahmen. Es währte freylich lange, bevor die sämmtlichen Völker Italiens außer ihren Handarbeiten auch den Geist beschäftigen lernten. Als daher einige Zeit vor dem Trojanischen Kriege Evander, ein Griechischer Fürst, in jenen Gegenden, wo nachher das erste Römische Gebieth lag, die Kunst zu schreiben bekannt machte, sahen ihn die erstaunten Einwohner als einen Wundermann an. Evander fand in der Gegend zwischen der Tiber und dem Flusse Gariglíano bereits ein kleines Königreich, das von seinem Könige Latinus das Lateinische, so wie alles dazu gehörige Land Latium genannt wurde. Von diesem Reiche erzählten die Römer nachher allerley Fabeln, die aber doch nebst ihrem lehrreichen Inhalte, wie alle Fabeln, einigen Grund wahrer Geschichte enthielten. Sie sagten z. B. daß unter der Regierung des Janus und Saturn die Menschen in diesem Lande so zufrieden gelebt hätten, daß man jene Zeiten das goldene Zeitalter genannt habe, weil die Menschen, noch nicht durch Reichthum hochmüthig gemacht, ohne Unterschied des Standes alle gleich, alle tugendhaft, folglich ohne Streit und ohne Zwang der Gesetze ein höchst glückliches

Leben führten; sie genossen nur die von selbst wachsenden Erdfrüchte, und zum Andenken dieser Zeit, die nur kurz währte, ohne jemahls wiederzukommen, feyerten die Römer nachher das Fest der Saturnalien, wo sie sich einer allgemeinen Fröhlichkeit überließen, allen Unterschied von Ansehen, Stand und Gewalt vergaßen, und dadurch den glücklichen Zustand des ersten Menschengeschlechts andeuten wollten, wo es noch mit wenigem zufrieden, unbekannt mit Stolz und Üppigkeit in unschuldsvoller Einigkeit zu leben von Gott bestimmt war.

In dieses Lateinische Reich kam Äneas, ein Trojanischer Prinz, mit vielen von seinen Landsleuten, nachdem ihre Stadt zerstört worden war, und gelangte, nach vielen ausgestandenen Gefahren, durch die Heirath mit der Tochter des Königs Latinus, Lavinia, zum Besitz desselben. Sein Sohn Askanius folgte ihm in der Regierung. Er baute eine Stadt und gab ihr den Nahmen Alba, von welcher, da sie der Hauptort seines Gebiethes war, das Reich nachher das Albanische hieß. Die Reihe dieser Könige währte einige hundert Jahre fort, ohne daß uns die Geschichte etwas Näheres erzählt, bis Numitor von seinem jüngeren Bruder Amulius vom Throne gestoßen wurde. Er töd-

tete seinen Bruder zwar nicht, hielt ihn aber immer in einer Art von Unthätigkeit, und zwang dessen einzige Tochter Rhea Sylvia unter den Vestallinnen Priesterinn zu werden, die, wie unsere Nonnen, nicht heirathen durften. Rhea war aber bereits heimlich vermählt, und bekam zwey Kinder, den Romulus und Remus, welche der Tyrann sogleich in die Tiber zu werfen befahl. Die Fabel sagt, eine Wölfinn habe beyde Kinder gesäugt, in der That aber rettete sie ein Hirt, der ihre Ältern vermuthete, und sie heimlich mit seinen Kindern auferzog. Als sie erwachsen waren, gingen sie mit andern Hirten auf die Jagd gegen wilde Thiere; dadurch kühn und stark gemacht, verbanden sie sich mit mehreren eben so kühnen jungen Leuten, und suchten nach der Weise aller rohen Menschen einen löblichen Beweis ihrer Tapferkeit dadurch abzulegen, daß sie ihre Nachbarn anfielen. Bey einer ähnlichen Gelegenheit geriethen sie in die Gefangenschaft ihres Oheims Amulius; ihre Abkunft wurde entdeckt, und sie halfen ihrem Großvater Numitor wieder auf den Thron. Zur Belohnung dafür baten sie sich von ihm eine Strecke Land aus, wo sie sich eine eigene Stadt bauen wollten; Numitor gab ihnen den Bezirk einer starken Deutschen Meile an der Tiber, nicht weit

von ihrem Ausflusse in das Meer. Allein schon bey dem Anfange des Baues zankten sich die beyden Brüder, Romulus erschlug in der Wuth seinen jüngern Bruder, und bauete die Stadt allein mit Beyhülfe der mit ihm verbundenen Hirten.

Emilie. Romulus hatte für seine neue Stadt nur drey hundert Einwohner. Um ihre Anzahl zu vermehren, ließ er einen kleinen Wald, der dicht an seiner kleinen Stadt lag, zu einer heiligen Freystätte erklären, und überall verkündigen, daß alle, welche sich in diesen Wald flüchten würden, sie möchten auch an andern Orten noch so große Verbrechen begangen haben, von ihm und seinen Hirten wohl aufgenommen, vertheidiget und als Römische Bürger behandelt werden sollten. Alle Diebe, Mörder, böse Schuldner, alle, welche nichts zu leben hatten, oder sich sonst vor etwas fürchteten, flohen nun in diesen Wald, und Romulus hatte in Kurzem drey tausend beysammen. Sie waren aus verschiedenen Gegenden Italiens dahin gekommen; es gab darunter viele unruhige, zu Händeln geneigte Köpfe, die sich zu Hause mit ihren Mitbürgern nicht hatten vertragen können, viele, die mehr auf Gewalt als auf Recht hielten, aber doch wurden sie bald mit Romulus

über den Punct einig, daß sie Gesetze haben müßten, denen er und sie zu gehorchen hätten. Er stellte es ihnen frey sich die Art, wie sie regiert seyn wollten, selbst zu bestimmen, sie wählten die monarchische Regierungsverfassung und ihn zu ihrem ersten Könige.

Dieser neue König war aber erst zwanzig Jahre alt, er besaß zwar viel Verstand, hatte aber dennoch kluge Rathgeber nöthig, und es wird zu allen Zeiten seinen höchsten Ruhm ausmachen, daß er es selbst einsah. Er wählte hundert alte, ihrer Klugheit und Redlichkeit wegen bekannte Männer zu seinen Räthen, die zugleich Beschützer ihrer Mitbürger seyn sollten, wenn er etwa seine königliche Gewalt mißbrauchen wollte. Dadurch gewann Romulus den Vortheil, daß alle übrigen Römer gern gehorchten; denn man glaubte, daß das, was hundert so kluge Männer für gut fänden, auch wirklich gut seyn müsse. Mit ihrem Beystande traf er alle nöthigen Einrichtungen; er theilte zuerst alle Bürger in zwey Classen, in Patrizier und Plebejer, oder in Adelige und Gemeine. Nur die Adeligen konnten obrigkeitliche Ämter bekleiden, das heißt, alle Ehrenstellen blieben der kleinen Anzahl Patrizier vorbehalten, welche die Nachkömmlinge der ersten hundert königlichen Räthe ausmachten,

die man Väter oder Senatoren nannte. Außerdem behielten aber auch die Gemeinen das Recht, über wichtige, das ganze Land betreffende Angelegenheiten zu berathschlagen, und ihre Meinung zu sagen, doch mußte jeder Gemeine sich unter den Patriziern einen Beschützer oder Patron wählen, der ihn in allem vertrat, dem er aber auch seinerseits völlig ergeben seyn mußte.

Ein anderes Mittel, die Römer fest unter einander zu verbinden, fand Romulus in der Religion; zwar war es nur die heidnische, die meistens aus Ceremonien, Festen und betriegerischen Wahrsagungen bestand, aber es durfte doch auch keine wichtige Sache vorgenommen werden, bevor die Priester nicht aus dem Fluge und Fressen der Vögel, aus dem Eingeweide geschlachteter Thiere, und aus gewissen Erscheinungen am Himmel den Willen der Götter erforscht hatten. Die Priester selbst waren Räthe und Patrizier, sie richteten also ihren Ausspruch nach dem im Rathe erkannten Besten ein, und das Volk gehorchte willig, wo es den Willen der Gottheit zu sehen glaubte.

Unter den übrigen Gesetzen, welche Romulus einführte, ist jenes das merkwürdigste, das den Ältern volle Gewalt gab, ihre Kinder zu verkaufen oder ihnen das Leben zu nehmen, wie

es bey den damahligen Sitten überhaupt gebräuchlich war, um die Kinder dadurch mehr zur Ehrerbiethung und einer dankbaren Aufführung gegen ihre Ältern zu verbinden, damit sie von ihnen keine so strenge Begegnung zu fürchten hätten; hingegen schränkte er eine andere starke Gewohnheit der Heiden ein, welche darin bestand, schwache oder ungestaltet geborne Kinder sogleich zu tödten. Romulus, weiser und menschlicher als Lykurg, führte dieses Gesetz nur mit Widerwillen ein, und damit er es unnütz machte, so erlaubte er den Ältern nicht eher diese unglücklichen Kinder zu tödten, als bis sie drey Jahre alt wären, theils weil es sehr oft geschehen konnte, daß sie in dieser Zeit stärker würden, theils weil er dachte, es könnten sich unmöglich so rauhe hartherzige Ältern finden, die, nachdem sie drey Jahre lang des Kindes unschuldige Liebkosungen angenommen und sich mit seiner Erziehung geplagt hätten, noch fähig wären es zu morden. Da sich aber doch von Zeit zu Zeit Ungeheuer dieser Art fanden, verordnete Romulus, daß zu dem Morde eines solchen Kindes alle Anverwandten väterlicher und mütterlicher Seite ihre Einwilligung geben mußten; er hoffte nähmlich, daß sich unter so vielen we-

nigstens Ein Herz des unglücklichen Kindes erbarmen würde.

Sophie. Roms Einwohner bestanden anfangs größten Theils aus Männern, die keine Frauen hatten. Romulus ersuchte daher die benachbarten Völker um Mädchen für seine ehelosen Bürger, allein man verachtete die Römer als einen Haufen zusammengelaufenen Gesindels, alle Nachbarn verwarfen diesen Antrag, und die Sabiner fügten noch der abschlägigen Antwort die Bemerkung bey, daß Romulus ja nur eine Freystätte für liederliche Weiber anlegen dürfe, so würde er bald Frauen genug bekommen. Romulus wollte nun durch List erhalten, was man dem Bittenden unfreundlich abschlug. Er ließ überall bekannt machen, daß an einem bestimmten Tage ein großes Götterfest mit vielen Kampfspielen und andern Lustbarkeiten in Rom gefeyert werden sollte, wozu er jeden freundlich einlade und sicheres Geleit verspreche. Die Neugier, sowohl diese Spiele, als auch das Innere der neuen Stadt zu sehen, lockte die benachbarten Völker scharenweise dahin, worunter sich Mädchen genug befanden; indem sie aber am aufmerksamsten zusahen, stürzten die Römer mit bloßen Schwertern unter sie, drohten den Unbewaffneten Tod und Verderben, nah-

men, so gut es gehen wollte, jeder ein Mädchen auf den Arm, trugen es in ihre Häuser und zwangen es zur Ehe mit ihnen, die Männer und übrigen Frauen ließ man aber ungehindert entfliehen, die dann, so bald sie nach Hause gekommen waren, den Raub ihrer Mädchen zu rächen, Rom den Krieg ankündigten. Die Römer blieben auch hier einige Jahre nach einander Sieger, endlich rückten die Sabiner, welche am meisten bey dem Mädchenraube gelitten hatten, nach einer langen Vorbereitung auch auf Rom los, sie drangen durch die Verrätherey der geitzigen Tarpeja, Tochter des Befehlshabers der Römischen Festung, in Rom selbst ein, und beyde Nationen fochten mit so unbändiger Wuth, daß zu befürchten stand, sie würden sich bis auf den letzten Mann erschlagen. Da liefen jene geraubten Sabinerinnen, die nun Römische Frauen waren, und von ihren Männern bereits Kinder hatten, mit zerstreuten Haaren, ihre Kinder auf den Armen, zwischen die Fechtenden, und riefen beyden Theilen zu, hier ihren Männern, dort ihren Vätern und Anverwandten, die Waffen gegen sie allein zu kehren, weil doch nur sie die Ursache dieses Kampfes wären, und auch nur sie unglücklich werden müßten, es möchte nun siegen, wer da wollte.

Römer und Sabiner senkten die Waffen bey diesem Anblicke, sie fühlten sich bald durch die Thränen derjenigen gerührt, die ihnen beyden gleich theuer waren. Nach kurzer Überlegung vereinigten sich beyde Völker zu einem einzigen Volke; man wählte auch hundert Sabiner zu Senatoren, viele andere wurden Römische Bürger, und beyde Könige führten die Regierung gemeinschaftlich, bis, nach dem Tode des Sabinischen König Tatius, Romulus wieder allein König blieb. Auf gleiche Art hatte er seine Römer durch die Einwohner anderer eroberten Städte so stark vermehret, daß er bereits 47000 waffenfähige Mannschaft zählte, während sein Reich nur den Umfang von fünf oder sechs Meilen betrug. Indessen fing dieses dauernde Glück allmählig an ihn stolz zu machen; er achtete wenig mehr die Rathschläge der Senatoren, und diese beschlossen aus Furcht, ihn zu einem grausamen Fürsten ausarten zu sehen, seinen Tod, eine Sache, die, wegen der an Anbethung gränzenden Liebe des Volkes für seinen König, leichter zu beschließen als auszuführen war. Damit ihre That nun nicht verrathen werden könnte, ermordeten sie ihn im Rathe, zerschnitten seine Leiche in kleine Stücke, und jeder Rathsherr trug eines davon unter seinem Kleide mit hinweg. Dem über die

Unsichtbarkeit seines Königs endlich unruhigen Volke sagte einer der Ältesten, es möchte aufhören ihn auf Erden zu suchen, Romulus wäre ihm, mit himmlischer Herrlichkeit umgeben, erschienen, und habe ihm befohlen dem Volke zu sagen, er wäre vom Jupiter unter die Götter versetzt worden. Das Volk glaubte diese Fabel um so williger, da eben ein Komet erschien, von dem die Rathsherrn behaupteten, Romulus zeige sich ihnen unter dieser Gestalt.

Amalie. Nach dem Tode des Romulus gab es großen Streit, die Römer und Sabiner wollten jedes einen König aus ihrem Volke haben; endlich wählten die Römer den Sabiner Numa Pompilius, einen Biedermann, der sich nur durch die Aussicht, wie viel Gutes ihm die königliche Würde auszuüben Gelegenheit verschaffen würde, von seinen Freunden bereden ließ sie anzunehmen. Während der Regierung des Romulus lebte zwar jeder Römer vom Feldbau, allein sie mußten auch fast immer Krieg führen, und waren dadurch zwar tapfer, aber auch etwas wild geworden. Numa wollte nicht, daß seine Römer diese wilde Kriegsbegierde beherrschen sollte: um sie davon zu entwöhnen, ließ er zwar dem Janus einen Tempel bauen, der aber nur zu Kriegszeiten eröffnet werden durfte, den er

aber während seiner mehr als vierzigjährigen Regierung immer verschlossen zu erhalten wußte. Dafür lehrte er sie das Glück eines ruhigen Lebens kennen und schätzen, wo jeder Unterthan seine Pflichten ungestört beobachten und täglich weiser werden kann. Numa war überhaupt ein sehr kluger Fürst; er verschaffte der Religion durch prächtige Gebräuche und eine vermehrte Priesterschaft mehr äußerliches Ansehen, den Ackerbau beförderte er durch auszeichnende Belohnungen derjenigen, die sich darin besonders fleißig bewiesen, und theilte sogar alle von Romulus ererbten Ländereyen unter die ärmeren Unterthanen. Er hob den noch bestehenden Unterschied zwischen Römern und Sabinern, woraus nur Zänkereyen entstanden, gänzlich auf, führte aber einen anderen nach den verschiedenen Gewerben ein. Auch entzog er den Ältern die uneingeschränkte Gewalt über ihre Kinder, vermög welcher sie sogar verheirathete Söhne verkaufen konnten, denn dieser sanfte Fürst wollte auch seinen Unterthanen sanfte, friedfertige Gesinnungen einflößen. Selbst die benachbarten Völker ehrten ihn und hielten es für unbillig, so stille, wohlgesittete Menschen, als nun die Römer waren, anzugreifen.

Sein Nachfolger Tullus Hostilius hin-

gegen war wieder ein großer Liebhaber von Kriegen, daher hatte auch der Friede seines Reiches bald ein Ende. Die Römer und Albaner fielen einander fast zu gleicher Zeit ins Land, und raubten darin, denn die nun schon mächtig gewordenen Römer forderten nun auch den Vorzug vor den Albanern, den jene nicht zugestehen wollten. Hostilius öffnete den Janustempel, und der Krieg an Alba ward erklärt; doch der Albanesische König dachte menschenfreundlicher als der Römische, er schlug vor, die Sache durch den Kampf dreyer Krieger von beyden Seiten entscheiden zu lassen. Man nahm den Vorschlag an; jede Partey wählte drey Brüder, Römischer Seits die drey Horatier, Albanischer Seits die drey Curiatier. Welche Partey nun den Sieg erhalten würde, die sollte künftig über die andere herrschen. Beyde Kriegsheere mit ihren Königen waren Zuschauer dieses wichtigen Kampfes, der sich anfangs zum Nachtheil der Römer entscheiden zu wollen schien, denn zwey Horatier waren bereits todt, die drey Curiatier waren zwar verwundet, lebten aber noch alle, indessen war der übrig gebliebene Horatier noch unverletzt. Das Freudengeschrey, welches die Albaner bereits erhoben, bewog ihn seine Zuflucht zur List zu nehmen; er schien zu

fliehen, und da ihm die Curiatier wegen ihrer Wunden nur langsam und einer von dem andern entfernt folgen konnten, wendete er sich schnell und erschlug sie einzeln. Horatius hatte also seinem Vaterlande die Oberherrschaft über Alba erworben und zog, mit den Waffen und Kleidern der Überwundenen geschmückt, in Rom ein. Nun war aber seine Schwester mit einem der getödteten Curiatier verlobt gewesen, und hatte ihm eine Feldbinde gegeben; der Anblick dieser Binde, die sie ihrem Verlobten selbst gestickt hatte, erinnerte sie so schmerzhaft an seinen Verlust, daß sie ihrem Bruder laute Vorwürfe machte, der Mörder ihres Geliebten zu seyn. Horatius ergrimmte, seine Schwester so unempfindlich für die Ehre ihres Bruders und den Nutzen ihres Vaterlandes zu sehen und tödtete sie auf der Stelle. Jedermann verabscheuete diese rasche That, man führte ihn gefangen vor den König, der ihn jedoch zu retten wünschte, und daher seine Verurtheilung dem Volke überließ, wo es dann dem alten Horatius nicht schwer fiel, für seinen Sohn Verzeihung zu erhalten. Die Stadt Alba war nun den Römern unterthänig, aber Hostilius, damit nicht zufrieden, forderte auch noch, daß die fünf und zwanzig dazu gehörigen Pflanzstädte ein Gleiches thun

sollten. Daraus entstand ein neuer Krieg, und als endlich Alba auch versuchte sich der Unterthänigkeit wieder zu entziehen, zerstörte er es, ließ den König hinrichten, und versetzte die übriggebliebenen Albaneser nach Rom. Man glaubt, Hostilius sey bald nachher vom Donner erschlagen worden.

Marie. Über den unmenschlichen Horatius! Seine arme Schwester auch noch zu ermorden, nachdem er schon ihren Verlobten getödtet hatte!

Auguste. Und konnte die Unbesonnene nach den damahligen Begriffen wohl etwas anderes erwarten? War denn Horatius wirklich der Mörder ihres Geliebten, oder war es nicht vielmehr seine Pflicht, da, wo er als Vaterlandsvertheidiger auftrat, in dem gegenüber stehenden Kämpfer nur den Feind, und nicht den künftigen Schwager zu sehen? Niemand würde es dem armen Mädchen verargt haben, wenn sie ihren Verlust im Stillen beweint hätte, aber diese lauten ungerechten Vorwürfe, gerade in dem Augenblicke ausgestoßen, da einer ihrer liebsten Anverwandten erhalten, und durch ihn dem Vaterlande ein großer Vortheil verschafft wurde, was heißen diese Vorwürfe anders, als möchte doch alles verloren seyn, wenn nur ich geborgen wäre? Wie häßlich mußte diese Selbstsucht in

den Ohren eines Mannes wie Horatius klingen, der so eben sein Bestes, was er hatte, sein Leben für dieß geliebte Land und alle Mitbürger aufzuopfern bereit gewesen war. Die Römer fühlten, wie Sie gehört haben, gar wohl das Allzurasche seiner That, sie fühlten aber auch, wie viel sie Entschuldigung verdiene.

Julie. Ich höre so oft von der Vaterlandsliebe reden ohne jemahls recht zu wissen, was sie denn eigentlich ist. Wollten Sie nicht die Güte haben mir es zu erklären.

Auguste. Ein anderes Mahl, mein Schatz, die Römer werden uns noch oft auf diesen Punct führen, heute haben wir noch andere Dinge abzuhandeln.

Friderike. Ich begreife nicht, wie Romulus es anfing aus einer Bande Spitzbuben, was seine Römer anfangs waren, in so kurzer Zeit rechtliche Leute zu machen.

Auguste. Ein Beweis, wie leicht die Menschen in der That zu bessern sind, wenn man nur auch darauf bedacht ist, genau über die Befolgung guter Gesetze zu halten, und das Volk vor Müßiggang zu bewahren. Alle Landläufer, die sich des Romulus geheiligter Freystätte bedienen wollten, mußten aufhören Böswichter zu seyn, weil sie nicht wider Gesetze

handeln durften, und zur Arbeit angehalten wurden. Man bekümmerte sich nicht darum, was sie anderwärts möchten gethan haben, aber man sorgte dafür, daß sie in Rom gehorchen und redlich handeln mußten. Darum war Romulus so eifrig bemüht ihnen Beschäftigungen anzuweisen; er theilte, nachdem seine Schar auf drey tausend angewachsen war, den ihm von Numitor geschenkten Bezirk in drey ungleiche Theile: den größten erhielten diejenigen, welche das Feld zu bauen hatten, und meistens Fremdlinge waren, sie waren also gezwungen zu arbeiten, wenn sie leben wollten. Wenn man in jedem Staate, in jeder Haushaltung sorgfältig bedacht wäre, keinem unthätigen Menschen den Aufenthalt zu gestatten, so würden unsere Gefängnisse lange nicht so angefüllt, und wir mit herumziehendem herrnlosen Gesindel nicht so geplagt seyn.

Amalie. Ach, die Römer sind denn doch Räuber geblieben; zuerst stahlen sie ihre Weiber, und nachher Länder. Numitor hatte ihnen nur den Bezirk einer Meile gegeben, und nun haben sie schon funf oder sechs Meilen Landes inne.

Auguste. Die Römer griffen niemand an, sie vertheidigten sich nur, und das ist gerecht.

Warum gaben ihnen ihre Nachbarn außer der abschlägigen Antwort auch beissende Anmerkungen, da jene hätten zufrieden seyn müssen, wenn man ihnen alle Weibspersonen, nach denen keine Frage war, überschickt hätte?

Caroline. Nun, es mußte den Geraubten recht gut gegangen seyn, weil sie sich so viele Mühe gaben bey ihren Räubern bleiben zu können.

Auguste. Man hatte Sorge getragen, nur die jüngsten Mädchen zu nehmen, von denen zu vermuthen war, daß sie zu Hause noch keine Verbindung eingegangen wären. Man zwang sie nur einige Tage unter den Römern zu leben, damit sie sähen, wie man da lebte, nachher konnte jede frey wieder in ihr Vaterland zurückkehren; aber nur zwey Mädchen bedienten sich dieser Freyheit, weil sie schon zu Hause verlobt waren, die übrigen blieben gern, und es war eine Römerinn, keine Fremde, die Rom an die Sabiner verrieth.

Marie. Aber was hatte denen Tarpeja eigentlich gethan? In unserer Abtheilung kömmt es nicht ausdrücklich vor.

Auguste. Sie war ein eitles, putzsüchtiges, und dabey geiziges Geschöpf, das von der Festung herab an den Armen der Sabiner glänzende Rin-

ge bemerkte, welche sie für Gold hielt; Eitelkeit und Geitz machten sie nach dem Besitze dieser Reichthümer lüstern, sie ließ also dem Sabinischen König anbiethen, ihm des Nachts die Thore der Festung zu öffnen, wenn er ihr zur Belohnung das zu geben verspräche, was seine Krieger an den Armen trügen. Tatius verabscheute zwar die Landesverrätherinn, allein als Krieger glaubte er sich ihrer Boßheit bedienen zu dürfen, und ohne sich viel zu erkundigen, was sie mit ihrem Begehren meine, versprach er ihr das, was seine Soldaten am Arme trügen, geben zu lassen, sobald sie die Thore geöffnet haben würde. Tarpeja öffnete selbst den Eingang; alle Eintretenden warfen nun ihre großen schweren eisernen Schilde, die sie auch an den Armen trugen, und an welche Tarpeja nicht gedacht hatte, auf die Unglückliche, und erstickten sie unter dieser Last, um sowohl Rom, als sich selbst von einer falschen Natter zu befreyen. — Nun zur Erdbeschreibung.

Friderike. Das große Land zwischen Asien, der kleinen Tartarey und Pohlen, zwischen der Ostsee, Schweden und dem Nordmeere heißt Rußland. Es ist, wie man aus seinem Umfange auf der Karte leicht schließen kann, das größte Reich in Europa, und den-

noch beträgt diese Strecke nicht einmahl die Hälfte von den Ländern, welche in Asien noch zu Rußland gehören. Es fängt bey der Ostsee und dem schwarzen Meere an, gehet bis nach Amerika hinüber, und seine Größe beträgt über drey hundert zwey und zwanzig tausend Quadratmeilen, also fast zwey Mahl so viel, als ganz Europa zusammen. E[illegible] hat es aber kaum fünf hundert, und nic[illegible] über 30 Millionen Menschen. Die meisten Russischen Städte sind klein, nicht gepflastert, und bestehen nur aus hölzernen Häusern.

Dieses große Reich besser zu übersehen, theilet man es in drey Theile, der oberste oder das ganze nördliche Stück desselben, dieß- und jenseits des weißen Meeres, und von da an bis nach Amerika hinüber, hat einen langen strengen Winter, mondenlange Nächte, und nur sechs bis neun Wochen Sommer es gibt dort weder Getreide noch Gartenfrüch[illegible], dafür aber Holz, Wildpret und Fische genug, wovon sich die Einwohner ernähren können. Der mittlere Theil ist zwar auch sehr kalt, hat aber doch Feld- und Gartenfrüchte im Überfluß, viel zahmes Vieh, Honig, Wachs, und noch eine Menge anderer Güter. Der untere oder südliche Theil ist warm und fruchtbar; dort gibt es au-

ßer allen Früchten der wärmeren Länder auch Wein, Seide, Tabak und Baumwolle.

So wenig Menschen auch das Russische Reich in Anbetracht seiner Größe zählt, und so schlecht es gebaut werden kann, bringt es doch im Ganzen alles hervor, was der Mensch zur Erhaltung seines Lebens bedarf. Es bringt auch noch in seinen bessern Gegenden eine Menge Güter im Überfluß, als Getreide, Vieh, Eisen, Kupfer, Gold, Silber, Holz, Salz, Flachs, Hanf, kostbares Pelzwerk, Theer, Pech, Thran, Hausenblase, Rhabarber. Mit allen diesen treibt es einen einträglichen Handel, seine Schifffahrt ist sehr ansehnlich; es hat bereits viele Manufacturen, Fabriken und Zuckersiedereyen.

Emilie. Fast von allen Seiten können die Russen an Meere kommen. Die in Asien haben auf der Nord- und Ostseite das Weltmeer, und auf der Südseite das Caspische Meer, die Flüsse Urals, Oby, Jemisseik und Lena, den Palkati- und Altinsee. In Europa haben die Russen gegen Süden das schwarze, gegen Norden das Nord- und weiße Meer, gegen Westen die Ostsee, die Flüsse Wolga, Dwina, Dina, den Don und Dnieper, den Lodoga- und Onegasee. Die Wolga hat ihre Quel-

le fast mitten im Europäischen Rußland, ist einer der größten Flüsse auf unserer Halbkugel, und läuft fast fünf hundert Meilen, bevor sie in das Caspische Meer kömmt.

Der Don fließt unten in Süden, macht zum Theil die Gränze zwischen Asien und Europa, und fällt in das Azowsche Meer, welches ein großer Busen des schwarzen Meeres ist, den dieses bey Azow bildet. Der Ladogasee liegt rechts über Petersburg, ist ungefähr sechs und zwanzig Meilen lang, zwölf Meilen breit, und wird für den größten, fischreichsten See in Europa gehalten. Der Oegausee liegt noch über dem vorigen, ist zwanzig Meilen lang, zehn bis zwölf Meilen breit, und hat viele Seehunde.

Julie. Die eigentlichen Russen sind alle Christen, und bekennen sich zur Griechischen Kirche, die nur in wenigen Glaubenspuncten, destomehr aber in äußerlichen Kirchengebräuchen von der katholischen abweicht. In ihren Kirchen gibt es weder Bänke noch Stühle, jedermann, der Kaiser nicht einmahl ausgenommen, muß darin dem Gottesdienste stehend beywohnen. Die Russen sind überhaupt gesunde starke Leute, durch ihren rauhen Himmel an die größten Mühseligkeiten und beschwerlichsten Arbeiten gewöhnt.

Sie leben mäßig, denn der gemeine Russe hält sich für sehr gut gespeist, wenn er ein gutes Stück Brot und Fleisch, genug Zwiebeln und Knoblauch nebst einer guten Portion Branntwein hat, wenn ihnen aber eines von diesen Stücken, vorzüglich der Branntwein fehlt, werden sie muthlos und arbeiten nicht mehr.

Auf den Russischen Märkten bekömmt man ganze Häuser und einzelne Stuben zu kaufen; der reichere Russe kauft sich sein Haus auf dem Markte, und läßt es auf die Stelle führen, wo er wohnen will. Der Ärmere verfertigt es sich selbst, legt gewöhnlich eine Reihe Balken auf einander, befestiget sie an den vier Enden, und stopft die Zwischenräume mit Moos und Lehm zu. In der Stube hat er seinen Backöfen und Feuerherd, auf oder neben dem er, ohne Betten nöthig zu haben, schläft. Sein Hausgeräth besteht aus einigen Bänken, einem Tische und einigen Heiligen-Bildern, vor denen er sein Gebeth verrichtet. Seine Kleider, seine Haus- und Feldgeräthschaften macht er sich ebenfalls selbst.

Außer den eigentlichen Russen gibt es aber auch noch viele Völkerschaften von verschiedenen, zum Theil noch heidnischen Religionen in diesem weiten Reiche, als die Kosaken in meheren Stämmen, die Lappen am Eismeere, die ei-

gentlichen Finnen, die Celten, Esthen, Lieflander, Tartaren, Samojeden, Kalmuken, viele Völker von ungewisser vermischter Abkunft, Inselbewohner und Colonisten aus verschiedenen Nationen. Die Russische Sprache ist die Nationalsprache aller Slavischen Völker, sie wird im ganzen Reiche geredet, außer ihr aber auch viele fremde Sprachen. Alle Religionen werden geduldet, und die Regierungsform ist eine, selbst in weiblicher Linie erbliche, unumschränkte Monarchie.

Marie. Und alle diese Völkerschaften sollen nicht viel über dreyßig Millionen ausmachen?

Auguste. Ja, mein Kind, weil der in Rußland zahlreiche Adel, die noch zahlreichere Geistlichkeit, das eben so häufige Militär, die Hofleute, Gelehrten und Fremden nicht mitgerechnet sind; auch hat Rußland nebst ungeheuren Eisflächen, dichten Wäldern und unfruchtbaren Steppen noch viele Gegenden, die zwar zu diesem Reiche gehören, von denen man aber, der übergroßen Entfernung wegen, die Beschaffenheit nicht vollkommen wissen kann. Diese Gegenden werden meistens von wandernden oder sonst noch ganz barbarischen Völkern bewohnt, die sich nie stark vermehren, und zu deren Bildung vielleicht noch Jahrhunderte erfordert wer-

den. Übrigens hat Rußland viele Merkwürdigkeiten im Naturreiche aufzuweisen; in seinen nördlichsten Gegenden sind die Zobel, weißen Bären, Wallrosse und Seehunde zu Hause.

Caroline. Ich wollte Sie eben bitten mir zu sagen, was die Seehunde wären?

Auguste. Der Seehund gehört zu den Amphibien, das heißt, zu den Thieren, die im Wasser und auf der Erde leben können. Das Seehundsgeschlecht zählt aber auch mehrere bekannte Gattungen. Alle haben einen lang gestreckten Körper, dessen Vordertheil dem Leibe der Landthiere gleichet, der Hintertheil aber sich in einen Fischschwanz endet. Die Zehen an den kurzen flossenähnlichen Vorderfüssen sind mit einer Schwimmhaut verbunden, und die Hinterfüsse bey einigen sogar mit dem Schwanze verwachsen. Dem Kopfe und der Stimme nach gleicht dieses Thier einem Hunde, es fehlen ihm aber die äußern Ohren, und die Vorderfüße sind mehr zum Schwimmen als zum Gehen eingerichtet, daher ihr Gang auf dem Lande schleppend, aber doch hurtig genug ist. Der gegen sechs Fuß lange Körper ist mit kurzen starken, dunkelbraunen oder weißgefleckten Haaren besetzt. Sie leben in den nördlichen Meeren von Fischen und kleinen See-

thieren, worunter sie besonders die Häringe lieben. Sie haben selten mehr als zwey Junge, die von der Mutter zärtlich geliebt werden und leicht zu zähmen sind. Im Sommer legen sie sich gern auf Klippen, die aus dem Wasser hervorragen, um in der Sonne zu schlafen, wo sie dann leicht überfallen und erschlagen werden können. Das Hauptgeschäft der Nordländer, ihre vorzüglichste Geschicklichkeit und Ehre besteht in dieser Jagd; denn die Seehunde sind ihnen zur Erhaltung ihres Lebens unentbehrlich, und liefern ihnen alles, was zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nöthig ist. Außer dem zur Speise brauchbaren Fleische und Fett wissen sie die Sehnen zum Nähen, die Gedärme zu Fenstern statt der Glasscheiben, zu Hemden statt der Leinwand, und die Knochen zu allerhand Werkzeugen zu benutzen. Der Speck, wovon ein Seehund oft sechzig Pfund gibt, wird theils gespeist, theils brennt man Thran daraus. Die Felle dienen bey uns zum Beschlagen der Koffer.

Das größte Thier dieses Geschlechtes ist der Seelöwe, einige zwanzig Fuß lang, mit löwenartigen Mähnen; er sieht hellbraun aus, nur der Schweif und die Füsse sind schwärzlich. Aus den starken Barthaaren werden Zahnstocher gemacht; sein Fett wird besonders geschätzt. Kaum

halb so groß ist der Seebär mit kleinen aufrecht stehenden Ohren und zottigen schwarzgrauen Haaren. Er lebt in dem nördlichsten Theile des südlichen Meeres; sein Fett wird theuer bezahlt.

Das Wallroß hat von der fast wiehernden Stimme seinen Nahmen. Es wird oft achtzehn Fuß lang und hat zwölf Fuß im Umfange. Besonders merkwürdig sind zwey, aus der obern Kinnlade unterwärts gekrümmte, gegen zwey Fuß lange Zähne, die man ihrer Dauer und Weiße höher als das Elfenbein schätzt, und womit das Thier ins Ufer oder ins Eis schlägt, um dem plumpen Körper fortzuhelfen. Eben dieser Zähne wegen wird es auch getödtet, sie sind aber selten beyde von gleicher Länge. In manchen Meeresgegenden wiegt solch ein Wallroß tausend Pfund, und nicht allein die Eingebornen jener Länder, an deren Küsten sie sich aufhalten, erlegen sie, auch die übrigen Europäer rüsten eigene Schiffe zu dieser Jagd aus. Von ihren Häuten werden Kutschenriemen gemacht, ihr vieles Fett aber wird zu Thran gekocht, den die Lederarbeiter brauchen. Die auch zu dem Seehundsgeschlechte gehörige Seekuh nähert sich der Bildung nach aber schon mehr ihrem Landsmann, dem Wallfische. Sie gleicht dem Kopfe nach einem Ochsen, lebt in den wärmeren Meeren, wird fast zwan-

zig Fuß lang, hat ein schmackhaftes Fleisch, und kömmt selten ans Land. Ihre dicke Haut wird zu gutem Leder verarbeitet.

Marie. Da gibt es also im Meere eben solche Thiere, wie auf der Erde. Schade, daß nicht auch Kälber da sind, so hätten die Nordländer eine hübsche Familie von Meervieh, das ihnen noch dazu nichts kostete, weil es sein Futter in seinem Elemente findet.

Auguste. Die eigentlichen Seehunde werden, weil sie unter den eben genannten die kleinsten sind, sehr oft Meerkälber, auch Robben genannt; wenn Sie also in einer Reisebeschreibung diese Nahmen finden, so wissen Sie, wovon die Rede ist.

Julie. Ich dachte, alle Thiere, die in dem Meere lebten, gehörten zu den Fischen.

Auguste. Sie können nicht dazu gerechnet werden, weil die Fische eine ganz eigene von den sechs Thierclassen ausmachen, in welche das ganze Thierreich eingetheilt wird.

Caroline. O sagen Sie uns, wie alle die Classen heißen, damit wir, wenn ein fremdes Thier vorkömmt, gleich wissen, wohin es gehört.

Auguste. Die erste Classe enthält jene Thiere, welche rothes warmes Blut haben, und

mit Lungen versehen sind, durch welche sie, wie der Mensch, athmen, und welche ihre Jungen säugen, daher sie Säugethiere genannt werden.

Die zweyte Classe enthält die Vögel. Sie haben zwar auch rothes warmes Blut, brüten aber ihre Jungen aus Eyern und säugen sie nicht.

Die Amphibien, welche die dritte Classe ausmachen, haben rothes warmes Blut, säugen aber nicht in allen Gattungen ihre Jungen, und unterscheiden sich noch von den übrigen Thieren durch das Vermögen, im Wasser und auf dem Lande leben zu können.

Die Fische machen die vierte Classe aus. Sie haben auch rothes Blut, athmen aber durch Kiemen und ihr Blut ist kalt.

Zur fünften Classe gehören die Insecten. Sie haben statt des Blutes eine kalte klebrichte Feuchtigkeit, sind größten Theils mit Fühlhörnern versehen, und verwandeln sich einige Mahl.

Die Würmer endlich machen die sechste Classe aus. Diese sind wie die Vorigen statt des Blutes mit einer kalten Feuchtigkeit versehen, haben aber keine Fühlhörner und verwandeln sich nicht.

Jede Classe hat wieder, wie die Pflanzen, ihre besondern Abtheilungen, und in allem kennt man schon dermahl dreyßig tausend Thierarten.

Marie. Dreyßig tausend? Mein Gott, das ist ja schrecklich viel!

Auguste. Und doch vielleicht kaum die Hälfte von all den beseelten Geschöpfen, welche mit uns auf einer Erde leben, von dem allmächtigen Gott eben so, wie wir, mit allem ausgerüstet, was zu ihrem Wohlseyn nöthig ist, alle, wie wir, von ihm erhalten und ernährt, alle auf seinen Wink wieder ein Nichts, wie sie es waren, bevor er ihnen rief. Alles, was sich regt, was lebt und empfindet, und sich freywillig von seiner Stelle bewegen kann, heißt Thier. Der kleine Springer Floh ist eben so gut ein Thier als der Elephant, die kleine Made, die man mit bloßen Augen nicht mehr sehen kann, eben so gut als der Wallfisch. Erinnern Sie sich zuweilen daran, meine Kinder, um Gottes Allmacht anzubethen.

Marie. O es wird mir jetzt gewiß immer einfallen, wenn ich bey dem Tischgebethe die Worte höre: Herr, aller Augen warten auf dich, und du gibst ihnen Speise zur rechten Zeit. Das kleine Käferchen erhält sie ja eben so gut als ich von dem lieben Gott.

Auguste. Und wer weiß, ob der unsichtbare Wurm seinem gütigen Schöpfer nicht dankbarer wäre als der Mensch, wenn er Verstand genug hätte einzusehen, von wem er seine Speise erhält, ob er nicht wenigstens mit Dank zu dem guten Geber empor blicken würde, während der ausgezeichnete, vorgezogene, mit Verstand und Willen begnädigte Mensch so viele Wohlthaten genießt, ohne seiner zu gedenken.

Frid. Ich glühe vor Scham, liebe Auguste! Ach ich bin auch so ein undankbares Geschöpf, das nie an den Geber seiner Nahrung denkt.

Julie. Es ist auch beynahe ganz aus der Mode gekommen vor und nach Tische zu bethen.

Auguste. Schlimm genug, wenn man angefangen hat, die Dankbarkeit gegen Gott als einen Modeartikel zu behandeln; indessen bedarf es ja keines langen Bethens, wie Sie eben heute gehört haben.

Sieben und fünfzigstes Gespräch.

Marie. Wir kommen nun zu denjenigen Gewächsen, die aus der Wurzel entweder nur einen holzigen Stamm treiben, oder in mehreren dergleichen Stämmen aufschiessen. Erstere

nennt man Bäume, letztere Stauden, und wenn diese Stauden nur klein und dünn wie Ruthen sind, heißen sie Sträucher. Von allen diesen Gattungen ist vieles in der Haushaltung nutzbar, und gehört also auch in unser weibliches Gebieth. Von den Bäumen, als den vorzüglichsten Gewächsen dieser Classe, benützen wir entweder die Früchte, und dann heißen sie Fruchtbäume, oder nur das Holz, und dann heißen sie Forstbäume, Waldstämme. Mit dem Anbau der erstern beschäftigt sich die Gärtnerey, jener der letztern ist ein Gegenstand der Forstwissenschaft.

Obschon die Früchte eigentlich nur bestimmt sind den Samen bis zur Zeit der Reife aufzubewahren, so dienen sie doch, wie der Same selbst, Menschen und Thieren zur Nahrung. Dergleichen Baumfrüchte sind das Kernobst, als: Äpfel, Birnen; das Steinobst, als: Pflaumen, Pfirsiche, Kirschen, Nüsse und Beeren, in welchen letztern die Samenkörner ohne Gehäuse frey liegen. Da aber die wilden Fruchtbäume keine schmackhafte Früchte tragen, so gelangte man durch Versuche dahin sie zu veredeln, und kam endlich so weit, eine eigene Wissenschaft, die Fruchtbaumzucht daraus zu machen.

Carol. Jede Baumgattung verlangt ihren eigenen Standort und Boden; letzterer muß vorher zweckmäßig zubereitet seyn. Frischgedüngtes Land ist der Baumzucht nicht so zuträglich, als ein natürlich fruchtbares Erdreich. Man zieht die Bäume entweder aus Samen, oder vermehrt sie durch Zweige und Augen. Wenn der Same vollkommen reif und im Schatten an der Luft getrocknet ist, legt man ihn im Frühjahr oder Herbst in Reihen, zwey Zoll tief und einen Zoll breit, auseinander in eine gute Erde, begießt ihn in der Dürre, und hält den Platz von Unkraut rein. Wählt man den Samen von den vorzüglich schönsten Früchten, so können auch daraus Bäume von edler Art gezogen werden, die dann auch dauerhafter und fruchtbarer als die gepfropften sind, doch arten einige aus inländischen gezogenen feiner Sortee merklich aus. Eine andere Art der Vermehrung geschieht durch junge Zweige, die man von einem Baum in die Erde beugt und sie, wenn sie sich bewurzelt haben, vom Stamme trennt; solche Zweige heißen Ableger oder Absenker. Von manchen Baumgattungen schneidet man auch im Frühjahr vor dem Ausschlagen derselben einige fußlange vorjährige Zweige unter einem Auge scharf ab, und steckt sie im Schatten unter schiefer Richtung

vier bis sechs Augen tief in lockere Erde; solche Zweige heißen Steckreiser. Durch das Absaugen oder Oculiren verbindet man einen jährigen Zweig mit einem andern Baume, und schneidet ihn dann, wenn er mit jenem völlig zusammengewachsen ist, von dem Mutterstamme ab; bey dieser Vermehrungsart müssen aber die Bäume nahe beysammen stehen. Weit gebräuchlicher ist das Pfropfen, wodurch ein abgeschnittener Zweig mit einem fremden Stamme so verbunden wird, daß er mit ihm zusammenwächst. Dieß geschieht entweder durch Triangulіren, indem man das Pfropfreis in einen dreyeckigen Einschnitt an der Seite des Stammes einsetzt, oder durch Pelzen.

Clarisse. Das Pelzen ist die in unsern Ländern gewöhnlichste Veredlungsart der Fruchtbäume. Es geschieht auf jungen, etwa dreyjährigen, aus dem Samen gezogenen Fruchtbäumchen, welche mitten am Stamm horizontal abgeschnitten, und ihnen das Pfropfreis zwischen der Rinde und dem Holze eingefügt wird; gewöhnlicher und besser ist es, das Pfropfreis in eine in die Mitte des Stämmchens angebrachte Spalte einzupassen. Fast eben so gut glückt das Copuliren, wobey das untere Ende des Pfropfreises und das gleichdicke obere Ende des Stämm-

chens schräg abgeschnitten, und beyde so genau mit einander verbunden werden, daß Rinde auf Rinde paßt. Beym Ouliren löset man vorsichtig nur ein Auge ab, in welchem der Keim zu einem Zweige liegt, und setzt es in einen, in die zarte Rinde eines jungen Bäumchens gemachten Querschnitt, und verbindet es mit Bast. Sobald das Auge anfängt zu treiben, wird der Verband losgemacht und der Stamm über dem Auge abgeschnitten. Die übrigen Pfropfarten werden mit Baumwachs und Moos gleichfalls gut verbunden gehalten, bis die Pfropfreiser sich mit den Stämmchen verwachsen haben.

Der Vortheil des Pfropfens ist beträchtlich, denn man erhält nicht nur eher Früchte als von denen aus Samen gezogenen Bäumen, sondern man macht auch schlechte unfruchtbare Bäume dadurch am leichtesten fruchtbar, und verhindert die Ausartung der aus dem mildern Klima zu uns gekommenen Fruchtsorten. Bey dieser Vermehrungsart muß man aber darauf sehen, daß die Pfropfreiser nicht von zu alten, sondern von ganz gesunden Bäumen, und nicht von der Nordseite genommen werden; ferner müssen die zum Pfropfen bestimmten jungen Stämme den inneren Gefäßen und der Frucht nach einige Ähnlichkeit mit den Bäumen haben, von welchen das

Pfropfreis genommen wird, am besten dienen hiezu die aus gutem Fruchtsamen in Baumschulen gezogenen Stämmchen; Früchte aus wärmeren Ländern bringt man auf Bäumchen von unserem gewöhnlichen Frühobst, und weiches Obst zur Veredlung auf Stämme von härterem; so pfropft man zum Beyspiel Aprikosen am besten auf Mandelstämme.

Amalie. Auch das Versetzen der Bäume nach zwey oder drey Jahren aus der Samen- oder Baumschule gehört zur Cultur derselben. Es geschieht gewöhnlich im Herbst, und man hat darauf zu achten, daß der Baum nicht aus einem guten Boden in einen schlechtern gebracht wird, und daß die Grube, worein er gesetzt werden soll, lange vorher gemacht sey. Beym Einsetzen muß er eben die Nordseite und eben die Tiefe wieder bekommen, die er vorher hatte; die Pfahlwurzel und andere Nebelwurzeln müssen etwas verkürzt werden, auch die Krone stutzt man ein wenig. Die Erde wird fest an den Stamm getreten und der Baum mit Strohseilen an zwey glatte Pfähle angebunden, so daß die Rinde nicht beschädigt werden kann. Wie weit ein Baum von dem andern gestellt werden müsse, bestimmt die Krone, welche er wenn er völlig ausgewach-

sen seyn wird, zu machen pflegt. Das Beschneiden der Pfahlwurzel verhindert, daß zu viele Nahrungssäfte ins Holz gehen; dieselbe Wirkung thut auch das Beschneiden der Zweige, letzteres vertragen aber manche Bäume gar nicht. Überhaupt muß diese Verwundung mit vieler Vorsicht geschehen, weil die Zweige mit den Blättern die Bäume nähren helfen; besonders verschont man zur Zeit des Pfropfens die jungen Bäume damit, und benimmt den zu hochstämmigen Bäumen bestimmten nicht zu früh die Nebenzweige, denn sonst wird der Stamm zu schwach seine Krone zu tragen, die schädlichen Wasserreiser hingegen, welche mitten auf einem dicken Zweige hervorwachsen, können zu jeder Zeit abgeschnitten werden.

Sophie. Endlich muß man auch den Bäumen bey anhaltender Dürre, bey Frost, oder wenn sie mit Ungeziefer beschwert sind, zu Hülfe kommen, wenn sie nicht verderben sollen. In der Dürre begießt man den Boden am besten des Abends mit reinem frischen Wasser lieber oft und wenig als zu viel auf einmahl. Das Umwinden der Bäume mit Stroh als Schutzmittel gegen den Frost verzärtelt sie, und ist also mehr schädlich als nutzbar, besser sollen die Frostableiter seyn; man umwindet nähmlich die größten

Zweige und den Stamm mit einem Strohseile, dessen Ende in ein daneben stehendes Wassergefäß herabhängt, und den Frost dadurch in das Wasser leitet.

Die verschiedenen Krankheiten der Bäume entstehen entweder aus Mangel an Säften, und diesem kann durch eine Lage von gutem Kuhdünger um den Stamm herum abgeholfen werden, oder aus Überfluß der Säfte, wenn nähmlich der Baum zu sehr ins Holz wächst; dagegen hilft das behutsame Abnehmen einiger Hauptwurzeln, oder ein Ritz der Länge nach in die Rinde. Werden die Bäume krank von verdorbenen Säften, welches man den Brand nennt, so müssen die davon entstandenen braunen Flecke in der Rinde ganz ausgeschnitten, und die Wunde mit einer Mischung von Kuhdünger und Lehm verschmiert werden. Auch das Moos ist den Bäumen schädlich, denn es verstopft die feinen Öffnungen der Rinde, wodurch der Baum seine Nahrung in sich saugt.

Gegen das Ungeziefer hat man bisher noch kein hinlängliches Mittel entdeckt; eine unausgesetzte Beobachtung der Reinlichkeit und fleißiges Zerstören der Wurmnester ist gewiß das wirksamste. Gegen die Ameisen umwindet man die jungen Bäumchen einen Fuß hoch über der Erde

mit feiner Schaf- oder Baumwolle, oder hängt auch ein mit zur Hälfte mit Honig vermischtem Wasser angefülltes Fläschchen unten an den Baum, in welches die Ameisen, welche den Honig sehr lieben, hineinkriechen und ertrinken.

Frid. Die Fruchtbaumzucht ist auf diese Art sehr mühsam und erfordert viele Kenntnisse.

Auguste. Unstreitig, sie gewährt aber auch vielfachen Nutzen, und es wäre zu wünschen, daß nicht der kleinste Platz, wo ein Baum ohne weiteren Schaden stehen kann, unbesetzt bliebe, da die Benutzung der Früchte so mannigfaltig und der Gewinn so beträchtlich ist.

Sophie. Ihr Wunsch, liebe Auguste, ist der Erfüllung wenigstens nahe, wenn er nicht in vielen Gegenden unseres Vaterlandes wirklich schon erfüllt ist. Mein Vater liest in allen Zeitungen von rühmlichen dießfalls getroffenen Anstalten, es kommen auch Belehrungen, Nachrichten über glücklich gelungene Versuche und dergleichen häufig darin vor, es muß unsern Landsleuten also Ernst mit der Baumzucht werden.

Auguste. Auf dem Papiere wohl, und Fremde, welche nicht in unsere Länder kommen und nur unsere Zeitungen lesen, müssen auch gewiß glauben, daß wir im Ganzen recht gescheute Leute sind, aber aufrichtig gesprochen,

liebe Kinder, denn, es ist Ihnen nothwendig die Wahrheit zu wissen, es fehlt, um nicht alles zu sagen, noch unbeschreiblich viel, und vielleicht gerade jetzt mehr als jemahls an der so nöthigen Betriebsamkeit in allen Theilen der Landwirthschaft, wovon die Baumzucht doch auch einen wesentlichen Theil ausmacht. Unser väterlicher Monarch und die weisen Landesstellen thun zwar ihr Möglichstes, mit guten Verordnungen einzuschreiten, einzelne redliche Männer suchen durch Belehrungen, durch Nachrichten über gelungene Versuche Aufmunterung zu geben, im Ganzen geschieht aber sehr wenig. Ich habe nun seit zwanzig Jahren abwechselnd in verschiedenen Österreichischen Provinzen gelebt, und überall wenig Arbeitsame und Unverdrossene gefunden, sondern meistens das Gepräge der Trägheit und des eigensinnigen dummen Stolzes, nichts lernen, nichts versuchen, nicht gehorchen, und sich von der alten oft schädlichen Gewohnheit ihrer Väter nicht entfernen zu wollen. Vergebens hob die gütige verewigte Kaiserinn Maria Theresia und ihr großer Sohn Joseph die Leibeigenschaft auf, vergebens ward in wiederhohlten, zum Theil sehr ernstlichen Verordnungen die schädliche Beybehaltung der Hutweiden verbothen, der künstliche Futterbau empfohlen, An-

weisungen zur Baumzucht, ja sogar der Befehl gegeben, keinem jungen Bauer das Heirathen zu erlauben, bevor er nicht beweisen könnte einige Fruchtbänme gepflanzt zu haben. Einzelne Güterbesitzer, einzelne Landwirthe befolgten hier und da diese heilsamen Befehle, im Ganzen ist aber nichts geschehen. Ich berufe mich auf Sie, Friderike, Sie haben Güter in verschiedenen Provinzen, wie sieht es dort aus?

Frid. Schlimm genug, liebe Auguste! Bey uns gibt es unabsehliche Strecken von Hutweiden, wir sitzen an manchen Orten bis über die Ohren in Waldungen und Teichen, und wissen doch nicht unsere Wiesen zu wässern. Viele Bauern essen das Obst so gern, daß selbst unsere Schloßgärten vor ihrer Lüsternheit nicht sicher sind, aber sie selbst sind viel zu träge sich Obstbäume zu ziehen. Sie fangen zwar an den Befehlen zu gehorchen, werden aber auch bald muthlos und lassen es wieder beym Alten.

Auguste. Und warum, mein Schatz? Haben Sie sich auch Mühe gegeben der Ursache nachzuforschen. Ich weiß zwar nicht, wie es auf Ihren Gütern aussehen mag, aber von andern sehr beträchtlichen, auf denen ich gelebt habe, weiß ich es, die Ursache dieser Muthlosigkeit ist das unbestraft verletzte Eigenthumsrecht; der Ar-

beitsame sieht alle seine Mühe verloren, weil jedermann ihm Schaden zufügen darf. Ich habe Leute bitterlich weinend in ihren mühsam gepflanzten Obstgärtchen gesehen, wo man ihnen boßhaft nicht nur das reife Obst stahl, dieß würden sie verschmerzt haben, sondern die jungen blühenden Bäumchen ausgerissen, abgebrochen und höhnisch daneben hingeworfen hatte. Ein redlicher Unterbeamter ließ auf den kleinen Antheil Herrschaft, über den er zu befehlen hatte, nach der kaiserlichen Verordnung alle Landstraßen mit Forst- oder Fruchtbäumen, je nachdem es die Gegend erlaubte, besetzen; man hatte die Boßheit diese Bäumchen vielleicht in der Hoffnung unberührt zu lassen, daß sie ohnehin nicht fortkommen würden, bis sich ihr Fortkommen zeigte, in kurzem darauf waren den schönsten die Kronen abgeschnitten, die übrigen theils abgebrochen theils ausgegraben und daneben hingeworfen, alle diese höhnischen Streiche aber blieben ungeahndet.

Marie. Nun wahrhaftig, es gehört Geduld dazu so etwas nur anzuhören. Dieser Beamte setzt auch gewiß keine Alleen mehr aus, und die Bestohlnen wären große Thoren, wenn sie ferner pflanzten. Aber beklagten sie sich denn nicht?

Auguste. Bey wem? und über wen?

Marie. Je nun, bey ihrer Obrigkeit, und

der Thäter würde sich doch auch haben entdecken lassen, so etwas kann doch in keiner einzigen Minute geschehen.

Auguste. Dann müßte nicht ein großer Theil dieser Landobrigkeiten aus solchen Menschen bestehen, die vor jeder nützlichen Neuerung zurück schaudern, weil sie dadurch mehr Arbeit bekämen. O Sie glauben nicht, meine Lieben, Sie haben keinen Begriff von den Treulosigkeiten, von den Ungerechtigkeiten, welche oft auf Rechnung einer zwar guten aber leichtgläubigen Herrschaft begangen werden; ich könnte Ihnen Geschichten erzählen, die Ihre jungen Herzen mit Abscheu erfüllen, jedes Haar auf Ihrem Scheitel empor sträuben würden, Geschichten, die ich nicht vom Hörensagen weiß, die ich selbst mit ansah. Wehe dem Armen, der unter solchen Umständen eine Klage wagt, der Beleidiger ist gewöhnlich mit diesen Bösewichtern einverstanden, der arme Beschädigte muß als Verläumder zurücktreten, wenn er seinen Schaden auch sonnenklar beweisen kann, und darf gewiß erwarten, bey jeder möglichen Gelegenheit unterdrückt, geneckt und verfolgt zu werden, alles im Nahmen seines Herrn, der von nichts weiß, und ihn nicht einmahl kennt.

Friderike. Sie machen mich zittern,

liebe Auguste, denn ich sehe kein Mittel diesem Übel abzuhelfen, Beamte müssen wir doch haben.

Auguste. Kein Übel ist ohne Gegenmittel, und hier ist Selbstkenntniß von allem, was die Landwirthschaft betrifft, der einzige Weg, weil Sie dadurch allein in den Stand gesetzt werden können, den Werth Ihrer Beamten richtig zu beurtheilen. Nicht die Menge Geldes, welches man Ihnen von Ihren Gütern liefert, und das sehr oft durch den, für alle Einwohner auf eine drückende Art erhöhten Preis der Producte, also ungerecht erworben wird, bezeichnet den wirklich redlichen Beamten, die größere Menge der Erzeugnisse, die reichlichern Früchte, wodurch die Wohlfeilheit entsteht, ohne ihre Einkünfte zu schmählern, das setzt einen Mann voraus, der seiner Sache gewachsen ist, der den Nutzen seines Herrn mit dem Wohl seiner Mitmenschen zu verbinden weiß, und beyde als gleich wichtig am Herzen trägt. Es gibt überall gute Menschen, es kömmt nur darauf an, daß Sie Verstand genug haben sie ausfindig zu machen, Muth genug die Bösen zu strafen, die Nachläßigen anzueifern, die Furchtsamen aufzumuntern, die Fleißigen zu belohnen, und gegen alle gerecht zu seyn, zu alle dem aber gehört Sachkenntniß, das begreifen Sie doch?

Friderike. Vollkommen, liebe Auguste!

Auguste. Außerdem ist die Baumzucht für uns alle, weß Standes wir auch seyn mögen, von der äußersten Wichtigkeit, sie gewährt uns in der Haushaltung beträchtliche Vortheile sowohl durch die vielfache Benutzung des Obstes, als auch bey der Einrichtung unserer Zimmer mit Holzgeräthschaften, und zur Feuerung. Wir fühlen die Nachlässigkeit in diesem Theile der Landwirthschaft bereits sehr lebhaft in dem allgemeinen Holzmangel, der sich durch die außerordentliche Theurung ankündigt, und welchem abzuhelfen wir in Städten eben so gut unsere Anstalten treffen müssen als die Landleute.

Carol. Kann das Holz der Obstbäume auch zur Feuerung gebraucht werden?

Aug. Sehr vorzüglich, weil alle Fruchtbäume zu den besten oder harten Holzgattuugen gehören, so geben sie auch eine anhaltendere Gluth und gute Asche; zudem gewähren die Fruchtbäume noch den Vortheil, daß sie nicht, wie die Waldstämme, vierzig oder fünfzig Jahre zum völligen Wachsthum nöthig haben, und uns durch ihre Früchte die ganze Zeit über, bis sie gefället werden müssen, schon den Platz, welchen sie einnehmen, hundertfach bezahlen. In der ländlichen Haushaltung ist die Fruchtbaumzucht

vollends unentbehrlich, weil die Früchte einen nahmhaften Theil des Ertrags abwerfen. Sie liefern uns Wein, Essig und Branntwein; die halbreifen noch nicht eßbaren Früchte sind doch schon ein Futter für die Schweine, die gedörrten Früchte ersetzen im Winter vieles bey der Speise des Hausgesindes, die Blätter der Fruchtbäume, im Herbst gesammelt, können dem Hornvieh als ein sehr angenehmes Futter beygemischt werden; ein Gleiches geschieht mit den Überresten derjenigen Früchte, woraus Most gepreßt und Branntwein gebräuet werden, diese allerletzten Überreste oder die Trebern sind auch noch als Viehfutter zu gebrauchen. — Doch Sie werden in den folgenden Lehrstunden ohnehin Gelegenheit haben, die Wahrheit meiner Behauptung einzusehen. Lassen Sie uns jetzt zur Mythologie übergehen, die heutige Abtheilung davon ist ein wenig lang.

Jul. Jupiter, Zevs, oder Zeus, Ammon, Diospater, bey den ältesten Römern Jovis, woraus endlich Jupiter wurde, den die Griechen auch Cronion nannten, der Gott des Himmels, ein Sohn des Saturn oder Cronos und der Rhea, wird in der Fabellehre Vater der Götter und Menschen genannt. Er führt einen Donnerkeil, welcher zackichte Strah-

len hat, deren Spitzen wie Pfeile gestaltet sind; oft trägt er eine Krone, meistens aber nur ein Diadem oder eine königliche Stirnbinde, zuweilen auch einen Zepter, doch werden diese Kennzeichen der Herrschaft oft auch anderen Gottheiten zugegeben. Jupiters ausschließendes Kennzeichen ist ein ihm zur Seite stehender Adler als ein Sinnbild der Scharfsichtigkeit, und wegen gut geleisteter Dienste dessen Lieblingsvogel, finden sich aber an einen Jupitershaupt kleine, glatt an die Schläfe liegende Widderhörner, so heißt ein solcher Jupiter Ammon.

Die ganze Geschichte dieser fabelhaften Gottheit ist sehr lang und enthält viel Ausschweifendes, wir nehmen sie nur im Auszuge. Rhea übergab ihren Sohn den Nymphen der Insel Creta, von denen er in eine Höhle gebracht wurde, wo ihn die Nymphe Amalthea mit Ziegenmilch, oder wie andere sagen, selbst säugte; die Ziege bewachte ein goldener Hund, die Bienen vom Berge Ida brachten dem Götterkinde Honig, und ein Adler versorgte es mit Nectar und Ambrosia, der gewöhnlichen Götterspeise.

Aug. Alles, was nachher in dem Götterkriege vorfiel, wissen Sie bereits, nur ist noch nachzuhohlen, daß der Adler Jupitern auch da-

mahls gute Dienste leistete, da er ihm die Blitze zureichte.

Jul. Unter Jupiters nun unbeschränkter Regierung begann das silberne Zeitalter, wo die Erde nichts mehr freywillig hervorbrachte; diesem folgte bald das äherne Zeitalter, wo die Menschen bereits den Frieden unter sich zu brechen anfingen. Endlich kam das eiserne Zeitalter, wo sie völlig ausarteten, so daß Jupiters Tochter Asträa, die Göttinn der Gerechtigkeit, die ehedem unter den Menschen wohnte, voll Abscheu gegen Himmel floh, und ihr Vater das menschliche Geschlecht durch eine Wasserfluth zu vertilgen beschloß. Aus dieser allgemeinen Überschwemmung rettete sich Deukalion, der Sohn das Prometheus durch die Warnung seines Vaters, und bestieg mit seiner Gemahlinn Pyrrha, einer Tochter des Epimetheus und der Pandora, den Berg Parnassus. Eine andere Dichtung, die aber mehr auf die allgemeine Sündfluth und den Patriarchen Noe anspielt, erzählt, er habe sich mit ihr in einen Kasten verschlossen, welcher am neunten Tage an den Berg Parnassus antrieb. Hier stiegen sie aus, brachten den Göttern ein Opfer, und erhielten von der Themis die Anweisung, das Menschengeschlecht aus Steinen wieder hervor zu ru-

fen. Aus dieser Sündfluth oder vielmehr aus jener Überschwemmung, welche Griechenland einst in den ältesten Zeiten allein betraf, soll sich auch Megarus, Jupiters und einer Nimpfe Sohn, mit Schwimmen auf einen Berg, nach welchem er Kraniche ziehen sah, gerettet, und der Berg von dieser Begebenheit den Nahmen Geronia oder Kranichsberg erhalten haben. Als aber auch das neue Menschengeschlecht eben so boßhaft wie das vorige geworden war, und stets neue Klagen über dasselbe gegen Himmel kamen, stieg Jupiter selbst zur Erde herab ihren Lebenswandel zu untersuchen. Auf dieser Reise kehrte er zuerst in Arkadien bey dem Tyrannen Likaon ein, der ihn zwar aufnahm, weil er gehört hatte, daß ihn ein Gott in der Gestalt eines Fremden besuchen würde, setzte Jupitern aber, seine Allwissenheit zu prüfen, das gebratene Fleisch eines Knaben vor, den er von einem benachbarten Volke als Geißel bey sich hatte. Jupiter zündete dafür den Pallast dieses grausamen Königs mit seinen Blitzen an, und verwandelte ihn selbst, als er entfliehen wollte, in einen blutgierigen Wolf. Seine Söhne, deren er fünfzig hatte, und die an dem gräulichen Menschenopfer ihres Vaters Theil nahmen, tödtete er alle, ja die Blitze fielen aus der Hand

des erzürnten Gottes so häufig auf ganz Arkadien, daß die Erde endlich ihre Arme ausstreckte und ihn um Erbarmung flehte.

Den Salmoneus, einen Tyrannen in Elis, der sich Jupiters Opfer anmaßte, und seinen Donner nachzuäffen auf einer ähernen Brücke in einem mit eben solchen Becken behangenen Wagen hin und her fuhr, während er brennende Fackeln unter das Volk warf und die Getroffenen durch seine Diener vollends tödten ließ, erschlug Jupiter mit seinem Donner. Den Hämus, einen König in Thrazien und dessen Gemahlinn Rhodope, die sich unter dem Nahmen Jupiter und Juno anbethen ließen, verwandelte er in zwey Felsen.

Den Periphas, einen Mann, der von den alten Einwohnern in Attika wie Jupiter verehret wurde, wollte er anfangs mit seinen Blitzen tödten, aber auf die Fürbitte Apollos entzog er ihn bloß dem Volke durch die Verwandlung in einen Adler, gab ihm auch dabey die Herrschaft über alle andern Vögel, und erlaubte ihm sich seinem Throne zu nahen. Periphas Gemahlinn aber wurde nur darum auch in einen Adler verwandelt, weil sie es aus Liebe zu ihrem Gatten selbst verlangte. Auf dieser Reise kam er auch in Begleitung seines Sohnes Merkur noch Phry-

gien, wo Philemon und Baucis die einzigen Gerechten waren. Jupiter hatte eine Menge Gemahlinnen: zuerst nahm er die Metis oder die Klugheit, eine Tochter des alten gerechten Oleon, zur Gemahlinn, die er aber in sich sog und dafür aus seinem Haupte Minerva, die Göttinn der Weisheit hervorbrachte. Themis, die Göttinn der Gerechtigkeit, war seine zweyte Gemahlinn; sie brachte ihm vier Töchter, drey davon hießen die Horen, und die vierte war Asträa. Jupiters Schwester Juno schlug die Ehre, ihres Bruders Gemahlinn zu werden, so lange aus, bis er ihr versprach sie zur ersten oder vorgezogensten unter seinen Frauen zu machen; die Vollziehung dieser Vermählung recht feyerlich zu machen, mußte Merkur alle Götter, Menschen und Thiere dazu einladen. Die Nymphe Selena spottete darüber und wollte nicht erscheinen; Merkur stürzte sie dafür mit ihrem Haus in den ihr anvertrauten Fluß und verwandelte sie in eine Schildkröte, die ihr Haus immer auf dem Rücken behält.

Von der Juno bekam Jupiter an Kindern die Hebe, den Mars, den Vulkan und die Lucina oder Pythia. Aber auch die schönen Töchter der Menschen fand der Gott des Him-

mels reitzend, er besuchte sie unter allerley Gestalten, entführte sogar einige, und die Geschichten, welche von den alten Dichtern hierüber erzählt werden, beweisen, daß zwar einige von diesem Gott gemachte Vorstellungen die alles regierende Gottheit bezeichnen sollten, daß aber die meisten Begebenheiten desselben aus der uralten Geschichte vieler Helden und Könige zusammen gesetzt sind, die alle den Nahmen Jupiter geführt haben mögen, und die man in der folgenden Zeit alle diesem Sohne des Königs Saturn beylegte. Ein solcher Jupiter war der, von dem die Einwohner der Insel Creta behaupteten, er sey bey ihnen gestorben, und dessen Grabmahl in ihrer Hauptstadt zu sehen war.

Nach einer andern Geschichte von der Einsetzung eines hohen Rathes aus zwölf Personen entstand die Fabel vom hohen Götterrathe, worin Jupiter den Vorsitz führt; er besteht außer ihm noch aus den Göttern und Göttinnen Neptun, Merkur, Mars, Apollo, Vulkan, Juno, Minerva, Vesta, Diana, Ceres und Venus.

Den Nahmen Jupiter gab man in den ältesten Zeiten dem Himmel oder der obern Luft, eben darum hat man, wie einige sagen, ihm

den Adler, der unter allen Vögeln am höchsten fliegt, als ein Sinnbild zugeordnet. Auch werden einige Erzählungen von ihm auf den Kampf der Luft mit den übrigen Elementen, oder auf die Entstehung des Weltgebäudes gedeutet, worüber die ältesten Naturforscher, nach der Weise des ersten Zeitalters, sich in Bildern auszudrücken pflegten, welche nachher oft wörtlich ausgelegt, und Jupitern allerhand Verwandlungen angedichtet wurden.

Friderike. Die Ausleger der alten Dichtungen geben sich, wie es scheint, viele Mühe irgend etwas Erträgliches über die Thorheit jener Menschen zu sagen, die einfältig genug waren, ein solches Gemisch von Ungereimtheiten als eine wirklich bestehende Gottheit anzubethen.

Auguste. Sie beweisen uns nur, daß die Menschen zu allen Zeiten weit eher ihren eigenen Empfindungen, wenn sie auch noch so abenteuerlich waren, Beyfall gaben, als sich bemühen mochten mit Klugheit nachzudenken. So geht es noch, selbst erfundene Mährchen gelten ja bey veilen mehr als die überzeugendsten Wahrheiten.

Marie. Aber dieser Jupiter wird doch auch zuweilen in den Gestalten abgebildet werden,

worin er sich zu den schönen Mädchen herabließ, und dann werde ich ihn doch nicht kennen.

Auguste. Zur Prinzessinn Europa kam er als Stier, zur Leda als Schwan, zur Danae als goldener Regen, die übrigen erhielten seinen Besuch in menschlicher Gestalt. In Griechenland feyerte man zu Olympia alle vier Jahre dem Jupiter zu Ehren Kampfspiele, ein solcher Zeitraum hieß eine Olympiade, und die Griechen berechneten ihre Begebenheiten nach diesen Spielen oder nach Olympiaden, sie sagten zum Beyspiele, dieß oder jenes wichtige Ereigniß geschah in dem oder dem Jahre dieser oder jener Olympiade. Zu Rom hatte Jupiter auf dem Tarpejischen Felsen innerhalb der Festung, welche das Capitol hieß, einen prächtigen Tempel, darum heißt er auch zuweilen Jupiter Capitolinus. Unter den Thieren waren ihm vorzüglich die Stiere heilig; wenn man hundert davon auf einmahl zum Opfer schlachtete, so hieß dieß Opfer einen Hekatombe. Unter den Bäumen weihete man ihm die Eichen, von deren Früchten sich einst Menschen nährten, bevor sie noch Getreide zu bauen wußten.

Caroline. Ach das ist ja nicht möglich! Ich biß einmahl in eine Eichel, weil ich sie für

eine Haselnuß hielt, pfuy! wie abscheulich war ich angeführt! sie zog mir den Mund zusammen, war herbe und bitter zugleich, ich hätte sie nicht essen können, wenn ich auch gewollt hätte.

Auguste. Hunger und Nothdurft lernen uns manches, was wir nicht zu können glauben; indessen soll es auch eine Art eßbarer Eicheln geben, und so könnte die Geschichte dennoch Recht haben. — Emilie kann nun ihre Vorlesung halten.

Emilie. Emy hatte unter ihren andern wieder angefangenen Lehrstunden doch sogleich mit Schmerz die Musik vermißt. Sie wünschte ihre erhaltene schöne Stimme mit einem Instrumente begleiten zu können, und versuchte in dieser Absicht die Laute; es gelang, und die außerordentliche Anlage, womit Gott Emy gesegnet hatte, machte sie auch dieses dem weiblichen Reitze so vortheilhafte Instrument sehr bald mit Fertigkeit und Anmuth spielen, doch war kein Zureden vermögend sie dahin zu bringen, diesen neuerworbenen Vorzug in den Gesellschaften ihrer Mutter zu zeigen oder auch nur sonst dabey zu erscheinen.

Andere zwey Jahre waren indessen dahin geflogem, Emys Bemühungen, ihr Herz zu bes-

sern und ihren Verstand anzubauen, hatten selbst auf ihr Äußeres einen glücklichen Einfluß gehabt. Sie war noch häßlich, das heißt, ihr Gesicht hatte alle seine Narben behalten, aber das Aufgedunsene derselben hatte sich verzogen, und dafür einer so sichtbaren freundlichen Gutherzigkeit Platz gemacht, daß man darüber alle Pockengruben vergessen konnte. Dieß gutmüthige Wesen erwarb ihr auch ganz das Herz ihres Lehrers auf der Laute, eines alten freundlichen Mannes. Jetzt glaubte der Greis oft, wenn Emy die Laute spielte, und sich in Gedanken in alle Abänderungen der weichen trauernden Töne verlor, einen tiefen Zug von Wehmuth auf ihrem Gesichte zu bemerken; er beobachtete schärfer, und sah bald ihre gegen Himmel gerichteten Augen von Thränen glänzen, ein geheimes Weh schien das Herz des armen Mädchens zu pressen, ein Weh, dessen Ursache der gute Alte doch nicht ausfindig zu machen wußte, da Emy übrigens mit ihrem Schicksal ganz ausgesöhnt zu seyn schien. Einst, da die Empfindung der Wehmuth bey einem ihr mit Bedacht vorgelegten Adagio so heftig wurde, daß Emy die Laute weglegen und sich die hellen Thränen abtrocknen mußte, bat sie der Greis, Vertrauen zu ihm zu fassen und ihm ihren Kummer zu entdecken, weil niemand

aufrichtigeren Antheil daran nehmen könne als er; wäre es ihm auch nicht möglich ihr zu helfen, so könnte seine Erfahrung ihr vielleicht doch rathen, oder seine Theilnahme sie wenigstens trösten. Nach langem Weigern gestand endlich Emy mit Erröthen, daß die Einsamkeit, zu der sie sich verdammt sehe, ihr in die Länge beschwerlich falle. Ich bin so jung, sagte sie, alle Freuden des Lebens lachen mir entgegen, und mein Unglück stößt mich von allen in eine öde Einsamkeit zurück; die Wissenschaften haben freylich ihr Angenehmes für den Geist, die Arbeit leiht der Zeit Flügel, die Musik erheitert die Seele, die schöne Natur ladet mich zur Fröhlichkeit ein, aber ach, mein bester Lehrer! alles das befriediget mein Herz nicht ganz. Ich bin allein, niemand nimmt Antheil an meinen Freuden, kein Mensch bemerkt die Thränen in meinen Augen; ob ich vor Schmerz vergehen, oder vor Freude jauchze, ist der ganzen übrigen Welt gleichgültig. O daß ich Worte hätte, Ihnen das Schmerzhafte meines traurigen Alleinseyns zu schildern! Ich that Verzicht auf die lärmenden Vergnügungen, anfangs, ich bekenne es gern, nur aus Groll, weil mein Herz, mein eigentliches Selbst, in der großen Welt nichts, meine verlorne Schönheit alles gegolten hatte, weil diese Vernachläßigung mich schmerzte, und der Spott

mich empörte, nachher, weil mein Verstand das Ungereimte dieser rauschenden Freuden einsah und ihm davor ekelte. Auch jetzt reut es mich nicht, aber es gibt reinere Freuden die Freundschaft zum Beyspiele, ach! nur nach einem Herzen sehne ich mich, das mich verstände, dem ich trauen, das mich trösten könnte.

Mit einer steigender Verwunderung hatte der Alte bisher seiner Schülerinn zugehört, gerührt versetzte er: Seyn Sie getrost, liebes Kind! Gott wird einen so gerechten Wunsch nicht unerhört lassen. Das, was Ihr Herz empfindet, ist aber nichts als eine nothwendige Folge Ihrer zunehmenden Jahre, der Trieb zur Geselligkeit erwacht in jedem unverdorbenen Menschen um diese Zeit; wir fühlen die Nothwendigkeit gegenseitiger Hülfeleistung, Liebe und Gegenliebe ist das schöne Band, das alle Menschen umschlingt. Doch müssen Sie auch von Gott kein Wunder erwarten; so wie Sie aber jetzt leben, könnte Ihnen nur durch ein Wunderwerk die Freundinn, nach der Sie verlangen, zugeführt werden. Ein Gut, wie dieses, muß gesucht, muß errungen werden. Das heißt, seufzte Emy, ich soll mich wieder in den Strom stürzen, aus dem ich mit wundem Herzen entrann, ich soll mich wieder unter Menschen wagen, um aufs Neue verspot-

tet, verlacht, verhöhnt, mißhandelt zu werden, da mein Geist gebildeter ist und feiner empfindet, wie wenig Verstand, Gefühl und Herzensgüte aufwiegen, wenn ihre Besitzerinn keine schöne Außenseite aufzuweisen hat? Ich verlange nicht bewundert, vorgezogen zu werden, denn was ich weiß, kann jede wissen, die sich ihres Verstandes gehörig bedient, was ich bin, kann jede seyn, die sich selbst bilden will, aber das muß ich doch auch gestehen, daß ich mich nicht stark genug fühle, Verachtung über ein unverschuldetes Unglück zu ertragen. — Und wer wird Sie verachten, gute Emy, wer jetzt noch das Mädchen in Ihnen wiederfinden, das vor zwey Jahren mit nur zu sichtbarem Verdruß jedes schöne Gesicht anstarrte, das die verbindlichste Frage um ihr Wohlbefinden für versteckten Spott aufnahm, und sie unwillig beantwortete, das durch überladenen, für sie nicht mehr anwendbaren Putz, wodurch sie ihre Schönheit ersetzen zu können glaubte, dem Spötter ein Recht zu geben schien sie lächerlich zu finden? O wahrhaftig! die jetzige gute, bescheidene, anspruchtslose Emy ist von der vorigen eitlen, selbstsüchtigen ein so ganz verschiedenes Wesen, daß man jene ganz darüber vergißt; die so ganz geänderte Emy wird auch geänderte Menschen finden, weil sie nicht mehr un-

gerechte Forderungen macht. Ich dächte, Sie versuchten es.

Und wenn der Versuch mißlingt?

Ey nun, was schadet es? Sie haben ihn doch gewagt, und können sich wenigstens damit trösten, nichts unversucht gelassen zu haben. Aber es wird nicht mißlingen, nur Muth, liebes Kind! ich stehe für den Erfolg.

Emy bedachte sich noch einige Wochen, doch endlich siegte die Sehnsucht nach Mittheilung und Theilnahme über die furchtsame Eigenliebe; sie erschien anfangs nur in den Gesellschaften ihrer Mutter, ihre Furcht machte, daß sie sich mehr an den gesetzteren Theil der Geladenen hielt, und da konnte es denn nicht fehlen, daß bald alle vernünftigen Menschen, ja selbst diejenigen, welche sonst nur Reichthum und Schönheit zu schätzen gewohnt waren, ihr Gerechtigkeit widerfahren ließen, denn Emy's Gespräch war ernst ohne Trübsinn, ihr Scherz leicht ohne Ausgelassenheit, ihr Witz ungesucht, fein ohne Bitterkeit. Sie suchte nie zu glänzen, trat gern zurück, wenn Andere zu schimmern verlangten, entzog sich aber auch dem Beyfall nicht, wenn ihre Talente etwas zur gesellschaftlichen Unterhaltung beyzutragen vermochten, kurz Emy sah sich bald gesucht, geliebt, ja sogar vorgezogen,

mehr, als sie es je gehofft, mehr sogar, als sie es gewünscht hatte. Sie mußte nach einigen Jahren wirklich gestehen, daß sie den bösen Packen vielen Dank schuldig sey, weil sie ihr das Mittel waren Geist und Herz zu bilden. Ida hingegen hatte um diese Zeit eben so große Ursache, mit ihrer Schönheit unzufrieden zu seyn, denn während Emy aus Verdruß ihre Zeit darauf wandte, sich durch Unterricht über ihr Schicksal zu trösten, hatte jene weiter nichts zu thun gehabt, als die Bewunderung hirnloser Gecken von allen Seiten anzunehmen, von einer schwelgerischen Lustbarkeit zur andern umher zu flattern, und durch den übermäßigen Genuß lärmender Freuden ihre Gesundheit zu Grunde zu richten. Jetzt, in dem Alter von vier und zwanzig Jahren, war sie der Gestalt nach eine betagte Matrone, und dem Verstande nach ein unbesonnenes Kind, ein verwelktes, sich selbst und der ganzen Welt überlästiges Geschöpf, kränklich, muthlos, eigensinnig, voll Launen und Grimassen, die ihr nun, weil sie nicht mehr schön war, auch von Niemanden verziehen wurden, im unaufhörlichen Streit mit sich selbst, gemartert von der fürchterlichsten langen Weile, und doch unvermögend, an irgend einer vernünftigen Beschäftigung Geschmack zu finden. Alle diese widrigen

Empfindungen mußten auf einen, von so vielen lärmenden Zerstreuungen und wiederhohlten Nachtwachen erschöpften Körper nothwendig die traurigsten Folgen haben. Ida schrumpfte sichtbar zusammen, und verfiel bald in eine unheilbare Auszehrung.

Auguste. Da schlägt es sechs Uhr meine Lieben, ihre Stunden sind zu Ende.

Julie. Ach! ich hätte noch so gern gewußt, was der Herr Magister zu dieser Geschichte sagen würde.

Auguste. Er überläßt es Ihnen die Anwendung selbst zu machen, denn so eben geschieht in Herrmanns Hause etwas ganz Unerwartetes.

Marie. Da kommen gewiß die Schönaus, und bringen jene Henriette mit, die uns einst alle so neugierig machte?

Auguste. Sie sollen es bey der nächsten Lehrstunde erfahren.

Acht und fünfzigstes Gespräch.

Marie. Der letzte Theil von der Lehre Jesu besteht in Vorschriften für seine Bekenner über das Verhalten gegen sich selbst. Eure Eigenliebe, sagt der göttliche Lehrer, so nothwendig

und nützlich sie auch ist, soll doch der Liebe gegen Gott niemahls entgegen stehen, das heißt, ihr dürft niemahls glauben, euer wahres Bestes besser einzusehen und zu besorgen zu wissen, als es Gott in seinen zehn Gebothen bereits sicher gestellt hat, besonders müßt ihr darauf bedacht seyn, eure Seele durch eine weise Selbsterkenntniß zu bessern. Euer Leben und eure Gesundheit sucht als Geschenke der göttlichen Güte zu erhalten, befleißiget euch daher arbeitsam, mäßig und keusch zu seyn. Alle übrigen Gaben, Fähigkeiten und Güter, und was ihr etwa sonst Vorzügliches von Gott empfangen habet, müßt ihr so gut und getreu wie ein anvertrautes Gut anwenden, von dem man euch zu seiner Zeit strenge Rechenschaft abfordern wird. Von der Weisheit eures himmlischen Vaters überzeugt seyd mit dem zufrieden, was er euch gibt, weil es doch stets mehr ist, als ihr verdient; da ihr aber alles Gute nicht von euch selbst, sondern aus Gnade von Gott erhaltet, so habt ihr auch nicht stolz darauf zu seyn. In Leiden aber seyd aus eben der Absicht, weil sie von eurem guten Vater kommen, geduldig, denn entweder sind sie verdiente Strafe, und dann geschieht euch kein Unrecht, oder sie sind Prüfungen eures Glaubens, eurer Liebe zu ihm, und dann findet euer

Gehorsam, eure geduldige Ergebung auch ihre gewisse Belohnung.

In allen diesen Vorschriften gibt es also zwar vieles, was man wissen, aber noch ungleich mehr, wonach man zu handeln hat. Der Heiland wollte uns dadurch zu recht nützlichen, brauchbaren Menschen bilden, die nicht durch Worte, sondern durch Handlungen die Vortrefflichkeit ihrer Religion beweisen müssen, und dieß nennet sein untrieglicher Ausspruch den wahren, würdigsten und einzigen Gottesdienst. Die innere Verehrung der göttlichen Befehle, der unsichtbare Glaube, müssen durch pünctliche äußere Befolgung aller dieser Befehle bewährt werden; darum band er auch die Gnade des heiligen Geistes nur an jene wenigen geheimnißvollen Gebräuche, welche wir die heiligen Sacramente nennen, damit der äußerlichen Ceremonien nicht zu viele wären, und der Christ nicht wieder, wie die Juden, darin fehlen möchte.

Caroline. Hat nun ein Mensch, so lehrte Jesus ferner, Gott über alles lieben, ihm allein vertrauen und gehorchen gelernt, so wird es ihm auch leicht werden, alle andere Pflichten auszuüben, er wird seinen Nächsten wie sich selbst lieben, auch nicht glauben, daß ihn bloß seine Anverwandten, seine Freunde oder nur jene,

die mit ihm eines Glaubens sind, näher angehen, er wird vielmehr, wie Gott und sein Erlöser, jedem Menschen, ohne Rücksicht auf Stand, Religion oder Vaterland, Gutes erweisen. Er wird, sanft und verträglich gegen jeden, die Fehler der andern gütig beurtheilen, und das Unrecht, welches ihm widerfährt, willig verzeihen, niemahls aber sich heftigen Leidenschaften, anhaltendem Zorne, oder gar der Unversöhnlichkeit überlassen, weil er sich stets demüthig erinnern wird, wie schwach, wie so oft der Verzeihung vor Gott bedürftig er sich selbst fühle. Beym Anblick eines Unglücklichen wird er, von Mitleid gerührt, seine Bruderliebe durch gütige Hülfe beweisen, er wird mild und freygebig den Armen seine Hand öffnen, weil er weiß, daß ihm nur zu dieser Verwendung Überfluß oder mehr als Nothdurft von Gott gegeben ward, sogar seine Feinde wird er lieben, und ihnen das zugefügte Böse mit Wohlthaten vergelten. Der Obrigkeit wird er freudig gehorchen, als ruhiger Bürger, als getreuer Beamter, als Ehegemahl und Hausvater gerecht und tugendhaft zu handeln wissen; er wird nach seinen besten Kräften dazu beytragen, durch Worte, noch mehr aber durch das eigene Beyspiel andere Menschen brüderlich zu belehren, den Erfolg seiner Bemühungen aber nicht erzwingen,

sondern ihn Gott überlassen, der allein über die Gesinnungen der Menschen ein richtiges Urtheil zu fällen vermag. Im gesellschaftlichen Leben wird er sich mit dem Platze, der ihm von Gott angewiesen wurde, begnügen, den nützlichen Unterschied der Stände, Lebensarten und Gewerbe einsehen, jeden andern darnach behandeln, und so mit allen verträglich leben.

Clarisse. Zum Lohn verhieß der Heiland denen, welche alle diese Vorschriften getreu beobachten würden, keine irdischen vergänglichen Güter, keine Ehrenstellen und Ergetzlichkeiten, zwar sollte ihnen auch zuweilen etwas davon zu Theile werden, aber nicht als Belohnung ihrer Frömmigkeit oder zur wahren Glückseligkeit, sondern als ein Mittel, mehr Gutes thun zu können, als ein vergrößertes Capital, von dem sie auch eine größere Rechnung abzulegen haben würden; vielmehr versprach er ihnen jenes Glück der Seele, das aus der Erkenntniß Gottes und seiner Werke, aus der geheiligten Verbindung mit ihrem Erlöser, aus der frohen Ruhe des Gewissens entsteht. Diese unvergängliche, einzig wirkliche Seligkeit sollte ihnen auch im Tode bleiben, der ihrem Körper nur ein Schlaf, dem Geiste aber der Übergang zu noch größern ewigen Freuden seyn würde; wenn dereinst ihr

Leib, durch Gottes Allmacht wieder auferweckt, mit der Seele aufs Neue vereiniget werden würde, dann sollte er, einer eben so geistigen Seligkeit fähig, sie unaufhörlich genießen. Zu dieser innigsten Vereinigung mit Gott, zu dieser erhöhten Vollkommenheit auch des sterblichen Leibes müsse aber schon in diesem ersten Leben durch einen reinen Lebenswandel der Anfang gemacht werden, sonst würden sich diejenigen selbst dazu ungeschickt machen, welche zeitliche Güter und die Erfüllung ihrer Begierden den göttlichen Gebothen vorzögen. So ist also die ganze Religion, welche Jesus stiftete, durchaus auf das Geistliche oder den Zustand unserer Seelen, und auf das Ewige oder auf das, was uns nach dem Tode bevorsteht, gerichtet.

Freylich sagte Jesus auch, daß er gekommen sey, ein Reich unter den Menschen zu errichten, auch erwarteten die Juden den ihnen von Gott verheißenen Erlöser unter dem Nahmen Messias (des Königs), wovon das Griechische Wort Christus, der Gesalbte, die Übersetzung ist, aber dieses Reich bestand in keiner sichtbaren königlichen Herrschaft, es ist das Reich der Weisheit und Güte Gottes; nur diejenigen können dessen Unterthanen genannt werden, die Jesum ohne äußerlich sichtbare weltliche Macht für den

Urheber ihrer Seligkeit aus seinen Lehren erkannten, sie darum annahmen, und dadurch gebessert wurden.

Auguste. Nun meine Lieben, finden Sie in diesem kurzen Auszuge von der Religion, zu der wir uns bekennen, nur das geringste, wovon leichtsinnige oder boßhafte Menschen behaupten könnten, sie habe mehr Nachtheil gestiftet als alle vorhergegangenen? muß nicht die bloße Betrachtung derselben schon überzeugen, daß sie die würdigste, die möglichst beste Religion sey? sagt sie uns etwa nicht alles, was wir von Gott und Menschen, von Zeit und Ewigkeit, von unsern Pflichten, Hoffnungen und einer so rastlos gewünschten Glückseligkeit zu wissen nöthig haben, mit der möglichsten Deutlichkeit? ist sie etwa nicht unbeschreiblich liebreich und menschenfreundlich, da sie das ganze Menschengeschlecht in brüderlicher Eintracht verbindet, das einen gütigen, weisen, allmächtigen, liebevollen Vater an Gott hat? oder verlangt sie etwas von uns, das nicht schon an und für sich so gut und heilsam wäre, daß man sich ohne Zwang, nur aus Überzeugung, seiner Nutzbarkeit wegen, freywillig dazu entschließen muß? hat sie etwa bey der Verschiedenheit von Ständen und Fähigkeiten der Menschen nicht für jeden eine gleiche Brauchbarkeit da-

durch, daß sie mehr auf tugendhafte Handlungen, als auf eitles Wortgepränge hält? ist sie in Glück und Unglück, im Leben und Sterben nicht einer treuen Freundinn gleich, die auch dann nicht weicht, wenn alles übrige uns verläßt? Welche Lehre könnte die Menschen zu besseren Fürsten, zu gerechteren Obrigkeiten, zu getreuern Unterthanen machen, als sie, die gehorsame Kinder, weise Ältern, gütige Herren, redliche Diener bildet, die den Reichen seine Güter wohlthätig anwenden, und den Leidenden sein Schicksal muthig tragen lehrt? und wo fänden wir endlich eine bestimmtere hellere Aussicht in jenes fürchterliche, sonst so ungewisse Dunkel jenseits des Grabes, als in der Lehre von einem fortdauernden Leben unseres nach Unsterblichkeit dürstenden Geistes? wo fänden wir sonst Beruhigung für jeden beängstigenden Zweifel, daß unsere von diesem Erdenleben unzertrennlichen Leiden eine ganz unnütze zwecklose Marter wären, als in der frohen Aussicht auf eine lohnende Ewigkeit, auf einen unparteyischen Richter, der nach Billigkeit zu lohnen versteht?

Friderike. Ja, liebe Auguste, da ist aber die große Frage, wie man alles dessen gewiß seyn könne?

Auguste. Aus dem beseligenden Zustande,

welchen die Beobachtung der christlichen Religion schon für dieses Leben gewährt. Dieses ist aber für heute nicht die Frage, die wir uns zur Untersuchung nehmen wollen, sie muß bis zur nächsten Lehrstunde verschoben bleiben, wo wir alles, was Jesus that, litt, lehrte und befahl, beschließen werden, heute wollen wir nur die Möglichkeit aufsuchen, wie diese Religion Unheil stiften konnte.

Marie. Diese Untersuchung dürfte sehr kurz ausfallen, denn ich sehe nicht, wo eine solche Möglichkeit sich finden sollte.

Friderike. Sey zufrieden mit meiner Schamröthe, liebe Marie, und beurtheile, wie unser lieber Meister befahl, meine Schwachheit mit Güte, sieh, dafür will ich auch nach seinem Befehle eingestehen, daß meine Eitelkeit, die so gern etwas mehr als andere zu wissen scheinen möchte, mich verleitet, jede Ungereimtheit ohne weitere Untersuchung nachzuschwätzen, wenn sie nur das Gepräge des Sonderbaren trägt, daß ich mich von dem Ansehen der Person blenden lasse, und bis auf diesen Augenblick selbst keine rechte Christinn war, noch seyn konnte, weil ich meine Religion nicht so kannte, als ich es heute gelernt habe.

Marie. Ich wollte dich nicht beschämen,

mein liebes edelmüthiges Friderikchen! Es geht uns allen vielleicht nicht besser, was den letzten Theil deines Bekenntnisses betrifft, Emilien und Malchen ausgenommen.

Emilie. Wir hatten es auch bequemer, Auguste war ja in allem, was ich weiß, meine gute Lehrerinn, und Malchens Schicksal konnte nur durch den trostvollen Unterricht in der Religion ein erträgliches Loos finden.

Clarisse. Aber wie ist es möglich gegen diese Religion eingenommen zu seyn, und doch einen vernünftigen Menschen vorzustellen? Friderike würde ihm sonst gewiß nicht nachgeschwätzt haben.

Auguste. Sie gab Ihnen ja auch den Grund dazu an: der eine behauptete etwas, worüber er entweder nicht nachdenken mochte, oder aus Mangel an Kenntniß der Sache nicht richtig urtheilen konnte, die andere war aus eben dieser Ursache nicht fähig, da eine Ungereimtheit zu finden, wo sie sonst nur den Mann von Geist und richtiger Beurtheilung zu sehen gewohnt war.

Friderike. Das war es, liebe Auguste! dieser Mann wird als ein vorzüglicher Gelehrter sehr ausgezeichnet, er belegte seine Behauptung auch auf der Stelle, da einige Personen Mie=

ne machten ihm widersprechen zu wollen, mit so vielen Beyspielen aus der neuern Geschichte von Kriegen, Blutvergießen, Mordthaten, Treulosigkeiten und abscheulichen Handlungen, daß mir über dem Zuhören angst und bange ward, und die übrigen schweigen mußten. Jetzt würde ich ihn freylich bitten, mir nur eine einzige Stelle in unsern Religionsgrundsätzen aufzuweisen, die ihre Bekenner zu so etwas berechtigen könnte.

Marie. Nun ein Gelehrter sollte doch auch wissen, was eigentlich Christenthum ist. Was für eine Religion hatte er denn?

Friderike. Gar keine, er fand an jeder etwas auszusetzen, am übelsten aber kam die christliche bey ihm weg, die schien er völlig zu hassen, weil man sie ihm habe aufzwingen wollen.

Auguste. Wie das?

Friderike. Als unmündiges Kind habe man ihn ohne sein Wissen und Wollen getauft, als Knabe wäre ihm der Katechismus mit Stockstreichen eingeprägt worden, dann hätte er mit einer alten Muhme halbe Tage in der Kirche sitzen müssen, diese habe ihn viele Jahre einer Kleinigkeit wegen aus unversöhnlichem Hasse an seinem Fortkommen gehindert, und ihn endlich noch als gute Christinn feyerlich enterbt.

Auguste. Begreifen Sie nun, meine Lie-

ben, warum dieser Mann die christliche Religion haßt?

Marie. O ja, man lehrte ihn nur christlich plappern, aber nicht christlich denken.

Auguste. Und so geht es gar vielen. Mit einem mißmuthigen Herzen, mit einem aufgebrachten Gemüthe ist man aber nicht mehr fähig zu untersuchen, man wirft den ganzen unverständlichen Plunder lieber, sobald es sich thun läßt, in einen Winkel, froh, so drückender Fesseln los zu werden. Nun werden Sie auch einsehen, wie ich vor einigen Tagen behaupten konnte, ein schlechter Unterricht sey schimmer als gar keiner, was ihnen damahls gar nicht recht einleuchten wollte. Wäre dieser Mann mit der christlichen Religion ganz unbekannt aufgewachsen, so hätte sich auch kein Vorurtheil gegen dieselbe bey ihm festsetzen können, sein Geist würde sich bey einer zufälligen Bekanntschaft mit ihren wahren Grundsätzen nicht haben enthalten können ihr beyzutreten, weil er sie der Vernunft, der guten Ordnung, der Billigkeit angemessen gefunden hätte, so aber gab man ihm etwas für Christenthum, was es nicht war, Mißhandlungen sollten ihn etwas als Wahrheit anzunehmen zwingen, wogegen Verstand, Herz und Gefühl sich empör-

ten, und wie konnte er nun da etwas Gutes suchen, dessen Daseyn zu ahnen ihm nicht möglich war?

Friderike. Aber die Geschichte hätte ihn doch eines Bessern belehren können.

Auguste. Dann hätte er sie mit einem andern Geiste, ohne Vorurtheil, mit einem vorhergegangenen bessern Unterrichte lesen müssen. Die Geschichte erzählt größten Theils nur Thatsachen, wie sie im Weltlaufe vorkommen, wahr, aber ohne sich über die geheimen Beweggründe der handelnden Personen sehr auszubreiten, da kömmt dann viel auf den Leser und seine richtige oder falsche Art zu schließen an. Wir werden die Religionsgeschichte auch lesen und sehen, ob wir das, was dieser Herr darin gefunden zu haben glaubt, auch finden können. — Indessen fahren Sie fort mit Ihren Aufgaben.

Friderike. Dem Tullius Hostilius folgte Ancus Marcius in der Regierung, begabt mit allen kriegerischen Eigenschaften des Romulus, und mit allen friedfertigen Tugenden seines eigenen Großvaters Numa. Weil er nun sehr viel Religion zeigte, so glaubten die benachbarten Völker, es fehle ihm an Muth, er bewies ihnen aber bald, daß, wenn ihm auch der Friede lieb wäre, er doch auch Krieg zu führen

wüßte, und sie ließen ihn nun, durch Schaden klüger gemacht, in Ruhe. Damahls lebte in der von Rom einige Meilen entfernten Stadt Tarquinia ein Bürger von vielen Geistesgaben, die entweder von den übrigen Einwohnern wirklich verkannt, oder nur nach des Ehrgeitzigen Wunsche nicht hoch genug geschätzt wurden. Tanaquil, seine Frau, beredete ihn daher nach Rom zu ziehen, wo man Verdienste zu schätzen wisse. Er folgte diesem Rathe, nahm den Nahmen Tarquinius an, und da er mit seinen Sclaven unweit Rom ein wenig ausruhete, kam ein Adler, nahm ihm den Hut, führte selben mit sich in die Luft und brachte ihn bald darauf wieder. Tanaquil, die sich auf die Zeichendeuterkunst verstand, prophezeyte aus diesem Umstande, Tarquinius würde König werden, und sogleich beschloß der Ehrgeitzige eine Deutung wahr zu machen, die seiner Leidenschaft so sehr schmeichelte. Anfangs befliß er sich das Römische Volk durch einen tugendhaften Lebenswandel zu gewinnen; es gelang, und der Ruf von seinen Tugenden kam sogar vor den König, der ihn zu sich berufen ließ, und bey näherer Untersuchung einen so redlichen verständigen Mann in ihm zu finden glaubte, daß er ihm sein ganzes Zutrauen schenken könnte. Tarquinius spielte seine Rolle so

anhaltend und natürlich, daß ihm der sterbende König endlich auch die Vormundschaft über seine beyden Söhne auftrug. Nun war aber die Zeit der Verstellung zu Ende. Er beredete beyde Prinzen zu einer Jagd; indessen erzählte Tanaquil die Geschichte mit dem Adler als ein Zeichen, daß der Himmel ihren Gemahl zum König bestimmt hätte, und das Volk bestätigte ihn dazu. Die Römer verschlimmerten sich zwar nichts durch diese Wahl, denn Tarquinius, erst nur ein Heuchler, hatte durch die anhaltende Verstellung sich wirklich die Ausübung der Tugend so angewöhnt, daß er nun nicht mehr anders handeln konnte, und also ein sehr guter König war. Doch die Söhne des Marcius konnten ihm seine Verrätherey nicht verzeihen, sie versuchten es Unruhen zu erregen, wurden aber dafür aus Rom verbannt. Tarquinius führte viele vortheilhafte Kriege, und in einem derselben machte man eine vornehme Frau mit einem kleinen Knaben zu Gefangenen, den der König zu seinem Dienste erziehen zu lassen beschloß, und ihn Servius Tullius nannte. Einst glaubte man das Haupt dieses Kindes, während es schlief, mit Strahlen umgeben zu sehen, und Tanaquil ermangelte nicht sogleich die Deutung daraus zu ziehen, dieses Kind sollte die Ehre ihrer Fami-

sie werden; sie that auch alles, was diese Weissagung bey Ehren erhalten konnte, indem sie ihm die beste Erziehung geben ließ. Der Knabe entsprach auch so gut aller Bemühung, daß er gar bald sowohl des Königs als auch des Römischen Volkes Liebling ward. Tarquinius gab ihm, als er Mann geworden, seine einzige Tochter zur Gemahlinn, und Tanaquil liebte ihn so zärtlich, daß sie ihn, mit Hintansetzung der Kinder ihres verstorbenen eigenen Sohnes, nach Tarquinius Tode auf den Thron zu setzen wünschte, und daher noch bey seinem Leben ihrem Liebling eine gute Partey unter dem Volke zu verschaffen suchte, was ihr auch sehr gut gelang.

Indessen hatten die Söhne des Ancus immer gehofft, dem alten Tarquinius in der Regierung zu folgen, und sich deßwegen ruhig verhalten, nun aber sahen sie ihre Hoffnung durch Tanaquils Benehmen in Gefahr gänzlich zu scheitern. Um daher der Königinn zur Ausführung ihrer Plane keine Zeit zu lassen, schickten sie zwey als Bauern verkleidete Meuchelmörder nach Rom, die durch einen vor dem königlichen Pallaste erhobenen Streit den alten König bewogen, sie vor sich kommnn zu lassen. Indem ihm nun der Eine die Ursache ihres Zankes erzählte, tödtete ihn der Andere. Tanaquil verlor bey einem

so großen Unglück dennoch die Überlegung nicht, sie ließ durch treue Diener die Leiche in ihr Schlafgemach tragen und dem Volke sagen, der König wäre nur verwundet, er bitte das Volk, zu erlauben, daß Servius indessen die Staatsgeschäfte besorge, der sich dann dieser leicht erhaltenen Erlaubniß so gut zur Befestigung seiner Macht bediente, daß ihm die königliche Würde, wiewohl ohne Beystimmung des hohen Rathes, blieb, die Servius für überflüssig ansah, weil er sich an das Volk hielt, und bey dem Senate nicht weiter umeine Einwilligung ansuchte, welche zu erhalten er ohnehin keine Hoffnung hatte.

Emilie. Servius, der in seiner Jugend selbst arm und ein Leibeigener gewesen war, ließ es seine erste Sorge seyn den Zustand dieser Menschenclasse in seinem Reiche zu bessern. Romulus hatte alle Römischen Unterthanen in dreyßig gleiche Theile abgetheilt und sie Curien genannt, nun war es aber in Rom bald wie überall, es gab mehr Arme als Reiche, und da brachte diese Eintheilung üble Wirkungen hervor. Die Armen hatten bey allen wichtigen Angelegenheiten, wo man nach der Stimmenmehrheit entschied, bey ihren geringen Kenntnissen weit mehr zu sagen als die Reichen, und bezahlten auch an Steuern so viel als jene, was ihnen doch schwer fallen

mußte. Servius befahl also zuerst jedem Römer den Stand seiner Einkünfte gewissenhaft anzugeben; als dieses geschehen war, theilte er sie in hundert drey und neunzig Classen oder Centurien. Dadurch konnten die Lasten zum Bedürfniß des Vaterlandes so gut vertheilt werden, daß die Reichen fast alles, die Ärmern hingegen nur wenig bezahlten. In der Freude darüber achteten die Armen nicht viel auf eine zweyte Verordnung, die ihnen einen guten Theil ihres Stimmenrechtes bey Staatsangelegenheiten entzog, weil nach derselben die Stimmen nicht mehr nach Curien, sondern nach den neubestimmten Centurien gesammelt werden mußten. Es gab acht und neunzig reiche, und fünf und neunzig arme Centurien, folglich hatten die ersten bey allem zu entscheiden; ferner durften die Soldaten künftig nur aus denen Centurien genommen werden, deren Mitglieder liegende Gründe besaßen, weil von ihnen zu erwarten war, daß sie ihr Vaterland, wo sie so viel zu verlieren hatten, am besten vertheidigen würden. Alle fünf Jahre mußte das Volk neuerdings gezählt werden, und dieses Geschäft beschloß man dann mit einem feyerlichen Opferfeste, Lustrum genannt.

Servius regierte fünfzig Jahre, von jedermann geliebt. Er überließ in der Folge gern ei-

nen Theil seiner Macht dem Senate, und war bereits ertschlossen die Krone niederzulegen, und aus Rom einen Freystaat zu machen, weil er vorsah, daß die Römer nach ihm nur einen bösen König bekommen würden; denn er selbst hatte, außer den an Kindesstatt angenommenen Enkeln des alten Tarquinius, Aruns und Tarquinius, nur zwey eigene Töchter, welche beyde Tullia hießen, und von denen die ältere alle Tugenden ihres Vaters besaß, die jüngere aber ein Teufel in Menschengestalt war. Die beyden angenommenen Söhne hatten eben so verschiedene Gemüthsarten, Tarquinius war eben so böse als die jüngere Tullia, und Aruns so tugendhaft als die ältere. Servius konnte nicht ohne die innigste Betrübniß an die Bösartigkeit dieser Kinder denken, und glaubte dieß Mittel zu ihrer Besserung in einer gegenseitigen Vermählung ausfindig gemacht zu haben; seine fromme Tochter mußte also den bösen Tarquin, und der gute Aras die böse Tullian heirathen. Allein eine so übelgepaarte Verbindung konnte unmöglich die gehoffte Wirkung hervorbringen, beyde Ungeheuer ermordeten ihre so ungleichen Ehegatten mit Gift, und vermählten sich dann mit einander. Kaum war eine so gräuliche Verbindung vollzogen, so spornte auch Tullia ihren

Gemahl unaufhörlich an, nach der Krone zu trachten; oft, wenn sie ihm seine Geduld, mit der er die Nachfolge auf den Thron abwartete, bitter vorwarf, und er ihr vorstellte, es wäre ja ihr Vater, auf dessen Tod es ankäme, antwortete sie, das thue nichts zur Sache, sie wünschte Königinn zu seyn.

Tarquinius brauchte eben nicht erst zu einem Verbrechen aufgemuntert zu werden, er wollte nur Zeit gewinnen und den Senat auf seine Seite bringen. Bey diesem bedurfte es nur der Vorstellung, Servius wäre ohnehin wider dessen Willen König geworden, und die Krone hätte mit Recht schon damahls ihm gebührt, und so setzte man ihn ohne Widerrede auf den Thron. Servius erfuhr gar bald, was vorging, er eilte in den Senat und kam eben an, als Tarquinius den Thron bestieg. Gutmüthig wollte sich der alte König zu ihm setzen, aber Tarquinius warf ihn mit solcher Gewalt von der obersten Stufe herab, daß der arme achtzigjährige Greis, stark verletzt, sich aufraffte und bestürzt nach dem Pallast zu fliehen versuchte. Angst, Zorn und Mattigkeit lähmten seine Füße, die von Tarquinius nachgeschickten Soldaten fanden ihn daher noch auf der Gasse, und tödteten ihn auf der Stelle. Indessen hatte Tarquinius an Tullia geschrieben,

sie könne nun kommen ihn als König zu begrüßen. Sie fuhr eilig nach dem Rathhause, und kam von ungefähr in die Gasse, wo die Leiche ihres Vaters lag; der Kutscher wollte erschrocken einen andern Weg einschlagen, weil er nicht durchkommen konnte, ohne über den Todten zu fahren, aber die Furie rief ihm zu, jeder Weg zum Throne sey schön, und fuhr also ohne Rücksicht über die Leiche. Von dieser Zeit an nannte man jene Gasse die Bösewichts- oder Schandgasse.

Sophie. Tarquinius war nun König. Die Art, wie er auf den Thron k m, hätte den Römern ihr Schicksal unter seiner Regierung vorhersagen können, auch entsprach sie ihr vollkommen, er war so stolz, ungerecht und so grausam, daß man ihm den Beynahmen: der Übermüthige gab. Zwar suchte er die Soldaten und andere kühne Leute durch Geschenke an sich zu fesseln, weil er ihres Schutzes bedurfte, aber kein reicher Bürger war dafür seines Lebens sicher, wenn ihm nach seinen Gütern gelüstete. In kurzem ward er allgemein gehaßt, doch fürchtete man ihn zu sehr, um ihn abzusetzen, viele Vornehme verließen lieber die Stadt, als daß sie unter einem solchen Tyrannen leben mochten, bis endlich der junge Brutus Gelegenheit fand, seine Mitbürger zum Widerstand gegen den Ty-

rannen aufzumuntern. Dieser Brutus hatte seinen Nahmen von dem Wahnwitze erhalten, mit welchem er behaftet zu seyn sich stellte, als Tarquinius seinen Vater und Bruder hatte ermorden lassen; er war durch dieses Mittel dem Tode entgangen, und kam eben mit dem Gemahl der schönen tugendhaften Lucretia von einer kleinen Reise zurück, das Schauspiel des höchsten Jammers zu sehen. Sextus, ein Sohn des Tarquinius, hatte schon lange die schöne Lucretia geliebt, er benutzte die Abwesenheit ihres Gemahls, schlich sich heimlich in ihre Zimmer und mißhandelte sie, da sie seinen Schmeicheleyen kein Gehör geben wollte. Lucretia konnte nach der Römischen Sitte diesen Schimpf nicht überleben, sie berief ihre Anverwandten zusammen, erzählte ihnen, was vorgefallen war, und erstach sich selbst. Man wollte nach ihrem Gemahle in das Lager senden, wo er mit Tarquinius eine Stadt belagerte, als er eben in Geschellschaft des Brutus nach Hause kam. Brutus zog des Messer aus der Wunde und schwur bey allen Göttern, die Unglückliche an Tarquinius ganzem Hause zu rächen. Er zeigte dem herbeyeilenden Volke die blutende Leiche, errinnerte es an alle schon begangenen Grausamkeiten des Königs und seiner Söhne, und brachte das Volk dadurch so weit,

daß es den König absetzte. Tarquinius eilte zwar sogleich herbey, man verschloß ihm aber die Thore; er kehrte nun zu seinen Kriegern zurück, aber auch diese, bereits von allem unterrichtet, nahmen ihn nicht mehr an.

Amalie. Es war den Römern nicht genug, den Tyrannen abgesetzt und ihn mit seiner ganzen Familie aus Rom verbannt zu haben, sie wollten gar keinen König mehr, aus Furcht, es könnte sich einst ein ähnlicher Bösewicht des Thrones bemächtigen. Die königliche Würde hörte also in Rom völlig auf, nachdem sie gegen dritthalb hundert Jahre gewährt hatte. Während dieser Zeit waren die Römer zu einer Menge von hunderttausend Menschen angewachsen, ihr wiewohl dem Umfange nach noch kleines Reich war doch gut eingerichtet, an Tapferkeit und Kriegserfahrenheit wichen sie keinem Volke, und außer dem Ackerbau trieben sie auch bereits einen kleinen Handel auf dem Tiberflusse. Geld hatten sie wenig und nur von Kupfer, dagegen waren die Lebensmittel bey ihnen sehr wohlfeil. Da sie auch sehr mäßig lebten, so ist es kein Wunder, daß ihnen damahls die Ärzte ganz entbehrlich waren. Von den Etruskern hatten sie einige kleine Kenntnisse von Künsten erlangt, von Wissenschaften verstanden sie aber noch gar nichts. Sie theilten

ihren Tag noch nicht einmahl in Stunden, und wußten ihr Mehl noch nicht zum Brotbacken, sondern nur als Brey und andere dergleichen Speisen zu nützen. Die unanständigen Begriffe, welche sie sich von Gott machten, führten vieles Ungemach mit sich, denn dadurch fehlte ihnen der jedem Menschen unentbehrliche Trost im Leiden. Sie waren dem Betruge ihrer Priester und Wahrsager bloß gegeben, die ihnen alles, was sie nur wollten, als den Willen der Gottheit ankündigten; es fehlte also den Römern noch stark an Einsicht und Geschicklichkeit, so wie an Bequemlichkeit und reinen Vergnügungen, da sie aber alles dieses nicht einmahl dem Nahmen nach kannten, so bemerkten sie auch ihre Armuth nicht, nur die Freyheit hatten sie von einer mißbrauchten Gewalt durch die letzte tyrannische Regierung des Tarquinius unterscheiden und sie lieben gelernt.

Julie. Nun Gottlob, daß wir über diesen ersten Abschnitt der Römischen Geschichte glücklich hinaus sind, jetzt kommen die schönern Zeiten dieses Volkes.

Auguste. Sie haben also die Römische Geschichte schon gelesen?

Julie. Ja, liebe Auguste, und ich konnte

mich nicht enthalten ihre schöne Freyheitsliebe zu bewundern.

Friderike. Ich habe sie auch gelesen, viel Geschwätz von dieser Freyheit gefunden, sie selbst suchte ich aber vergebens.

Auguste. Da hätten wir also zwey Parteyen, sobald nur die Rede von Freyheit ist; Sie müssen Ihren Streit aber noch ein wenig verschieben, meine Lieben, denn unsere Kleinen haben die Römische Geschichte nicht gelesen, und würden nicht wissen, was sie von Ihren Beweisen zu halten hätten, außer dem erinnern Sie sich, daß wir bestimmt haben, nichts ohne vernünftige Untersuchung als klare Wahrheit anzunehmen.

Marie. Ja ja, liebe Auguste! es gibt vorher noch andere Dinge zu erklären. Ich, zum Beyspiele, weiß nicht, wie Servius durch seine neue Abtheilung des Volkes die Armen von den Staatslasten befreyen konnte, und wozu man überhaupt Stimmen nöthig hat? Wir haben deren auch zu tragen und, wie man sagt, bald mehr, bald weniger, wie kömmt das?

Auguste. Ich muß Ihnen also zuerst erklären, was man unter dem Worte Steuer versteht. Nun hören Sie wohl zu. — Jeder Staat ist wie eine einzelne Haushaltung zu betrachten, welche

Haushaltung kann aber ohne Ausgaben geführt werden?

Marie. Keine, denn man bekömmt ja nichts umsonst.

Auguste. Gerade so geht es dem Vorsteher eines Staates auch, er mag nun Monarch oder Senat heißen. Sie wissen doch den Unterschied?

Marie. Der Monarch regiert allein mit Zuziehung einiger Räthe, die ihm gehorchen, der Senat oder Rath hingegen besteht aus mehrern Männern, die gemeinschaftlich einen Staat regieren.

Auguste. So wie nun der Hausvater oder die Vormünder Gesinde halten, Lebensmittel einkaufen, Gebäude herstellen, Kranke und Arme versorgen müssen, so muß die Regierung Unterbeamte besolden, Soldaten unterhalten, Armenanstalten, Schulen uud öffentliche Gebäude errichten, damit die Gerechtigkeit ausgeübt, Verbrecher gestraft, das Vaterland gegen Feinde beschützt, die Kranken gepflegt, die Armen ernährt, die Jugend unterrichtet werde. Da nun, wie Sie eben anmerkten, nichts umsonst zu haben ist, das heißt, jeder für seine geleisteten Dienste bezahlt werden, oder für das, was er gibt, wieder etwas empfangen will, so muß auch die Regierung Geld haben, um die öffentlichen

Dienste und Bedürfnisse damit zu bezahlen, und woher söll sie dieses Geld anders erhalten können, als eben von denen, die den Vortheil, der aus diesen Anstalten fließt, genießen. Sie berechnet also, wie viel zu allen Ausgaben jährlich nöthig ist, sagt es den Unterthanen, und jeder gibt dann nach seinem Vermögen auch seinen Beytrag oder seine Beysteuer; da aber die Staats-Ausgaben eben so wenig, als die Ausgaben in einer andern Haushaltung, alle Jahre gleich sind, weil es Unglücksfälle, Kriege, Feuersbrünste, Wasserschaden, und leider auch nur zu viel untreues Gesinde gibt, so kann auch die Beysteuer nicht alle Jahre gleich ausfallen, und darum bezahlt der Unterthan bald mehr, bald weniger.

Marie. Ja nun sehe ich die Nothwendigkeit der Steuern ein; dafür begreife ich aber nicht, wie so viele ein Geschrey darüber erheben, sie bezahlen zu müssen.

Auguste. Den meisten geht es wohl wie Ihnen, sie wissen nicht, warum sie bezahlen; andere möchten nun gern alle Vortheile der guten Ordnung genießen, möchten sogar für ihre Dienste sehr gut bezahlt werden, aber nichts geben, und nur wenig arbeiten. Der redliche, vernünftige Unterthan wird sein Scherflein stets willig entrichten, besonders jetzt, wo man die Einthei-

lung des Servius bey den Steuern fast überall zum Grunde gelegt hat.

Marie. Nun, und wie geschieht denn das?

Auguste. Ich will es Ihnen durch ein Beyspiel verständlich zu machen suchen, und da wollen wir uns vorstellen, man nehme in Österreich eine ähnliche Volkszählung und eine bestimmte Angabe von den Einkünften eines jeden Einwohners vor, die Regierung theile sie nachdem in fünf Classen ab, und setze in die erste alle Bürger von fünfzig tausend Gulden jährlicher Einkünfte, in die zweyte die von vierzig, in die dritte jene von dreyßig, in die vierte jene von zwanzig, und in die fünfte jene von zehntausend Gulden, in welche von diesen fünf Classen würden die meisten Bürger zu stehen kommen?

Marie. In die letzte, denn es gibt gewiß zehn Mahl mehr Menschen, die zehntausend Gulden Einkünfte haben, als es ihrer gibt, die fünfzigtausend hätten.

Auguste. Nun gut—jetzt sagt die Regierung, das Vaterland bedarf an Beysteuer fünf tausend Gulden, jede Classe bezahlt ein tausend davon, welche Bürger werden nun den meisten Beytrag zu leisten haben?

Marie. Die aus der ersten Classe, denn da könnte es ganz leicht kommen, das ihrer nur

zwanzig diese tausend Gulden zu geben da wären, hingegen in der letzten fünf hundert, die ersten müßten dann fünfzig, die letzten jeder nur zwey Gulden bezahlen.

Auguste. Welche von allen werden sich bey dieser Einrichtung über ungerechte Forderungen zu beklagen haben?

Marie. Gar keine, denn man fordert nicht mehr, als sie geben können. Aber es bezahlen ja auch die ganz Armen?

Auguste. Die ganz Armen können nichts bezahlen, denn sie haben nichts, und der Staat muß sie noch durch seine öffentlichen Anstalten ernähren; unter diese Classe können aber auch nur jene gerechnet werden, die durch Alter oder einen beschädigten Körper zu jedem Erwerbe untauglich sind. Wer sich noch etwas erwerben kann, hat auch noch Einkünfte, daß man aber auch auf den Erwerb Rücksicht nimmt, ist billig, und darum bezahlt der Tagelöhner an Steuer nur fünf Groschen, wo der Millionär so viele Tausende zu geben hat.

Julie. Ob aber dem armen Tagelöhner seine fünf Groschen zu geben nicht schwerer fällt, als dem Reichen die größte Summe, darauf sollte man doch auch Bedacht nehmen.

Auguste. Sie können ihm nicht schwerer

fallen, denn er gibt nur nach seinem Vermögen; wäre dieß nicht, und wollte man alle Abgaben nur auf die Reichen werfen, so würden diese über Ungerechtigkeit zu klagen Ursache haben. Doch davon ein andermahl, die weitere Untersuchung darüber würde uns jetzt zu sehr aufhalten, wir haben noch ein schönes Stück Arbeit an der Erdbeschreibung.

Friderike. Das Europäisch-Russische Reich oder alle Länder, welche Rußland von alten Zeiten her besaß, und die im vorigen Jahrhundert nach und nach dazu eroberten, den Pohlen und Türken abgenommenen, werden in Groß-, Klein- und Weißrußland, und in die eroberten Länder eingetheilt. Das ganze obere Stück vom Nordmeere bis an die kleine Tartarey hinunter heißt Großrußland, das Stück an der Düna und dem Dnieper ist Weißrußland, und das westliche Stück dicht an dem vorigen ist Kleinrußland. Auf beyden Seiten des Finnischen Meerbusens liegen die eroberten Schwedischen Länder. Diese Eintheilung muß man vorzüglich deßwegen merken, weil sie von Russen und Ausländern am häufigsten gebraucht wird. Seit 1783 gehört auch die kleine Tartarey und die Halbinsel Krimm

oder Taurien unter dem Nahmen Neurußland zu diesem Reiche.

Die merkwürdigsten Russischen Städte in Europa heißen St. Petersburg und Moskau. Erstere ist seit ihrem Stifter Peter dem Großen die Residenz der Russischen Kaiser. Sie liegt an und auf einigen Inseln der Newa, besteht eigentlich aus sechs Städten, hat viele schöne Palläste, eine Menge nützliche Anstalten, Schulen, Fabriken, u. dgl. nebst allen Gattungen von Handwerken. Moskau, die Hauptstadt des ganzen Reichs, von der es zuweilen auch das Moskowitische genannt wird, liegt fast mitten in Großrußland, ist mit ihren vielen Vorstädten sehr groß, aber ohne Mauern, nur mit Gräben umgeben, und nur schlecht nach alter Art gebaut; dort werden die Regenten gekrönt, und auch begraben. Sie ist übrigens, wie Petersburg, mit öffentlichen Anstalten wohl versehen. In den ehemahls Schwedischen Ländern heißt die Hauptstadt Pultawa, und die vornehmste neu angelegte Stadt Cherson. In Taurien ist die einzige bedeutende Stadt Kaffa.

Emilie. Die Gränzen des Asiatisch-Russischen Reichs sind gegen Norden das Eismeer, gegen Osten das Weltmeer, gegen Süden das Chinesische Reich, verschiedene Tarta-

rische Landschaften und Persien, gegen Westen das Europäische Rußland. Der Boden ist mit vielen Gebirgsketten durchschnitten, worunter das Uralgebirg am merkwürdigsten ist. Der westliche Theil enthält viele Steppen mit sandigem, auch gesalzenem Boden, auch viele Salzseen und derley Flüsse; in der Mitte finden sich angebaute Landschaften, der nördliche Theil aber ist menschenleer, steinigter, mit Moos überwachsener Morast, der im Sommer nur eine Spanne tief aufthaut.

Diese große Strecke, zu welcher die Länder Astrachan, Kasan, Orenburg, Siberien nebst einigen Inseln gehören, enthält 242,400 Quadratmeilen, folglich mehr als ganz Europa. Hier gibt es sogar noch Heiden, die wie andere Religionen ihre Tempel haben. Der Boden ist mehr als zur Hälfte Steppenland, zur Viehzucht bequem, aber nur an den Flüssen bewohnt, in einigen Gegenden fruchtbar an Getreide, Wein, Südfrüchten und Baumwolle, hat von Mineralien viel Salz und Salpeter, an Pflanzen viel Reiß und Mohn, an Thieren schöne Pferde, Rindvieh, Wölfe, und besonders Fasanen in Menge. Die Einwohner sind Kalmuken, Tartaren, Kabardiner, Kosaken und Ostiaken. Kasan und Orenburg

haben beynahe an allen Gattungen von Metallen, Gold und Silber ausgenommen, Überfluß, auch edle Steine; ersteres zeichnet sich auch durch seine fleißigen Einwohner und viele Deutsche, die daselbst leben, vortheilhaft aus.

Julie. Siberien reicht östlich in die Amerikanische Halbkugel hinüber, man nimmt aber gewöhnlich auch die Halbinsel Kamtschatka dazu, und dann ist es das größte Land auf dem ganzen Erdboden, zugleich aber auch das unangenehmste, denn zu Ende May sieht man noch unermeßliche Schnee-Ebenen. Auf den Gipfeln seiner hohen Berge herrscht die äußerste Kälte, und in der höchsten Breite im Sommer fast gar keine Nacht. Die nördlichen Gegenden beherrscht ein ewiger Winter und die rauheste Witterung, doch ist die Luft gesund, gegen Norden ohne alle Gewitter, desto öfter mit Nebel, Reif, Stürmen, Schnee und Nordlichtern heimgesucht, allein der südliche Theil ist fruchtbar, reich an Wäldern, die nordwestliche Küste hingegen nichts, als ein ungeheurer ebener, bis ans Eismeer sich erstreckender waldloser Morast.

Ostsiberien begreift außer dem östlichen festen Lande auch die Halbinsel Kamtschatka, die Kurilischen Inseln, und die drey Inselgruppen des Russischen Nordarchipels.

In Ostsiberien fließt die Lena, an deren Ufern das ganze Jahr Eisstücke hängen, und der Fluß Anadir. Die Einwohner dieser Erdflächen sind von verschiedenen Nationen, welche mit großen Rennthierheerden zum Theil eine nomadische Lebensart führen, einige fast noch im Stande der Wildheit, andere sehr lasterhaft, und wieder andere sanft, gastfrey und unschuldig. Die merkwürdigsten unter allen Einwohnern Siberiens sind die aus Rußland hieher verbannten Verbrecher. Sie leben hier frey, denn ihr bester Wächter ist die Unmöglichkeit aus einem Lande zu entfliehen, das mit Schneewüsten bedeckt, jeden Fluchtling dem gewissen Hungertode überliefert. Zu ihrem Aufenthalte ist größten Theils die Provinz Tobolsk bestimmt. Sie dürfen sich den Platz zu ihrer Hütte selbst wählen, und beschäftigen sich mit der Jagd, müssen aber der Regierung eine bestimmte Anzahl Zobel-, Eichhörnchen-, Fuchs- und Hermelinfelle liefern, die übrigen verhandeln sie an die Russischen Kaufleute gegen ihre nothwendigsten Bedürfnisse, doch geschieht es auch sehr oft, daß sie sich aus Mangel an Tauschfellen mit in Wasser eingeweichter Birkenrinde ernähren müssen.

An Mineralien ist Siberien eines der reichsten Länder; seine wärmeren Gegenden sind auch

fruchtbar, seine vielen Wälder liefern jenes Wild im Überfluß, welches das schönste Pelzwerk hat, worunter der Zobel das kostbarste ist, nur die so seltenen ganz schwarzen Füchse werden höher geschätzt. Bären gibt es schwarze und weiße, auch die Wölfe stehen in hohem Preise, und die Hunde sind kaum von ihnen zu unterscheiden.

Marie. Lieber Gott, das muß ja ein elendes Leben in diesen Ländern seyn! ich möchte sie nicht einmahl besitzen.

Caroline. Und ich möchte Frau davon seyn, um den armen Einwohnern bessere Tage verschaffen zu können, es müßte sich doch manches zu ihrem Troste thun lassen. Aber deine Abneignng und meine Wünsche sind beyde unnütz, laß uns lieber Augusten fragen, wie die Zobel aussehen! Bey uns gibt es wohl keine?

Auguste. Der Zobel gehört zu dem Mardergeschlechte, das sich in zahlreiche Gattungen theilet. Alle haben einen gestreckten Körper, den sie im Gehen bogenförmig krümmen, einen platten Kopf und kurze Beine; sie sind sehr flink und bissig. Nach ihrem Aufenthalte theilet man sie in Haus- und Feldmarder. Ersterer, mit einem braunen Felle und weißen Kehle, lebt in allen gemäßigten Gegenden von Europa und Asien, unter Steinhaufen,

in alten Gemäuern, die er in der Dunkelheit verläßt, um Federvieh oder Mäuse und Ratten zu erhaschen. Süße Kirschen sind seine Leckerbissen, so wie Eyer, die er geschickt auszusaufen weiß. Sein Gang ist leicht, er springt und klettert geschickt. Der Feldmarder ist etwas größer, und hat ein schönes hellfarbiges Fell; hohle Bäume in dicken Wäldern sind sein Aufenthalt, wo er sich Eichhörnchen, Vögel und Mäuse zur Nahrung aufsucht, im Winter besucht er auch Taubenhäuser und Hühnerställe. Sein Balg wird schon unter das edlere Pelzwerk gezählt. Der Zobel gleicht an Gestalt und Lebensart ganz dem Marder, nur ist er kleiner, und sein Fell glänzend schwarzbraun oder ganz schwarz. Er wird mit Bolzen geschossen oder in Fallen gefangen, und findet sich nur in Siberien und dem nördlichen China.

Das Hermelin oder das große Wiesel wird auch zum Mardergeschlechte gezählt, ist vorzüglich in Siberien und Lappland zu Hause, wo es sich in Wäldern und Feldern von Mäusen, Vögeln und deren Eyern nährt. Sein Fell ist ganz weiß, nur der Schweif hat eine schwarze Spitze; diese Felle sind sehr theuer, doch wissen die Kirschner sie auch aus andern Fellen nachzumachen.

Das Vaterland des Bären, dieses phlegmatischen Thieres, das fast immer vor sich brummt und grimmiger scheint, als es ist, sind die Wälder der nördlichen Erde, doch verträgt er auch ein wärmeres Klima, besonders der braune Bär, welcher größer als der schwarze, so wie der seltene weißliche kleiner als diese beyden ist. Der Bär unterscheidet sich von andern Thieren durch sein starkes zottiges Haar, seinen dicken Kopf und schleppenden Gang, ob er gleich auch geschwind laufen kann. Ungeachtet seines plumpen Ansehens geht er doch leicht auf den Hinterbeinen, besteigt Bäume und schwimmt auch geschickt. Seine Waffen sind die Vordertatzen, die fast wie eine Menschenhand gebildet sind und womit er Pferde und Rinder zu Boden schlägt, oder seinen Feind umarmt und erdrückt. Er liebt die Einsamkeit, und hält sich vorzüglich in den dichten Wäldern und an Sümpfen auf. Die Nahrung des braunen Bären besteht in Fleisch, jedoch Ameisen, Forellen und Honig sind seine Leckerbissen, im Nothfall begnügt er sich aber auch mit Baumfrüchten und Wurzeln. Der schwarze Bär hingegen ernährt sich bloß aus dem Pflanzenreiche, frißt aber auch sehr gern Honig. Im Herbst ist der Bär sehr fett, und bringt den Winter in gefundenen oder selbst-

gemachten Gruben auf Moos ohne Nahrung und Ausleerung zu, und saugt vor langer Weile an seinen Tatzen. Da die Bären dem wilden und zahmen Viehe so wie den Bienen sehr schaden, so sucht man sie zu fangen. Ihr Fleisch wird an vielen Orten dem Schweinfleisch gleichgeschätzt, das Fett an Speisen und als Arzeney gebraucht, die Tatzen gelten für einen Leckerbissen, und das Fell gibt ein vortreffliches Pelzwerk. Die jungen Bären können leicht gezähmt, zu allerhand Künsten abgerichtet, und selbst wie Hunde zur Verwahrung großer Höfe gebraucht werden, nur muß man ihnen dann kein Fleisch geben, sonst werden sie unbändig.

Fast noch einmahl so groß und weit grimmiger ist der weiße oder Eisbär, in den kältesten Polargegenden einheimisch, mit langem zottigen Haar. Seine gewöhnliche Nahrung sind Fische, Seethiere, Vögel und ihre Eyer; er fällt auch ungereitzt Menschen an, die ihm aber durch ein vorgeworfenes Tuch oder Handschuhe, wobey er sich lange aufhält, indessen leicht entwischen können. An ihm ist alles brauchbar, die Leber ausgenommen, die man für giftig hält.

Der Vielfraß, auch ein Bewohner der Nordländer, wohnt in Felsenklüften. Er erreicht die Größe eines starken Dachshundes, und hat

auch in Gestalt und Lebensart einige Ähnlichkeit mit dem Dachse, zu dessen Familie er auch gezählt wird. Er frißt viel und gierig, doch hat man seine Freßgier in Erzählungen übertrieben. Durch seine Stärke und List bezwingt er Rennthiere, selbst Bären und Wölfen ist er schrecklich. Sein schönes, schwarzbraun glänzendes Fell ist ein gesuchtes Pelzwerk.

Neun und fünfzigstes Gespräch.

Marie. Der Apfelbaum gehört seiner Dauerhaftigkeit und mannigfaltigen Nutzbarkeit wegen zu den vorzüglichsten einheimischen Fruchtbäumen. Er hat alle Kennzeichen mit dem Birnbaum gemein, doch darf man niemahls von diesem auf jenen, oder von jenem auf diesen pfropfen, weil die Arbeit allezeit mißlingen würde.

Alle Arten unserer Äpfel, deren es gegen zwey hundert gibt, stammen von dem wilden Apfelbaume her, der aus Asien und Südeuropa zu uns kam, doch haben wir vielleicht auch manche Sorten der guten Früchte der Verbesserung wilder Fruchtbäume in unsern Wäldern

zu danken. Man kennt hier den sauren oder Holzapfel- und den süßen Johannis- oder Paradiesapfelbaum, welcher mehr strauchartig wächst, und dessen kleine gelbliche süße Früchte im July reifen. Die aus den Kernen in Gärten gezogenen wilden Äpfelbäume verlieren zwar das Kennzeichen der Wildheit, die Dornen, aber die Früchte gewinnen dabey nicht sonderlich, weichen jedoch zuweilen der Form, Farbe und Größe nach von der Art ab, welche den Samen gab, und so geschah es, daß man nach und nach immer neue Arten erhielt. Unverändert erhalten sich die Arten nur durch Pfropfen.

Man theilet die Äpfel nach ihrem Gebrauch in Tafel- und Wirthschaftsäpfel, das heißt in solche, die sich ihrer Schönheit wegen auszeichnen und lange aufbewahren lassen, oder die zum Aufdörren, Kochen, Most, Pressen und Branntweinbrennen taugen; da aber jede Gegend ihre besonderen Früchte dieser Art hervorbringt, und ihnen auch verschiedene Nahmen beygelegt werden, so läßt sich im Ganzen ihre Eintheilung nicht leicht bestimmen. Eine kluge Hauswirthinn sucht die Früchte ihrer Gegend aufs beste kennen zu lernen, und ihre Benutzung und Aufbewahrung sich eigen zu machen, damit sie im Stande ist, nach dem Bedarf der Wirhschaft

entweder ihren Baumgarten einzurichten, oder sich käuflich die nutzbarsten Sorten anzuschaffen.

Alle guten oder edlen Äpfelarten werden auf anderthalbjährige, aus Samenkernen von frühzeitigen Stämmchen gepfropft, dann läßt man sie, noch zwey auch drey Jahre stehen, und verpflanzt sie, aber nicht tiefer, als sie vorher gestanden sind, weil die Wurzeln des Apfelsbaums nicht sehr in die Tiefe gehen. Guter Boden und eine freye Lage gegen Morgen oder Mittag tragen viel zu ihrem Gedeihen bey. Vom wilden Apfelbaume benutzt man das Holz zu Tischler- und Drechslerarbeiten, vom veredeltern aber nur zum Brennen, es gibt eine sehr salzreiche Asche.

Caroline. Von den Birnen, die an Süßigkeit und Menge des Saftes die Äpfel weit übertreffen, zählt man bereits 1500 Abänderungen, wovon die meisten in Frankreich entstanden sind, und die alle durch Cultur, Pfropfen, Oculiren und dergleichen vom wilden Birnbaume abstammen, dessen Früchte, die Holzbirnen, dem Wildpret ein sehr angenehmes Futter geben. Sein Holz übertrifft an Festigkeit und Schönheit bey weitem das Holz des wilden Apfelbaums, und wird deßwegen sehr geschätzt. Die veredelten Gartenbäume kommen nur in einem mäßig warmen Klima gut fort; ihre Wurzeln gehen tief,

man pfropft sie ebenfalls auf Kernstämmchen, und dann gedeihen sie in einem trockenen warmen Boden gut, die auf Quittenstämme gepfropften verlangen aber einen etwas feuchten Platz.

Es ist mit den Birnen wie mit den Äpfeln, sie haben fast in jeder Gegend auch einen andern Nahmen. In der Haushaltung benützt man sie auch roh, gedörrt und zum Mostpressen, getrocknet gewähren sie besonders vielen Nutzen im Handel, roh lassen sie sich aber nicht lange aufbewaren, einige wenige Sorten ausgenommen, die schon an sich spät im Herbst reif werden. Den Frauenzimmern sind sie nicht sehr zuträglich, und Kranken darf man sie weder roh noch gekocht geben, weil sie zu Verstopfung und Blähungen geneigt machen.

Viele Gattungen der Äpfel- und Birnbäume tragen schon im vierten und fünften Jahre nach dem Pfropfen Früchte, die dauerhaftesten aber erst im zehnten und eilften als hochstämmige Bäume, niedrige oder Zwergbäume tragen früher, sterben aber auch geschwinder ab. Als Brennholz ist auch der veredelte Birnbaum vortrefflich.

Clarisse. Ob unsere gemeinen Pflaum- oder Zwetschkenbäume von den in Südeuropa mit Stacheln versehenen wilden Pflaum-

bäumen, oder von andern wildwachsenden Arten abstammen, ist noch nicht bestimmt, gewisser aber ist es, daß uns Asien die schönsten Sorten gegeben hat, unter welchen die Damascenerpflaume obenan stehen. In Frankreich, wo man auch vortreffliche Sorten gezogen hat, theilt man sie in solche Pflaumen, deren Fleisch sich nicht vom Steine löset, und in solche, deren Fleisch sich vom Stein trennt. Außer diesen, die alle blau von Farbe sind, schätzt man die ganz runden grünen Königspflaumen, die rothen Perdrigon oder Feigenzwetschken, die kleinen gelben Aprikosenpflaumen, welche schon im July reif werden, die Kirschenpflaumen oder Mirabellen von angehmen Geschmacke, die an Größe und Schönheit der Farbenmischung alle andern übertreffen, sich aber nicht halten, und auch nur schwer trocknen lassen, weil sie fast ganz Saft sind.

Alle diese edlen Sorten werden nur durch Pfropfen und Oculiren auf Kernstämmchen von gewöhnlichen Pflaumen gezogen, der gemeine Pflaumbaum hingegen pflanzt sich, ohne auszuarten, durch Kern- und Wurzelsprossen fort. Die Kerne legt man zwey Zoll weit aus einander in Rinnen einen Zoll tief, wo sie nach anderthalb Jahren aufgehen und nach einigen Jahren zum

Versetzen, Pfropfen und Oculiren tauglich sind. Ein etwas trockener, aus Sand und Lehm gemischter Boden ist ihnen am zuträglichsten, sie müssen aber sehr sparsam und vorsichtig beschnitten werden.

Wie viel Nutzen die Pflaumen in der Wirthschaft gewähren, sieht man leicht, da sie sowohl roh als getrocknet und eingemacht eine sehr gesunde Speise sind, und mit ihnen durch ganz Europa ein vortheilhafter Handel getrieben wird. Sie liefern den besten Obstbranntwein, daher sich auch die Slavonier ganze Wälder von diesen Bäumen gepflanzt haben. Das Holz der aus den Kernen gezogenen ist zu schönen feinen Holzarbeiten tauglich, auch ein vorzüglich gutes Brennholz, und die Bäume selbst sind überall leicht anzupflanzen.

Amalie. Von dem Kirschbaume gibt es ursprünglich zwey Hauptarten, wovon die eine süße, die andere saure Früchte trägt. Der süße wilde Kirschbaum wächst schnell hoch und breit, und kömmt, feuchte Gegenden ausgenommen, überall fort. Sein gelbröthliches feingeadertes Holz dient zu Violinen und Lauten. Die kleinen, theils rothen, theils schwarzen Früchte haben wenig Fleisch, und doch bringen besonders

die schwarzen vielen Nutzen, denn aus ihnen wird das berühmte Kirschwasser destillirt.

Der saure Kirschbaum (auch Weichselbaum genannt) war nicht von Natur in Europa einheimisch, die Römer brachten ihn vor zwey tausend Jahren aus Asien nach Italien, von da er dem übrigen Europa bekannt wurde. Durch Fleiß und Cultur entstanden in beyden Sorten viele Abarten. Hieher gehört die kleine dunkelrothe saure Kirsche oder Weichsel, deren Baum nicht sehr groß wird; die sehr süße Knorpelkirsche, welche gewöhnlich um Johannis reift, der auf saure Kernstämme gepfropfte Baum trägt schon im dritten Jahre sehr voll; noch süßer, größer und voller wird die Herzkirsche, von der man weißgelbe, rothe, schwarze und bunte hat; mit ihr zugleich im July reift auch die saure Amarylle und Spanische Weichsel, welche besonders gut zum Einmachen dient.

Übrigens wird der Kirschbaum wie der Pflaumbaum gezogen, theils durch Pfropfen im April und May, theils aus Kernen, doch kommen die süßen Kirschen nicht gut auf sauren fort. Ein freyer Stand und ein mehr trockener als feuchter Boden ist ihrer Fruchtbarkeit sehr zuträglich. Die Früchte werden roh genossen, getrocknet, gebacken, eingemacht, Wein und Branntwein dar-

aus bereitet, die saure Gattung ist besonders in hitzigen Krankheiten als ein sehr kühlendes erfrischendes Mittel zu empfehlen.

Sophie. Der Aprikosen- oder Marellenbaum gehört zum Pflaumengeschlecht. Die Römer brachten ihn zuerst aus Armenien nach Italien, und nun ist er auch in unsern Gegenden nicht selten. In harten Wintern erfriert er leicht, und späte Frühlingsreife schaden seiner zarten schönen Blüthe. Zu den verschiedenen Abarten gehört die kleine frühreife Aprikose, deren fruchtbarer Baum die meiste Kälte ertragen kann, die längliche rothe Aprikose, doch wird die Französische Pfirsichaprikose ihres angehmen Geschmacks wegen am meisten geschätzt, nur ist der Baum in kalten Gegenden schwer zu erhalten.

Die aus Kernen gezogenen Aprikosenbäume sind fruchtbarer und nicht so weichlich als die oculirten, ihre Früchte bleiben zwar etwas kleiner, sind aber doch sehr schmackhaft. Zum Oculiren im July oder August nimmt man frühzeitige Pflaumstämme, und gibt ihnen einen gegen kalte Winde gesicherten Stand, der einen trockenen und leichten Boden hat; noch besser sollen sich die Aprikosen durch Absenker vermehren lassen. Die Früchte werden roh und auch gekocht genossen,

entweder als Auflaufe, Sulzen, oder an Backwercken und dergleichen; die süßen Kerne benutzt man wie Mandeln.

Die saftreiche Frucht des **Pfirsichbaums**, welcher aus Persien stammt, übertrifft noch die Aprikose, von der sich auch die meisten Arten durch ihre wollige Haut unterscheiden, denn die glatten sind eine eigene Sorte. In unsern Gegenden wählt man gern die frühzeitigen, weil die spätern selten reif werden. Den sehr zärtlichen Baum kann man sowohl durch Absenker als durch Kerne leicht vermehren; letztere gehen erst nach einem Jahre auf und werden im zweyten versetzt. Das Pfropfen empfiehlt man weniger als das Oculiren auf Mandel- und Pflaumstämme, letztere geben besonders die dauerhaftesten Bäume. Sollen sie hochstämmig werden, so oculirt man im August auf einen drey- oder vierjährigen Stamm vier bis sechs Fuß hoch über der Erde, und versetzt den jungen Baum folgendes Jahr im Herbst. Jenen Bäumen, die an Spalieren gezogen werden, läßt man an jeder Seite nur einen Hauptzweig, kneipt die übrigen Knospen mit den Fingern ab, und verkürzt im Herbst auch die Hauptzweige bis auf zwölf Zoll, die Wasserreiser sammt den übrigen Zweigen werden dicht am Stamme abgeschnitten, aus welchen Gum-

mi fließt, auch müssen jene Zweige abgenommen werden, die schon einmahl getragen haben, weil nur die vorjährigen Schößlinge Früchte ansetzen. Übrigens gebührt dem Pfirsichbaum Lage und Boden, wie den Aprikosen. Seine Früchte, die sich nicht über vierzehn Tage halten lassen, leisten eben so gute Dienste und können auch getrocknet werden; die an Geruch und Geschmack den bittern Mandeln ähnlichen Blüthen und Blätter dienen in der Heilkunde als ein gelind abführendes Mittel.

Marie. O wie oft habe ich schon Obst genossen, ohne jemahls an die Mannigfaltigkeit, noch an den vielen Nutzen zu denken, welchen es uns gewährt.

Friderike. Und wie vielen, wie unendlichen Dank sind wir Augusten für die Mühe schuldig, mit der sie uns in allem, was uns nützen und erfreuen kann, unterrichtet! Gewiß, meine Beste, seitdem ich so manches hier gelernt habe, ist mir die Erde schöner geworden; ich freue mich der Aussicht, vielleicht einst auf dem Lande zu leben, die mich sonst ängstigte, denn nun wird mich dort die lange Weile nicht mehr finden können.

Emilie. Ach wenn doch alle Mädchen eine Auguste oder nur wenigstens ein Buch hätten, was sie so wie uns unterrichten könnte, es wür-

de weit weniger Böse geben, nur der Mangel an Kenntnissen macht ja die lange Weile entstehen, aus der so viel Böses gebrütet wird.

Clarisse. Und wie viel leichter würden wir ärmern Bürgerlichen wirthschaften! Manche Frau, die jetzt nicht weiß, wie sie mit ihren kleinen Einkünften ausreichen soll, würde hier lernen mit leichter Mühe für sich und die Ihrigen einen kleinen Nebenerwerb zu haben.

Amalie. O ich will auch von heute an alle gute Obstkerne sammeln, und mir indeß in Gartentöpfen eine hübsche Pflanzschule anlegen. Bis ich völlig erwachsen bin, sind es schon tragbare Bäumchen.

Marie. Wenn du aber dann keinen Platz hättest sie auszusetzen.

Amalie. Nun so will ich sie verkaufen oder verschenken, im letzten Falle finden sich gewiß Liebhaber.

Friderike. Auch im ersten. Pflanze nur, liebes Malchen, du sollst dann die Freude haben, sie alle auf meinem eigenen Boden in Böhmen verpflanzt zu sehen.

Auguste. Wir sind nun mit unserer Naturgeschichte schon so weit vorgerückt, daß wir nothwendig auch die Technologie oder

die wissenschaftliche Benutzung der Naturproducte dazu nehmen müssen.

Sophie. Ja liebe Auguste! ich wollte Sie eben fragen, wie man es denn anfängt, Wein und Branntwein aus dem Obste zu bekommen, denn was das Trocknen anlangt, damit weiß ich schon ein wenig umzugehen, weil wir den Überfluß alles Obstes aus unsern Baumgärten trocknen.

Caroline. Das wissen Sie, liebe Sophie, aber wir nicht; unsere gute Mutter Auguste wird schon die Güte haben müssen, auch hierüber etwas Weniges zu sagen.

Auguste. Herzlich gern! Ihre Wißbegierden zu befriedigen ist mein größtes Vergnügen. Zuerst wollen wir also sehen, wie das frische Obst aufbewahrt werden muß, denn es gewährt auch vielen Nutzen. Dazu gehört, daß man die Gattungen, welche sich am besten aufbehalten lassen, gut unterscheiden lerne. Alle weichen Früchte, als Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche, u. d. gl. sind der frühen Fäulniß mehr unterworfen, und müssen also getrocknet werden, doch kann man sie in trockenen Kellern einige Wochen lang aufbewahren, wenn man sie vor der völligen Reife, aber ja nicht viel zu früh (sie müssen doch schon Farbe und Geschmack haben), einzeln vorsichtig mit der Hand

abgepflückt, nicht über einander legt, so wenig als möglich berührt, und die anbrüchigen oder stark reifen immer fleißig zum Gebrauch heraus wählt. Überhaupt darf keine Obstgattung, welchen Nahmen sie auch haben mag, die Nüsse allein ausgenommen, abgeschüttelt werden, wenn man sie frisch aufbewahren will, der härteste Apfel bekömmt durch das Herunterstürzen und Aufeinanderrollen weiche Flecken, die den Keim zur Fäulniß abgeben. Das Aufbewahren des frischen Obstes und die Abhaltung der Fäulniß und des Frostes gelingt am besten, wenn man den freyen Zutritt der Luft und Wärme zu hemmen sucht; eine sorgfältige Bedeckung mit trocknem Moos in guten Kellern oder in Gruben unter der Erde hält man dermahlen für das dienlichste Mittel.

Clarisse. Dieses Mittel anzuwenden gehört schon eine recht große Menge Obst; wenn ich nun aber nur eine kleine Haushaltung hätte, keinen eigenen Obstgarten besäße, und die Früchte zu meinem Hausgebrauch auf dem Markte kaufen müßte?

Auguste. Dann würde ich Ihnen rathen erst wohl zu überlegen, ob sie diesen Einkauf im Großen wirklich nöthig haben, denn in einer kleinen an Einkünften beschränkten Haushaltung kann

es nur zwey Fälle geben, die den Einkauf des Obstes im Großen nöthig machen, entweder die Menge desselben ist in Ihrer Gegend so groß, daß es an Wohlfeilheit jede Gattung anderer Speise übertrifft, oder doch nur zu gewissen Zeiten auf einmahl in diesem Preise zu haben wäre, oder Sie hätten unter Ihren Hausgenossen schwächliche Personen, denen Obstfrüchte sowohl frisch als gekocht unentbehrlich sind; im ersten Falle erfordert die Sparsamkeit sich einen Vorrath anzuschaffen, im zweyten das Bedürfniß Ihrer Hausgenossen, außerdem aber ist der viele Einkauf des Obstes alle Mahl Verschwendung und Unklugheit, weil durch die Länge der Zeit, durch die Fäulniß und durch tausenderley Zufälle so viel davon verloren gehen wird, daß Sie es gewiß zu Hause bey vieler Mühe vielleicht theurer genießen, als ob Sie es ohne diese Mühe nach und nach, nur so oft Sie dessen bedürfen, kaufen. Auch hat eine Hauswirthinn von beschränkten Einkünften ihr Augenmerk nur auf gesunde, ausgiebige, nahrhafte Vorräthe zu richten, das Obst ist aber wohl eine erfrischende, doch keine nahrhafte Speise. Müssen Sie aber diese Früchte doch haben, so wählen Sie immer dazu die härtesten Sorten, untersuchen Sie, sobald Sie si- zu Hause haben, jedes Stück, und reihen es or

dentlich auf breternen Stellen an einem Orte, der im Sommer nicht warm, im Winter ohne Gefahr des Frierens ist. Äpfel und Birnen müssen mit dem Stiele in die Höhe gestellt werden, und sich unter einander so wenig als möglich berühren; fleissige Nachsicht, stetes Ausklauben dürfen nicht unterlassen werden, wenn Sie nicht Ihren ganzen Obstvorrath auf einmahl einbüßen wollen.

Amalie. Ist es in kleinen Haushaltungen klug gehandelt, sich die Früchte selbst einzumachen und gekaufte zu trocknen?

Auguste. Nachdem die Einkünfte einer solchen Haushaltung bestellt sind, denn eine Hauswirthinn von beschränkten Umständen wird, wenn sie anders sich auf die in ihrer Lage so nöthige Sparsamkeit versteht, ihren Tisch wenigstens nur höchst selten mit leckerem Backwerk besetzen, wo aber dieses ganz wegbleibt oder doch nur höchst selten erscheint, da bedarf es keiner eingemachten Früchte, sind Sie dagegen im Stande so etwas ofter auf Ihrer Tafel zu haben, nun dann ist es gewiß vortheilhafter sich selbst damit zu versorgen.

Sophie. O man kann auch Früchte ganz ohne Zucker einkochen, Pflaumen und Weintrauben halten sich sehr gut auf diese Art; meine Mutter

kocht sich jeden Herbst so viel davon, daß wir dann gewöhnlich damit bis zum künftigen Herbst auslangen.

Auguste. Das wollte ich Ihnen eben sagen, aus hat jede Gegend so ziemlich ihre eigenen Früchte, mit denen die Einwohner sich zu behelfen wissen, es kömmt also darauf an, daß man sich bey guten Nachbarn darnach erkundigt, wenn man in eine fremde Gegend versetzt wird, wo die Früchte der unsrigen entweder gar nicht oder doch nur theuer zu haben wären. Aber mit dem Trocknen der Früchte muß man sich in keiner Haushaltung abgeben, wo man sie erst zu diesem Zwecke kaufen müßte, man kömmt dadurch auf alle Fälle zu Schaden, denn sind Sie in einer Gegend, wo das Obst ohnehin wohlfeil ist, so werden auch die getrockneten Früchte nicht theuer seyn, und in anderen Gegenden erhält man sie stets vortheilhafter durch die Krämer, welche ihres Gewerbes wegen alle Jahrmärkte besuchen. Bey dem Besitz eigener Obstgärten hingegen ist der Eigenthümerinn das Trocknen ihrer eigenen überflüssigen Früchte nicht genug zu empfehlen, nur muß sie sich auch Mühe geben, sowohl auf die nöthige Sparsamkeit mit dem Holze zu sehen, oder auch die Art, das Obst zu trocknen, recht zu verstehen, damit sie nicht zu Schaden kömmt.

Es lassen sich so vielerley und so schöne Sachen aus den getrockneten Früchten machen, sie sind auf so verschiedene Arten zuzurichten, daß eine kluge Hauswirthinn sich vielen Gewinn damit verschaffen kann. — Bey der künftigen Lehrstunde will ich auch Ihre Fragen beantworten, liebes Fickchen, denn nun ist unsere Zeit vergangen und Julchen kömmt mit ihrem Antheil aus der Mythologie an die Reihe.

Julie. Juno, Saturnia, Ammonia, auch Here genannt, Jupiters vorgezogenste Gemahlinn und seine Schwester, ist die Vorsteherinn der Königreiche, der Reichthümer und der Ehen. Bey den Naturforschern bedeutet sie die untere Luft, worin die Wolken schweben und der Regenbogen erscheint. Das gewöhnliche Kennzeichen der Juno ist der Pfau, auch fährt sie zuweilen auf einem Wagen, der von zwey Pfauen gezogen wird, oft trägt sie eine Krone oder ein Diadem, führt auch wohl einen Zepter in der Hand, auf dem ein Guckguck sitzt.

Jupiters eheliches Leben mit ihr war nicht das angenehmste, denn ihre Eifersucht machte ihm oft viel Verdruß; sie verfolgte jedes weibliche Wesen, es mochte eine Göttinn oder Sterbliche seyn, mit unversöhnlichem Hasse, sobald ihr Gemahl daran ein Wohlgefallen fand, und

da sie den Göttinnen nicht sehr viel schaden konnte, so traf ihr Grimm um so mehr jene Schönen, die sich Jupiter unter den Menschenkindern aussuchte. Seine ganze Göttermacht war oft nicht hinreichend, die Verfolgten anders als durch eine traurige Verwandlung in Thiere oder durch den Tod zu retten.

Der Opferdienst der Juno wurde in weißen Kleidern verrichtet, man opferte ihr gewöhnlich junge Kühe, und zu einem ihrer heiligsten Tempel fuhr die Priesterinn auf einem mit weißen Ochsen bespannten Wagen. Bey den Opfern, welche die Brautleute der hochzeitlichen Juno darbrachten, mußte die Galle aus dem Opferthiere gerissen werden, man warf sie zum Zeichen, daß Zähren und Bitterkeiten aus der Ehe verbannt seyn müssen, hinter den Altar.

Die Alten glaubten wie wir, daß die Menschen durch eigene freundliche, schützende, unsichtbare Wesen umgeben wären, ihr feines Gefühl von Schicklichkeit gab dem weiblichen Geschlechte auch weibliche Schutzgeister, die man Junonen nannte, jene der Männer von gleichem Geschlechte mit ihnen hießen Genien.

Iris ist die Bothschafterinn der Juno, von der sie, wie Merkur vom Jupiter, zu Göttern und Menschen mit Aufträgen abgeschickt ward.

Sie wird meistens am Fuß des Thrones ihrer Gebietherinn sitzend vorgestellt, wie sie auf Befehle wartet; außerdem hatte sie auch den Kammerdienst der Juno, besonders ihr Bett zu besorgen. Nach der Meinung einiger Alten konnte sie auch die Seelen der Frommen, die einen schweren langsamen Tod hatten, aus ihren Leibern erlösen. Zuweilen bediente sich ihrer auch Jupiter schnelle Befehle zu übersenden.

Ihr Nahme bedeutet im Griechischen den Regenbogen; sie ward auch von den Alten für die Göttinn des Regens gehalten, weil man glaubte, sie ziehe das Wasser von der Erde in die Höhe. Gemahlt wird die Iris in einem bunten Gewande vorgestellt, wie sie auf dem Regenbogen herunter fährt; einige geben ihr bunte, andere goldgelbe, noch andere saffranfarbige oder röthliche Flügel. Zuweilen wird sie auch Thaumalias genannt nach ihrem Vater Thaumas, der ein Sohn des Pontus und der Erde war.

Themis, eine Tochter des Himmels und der Erde, ist die Göttinn der Gerechtigkeit. Sie wird mit einer Wage und einem bloßen Schwerte in den Händen vorgestellt, man gibt ihr auch als der allegorischen Person der Gerechtigkeit zuweilen eine Binde um die Augen, weil bey der Ausübung dieser Tugend kein Ansehen der Per-

son gelten soll, die Alten gaben ihr aber in eben dieser Absicht sehr helle scharfsehende Au en.

Themis hatte zuerst den sogenannten Delphischen Tempel am Parnaß im Besitz, den nachher Apollo bekam, und gab dort zu Deukalions Zeiten ihre Orakelsprüche. Sie war noch vor der Juno Jupiters Gemahlinn, und ihre Kinder sind die drey Horen, Eunomia, Dice und Irene. Ihre Nahmen bezeichnen die gute Gesetzgebung, die Rechtsverwaltung und den Frieden. Man heißt sie auch die Göttinnen der Eintracht, und gibt sie den Grazien oder den Göttinnen der Anmuth, Freundschaft und Herzensgüte zu Gefährtinnen, sie müssen aber nicht mit den vier Jahrszeiten verwechselt werden, welche auch Horen heißen. Asträa, der Themis vierte Tochter, wird mit einem Sternenkranz um das Haupt, mit einer Wage in der Hand, jung und schön abgebildet.

Caroline. Und wie kann man nun die Horen von den Grazien und Jahrszeiten unterscheiden?

Auguste. Durch die Umstände, bey denen sie vorkommen, denn sie werden immer als Sinnbilder irgend einer Begebenheit oder einer Sache, die man durch sie vorstellen will, genommen.

Clarisse. Ich verstehe nicht recht, was ein Sinnbild ist?

Auguste. Wenn Sie in einer fremden Stadt ankämen und sähen unter mehreren großen wohlgebauten Häusern auf dem Einen über dem Thore eine weibliche Bildsäule mit verbundenen Augen, das bloße Schwert in der rechten, und eine Wage in der linken Hand haltend, was würden Sie da von diesem Hause sogleich wissen?

Clarisse. Daß es das Rathhaus wäre, weil die Göttinn der Gerechtigkeit da an ihrem eigentlichen Platze stehet.

Auguste. Wozu hat die Bildsäule Schwert, Wage und Binde?

Clarisse. Weil die Gerechtigkeit strenge im Strafen, aber richtig und unparteyisch im Beurtheilen seyn muß.

Auguste. Nun sehen Sie, statt der Worte wählte man Bilder, denn nicht jeder kann lesen, und eine lange Inschrift hat auch nicht alle Mahl Platz, oder würde nicht so viel zu einer anständigen Verzierung beytragen; ein Bild, das alles, was nur viele Worte zusammen aus drücken könnten, mit einem Blicke sagt, thut also weit bessere Dienste, Worte aber müssen uns einen Sinn oder eine Meinung vortragen, wenn wir sie verstehen sollen, und so

heißt eben das Bild, das uns die nähmlichen Dienste thut, ein Sinnbild.

Der Ort, wo ein Sinnbild aufgestellt ist, trägt auch schon vieles bey, uns ihre Absicht errathen zu lassen. Die Griechen wußten jeder Tugend eine menschliche Gestalt zu geben, weil das schöne Gefühl in ihnen lebte, daß die menschliche Seele jede auch noch so schwere Tugend auszuüben Fähigkeit besäße, und es muß uns auch sehr schmeichelhaft seyn, daß gerade die sanftesten, angenehmsten, nützlichsten Tugenden in weiblicher Gestalt erscheinen, wie Sie es in dem Verfolg unsrer Fabellehre selbst sehen werden. — Nun Emilie, halten Sie Ihre Vorlesung.

Emilie. Der Herr Magister wollte eben nach geendigter Vorlesung von Emys Geschichte Luisen einige Anmerkungen darüber sagen, als seine Frau mit einem sehr bestürzten Gesichte in die Stube trat, und ihm einige Worte leise zuflüsterte. Mein Gott! sagte er aufspringend, das wäre ja schrecklich! Doch, setzte er auf die Kinder mitleidig umhersehend hinzu, der Arzt kann sich auch betriegen. Der Arzt? schrie Luischen, ach Gott! was hat er gesagt? — Ist denn schon ein Arzt gerufen? fragte Ludwig, die gute Mutter war ja diesen Mittag noch bey Tische recht munter und nur ein kleines Bißchen unpäßlich,

wie sie selbst versicherte. Sie wollte uns allen nicht bange machen, fuhr die Magisterinn fort, aber die so oft abwechselnde flüchtige Röthe auf ihren Wangen ängstigte mich gleich. Sie hoffte dem kleinen Schauer, der sie immer überlief, nebst den Beschwerden, die sie auf der Brust fühlte, durch einen kleinen Nachmittagsschlaf abzuhelfen; ich übernahm auch in dieser Absicht ihre Hausgeschäfte nach Tische und dachte, da nun über alle dem ein Paar Stunden hingeschlüpft waren, nun willst du sie wecken, damit nicht etwa die Nachtruhe unter einem allzu langen Schlafe leidet. Aber wie ich bey dem Eintritt in das Schlafzimmer erschrack, könnt ihr leicht denken; eure Mutter saß in glühender Hitze aufgerichtet im Bette, hielt beyde Hände krampfhaft geballt, fest wider die Brust gedrückt, schnappte ängstlich nach Luft und schrie bey jedem Athemzuge, ihre Augen flogen mit wilden Blicken umher, und sie schien mich nicht einmahl recht zu kennen. Herrman kam einen Augenblick nach mir, und sein Entsetzen ist nur mit dem meinigen zu vergleichen; er schickte eilends nach dem Arzte, und ich suchte indessen durch einige bekannte Mittel Sophien Linderung zu verschaffen, aber leider mußten wir nur das Steigen der Krankheit mit jedem Augenblicke bemerken. Der Arzt kam, betrachtete die

Kranke tiefsinnig, schrieb allerhand Mittel vor, und bedeutete Herrmann beym Weggehen, er möchte die Krankheit seiner Frau ja nicht als ein leicht zu hebendes Übel ansehen, es wäre eine von den plötzlichen gefährlichen Lungenentzündungen, an denen unter hundert Kranken gewöhnlich neun und neunzig sterben, er wolle zwar sein Möglichstes versuchen u. s. w. Herrman war nahe am Niedersinken. Ich übergab ihn Herrn Friedrichsohn, der zum Glück eben die Treppe herauf kam. Geh doch zu ihm, lieber Mann!

Erstarrt, betäubt, Leichen ähnlich standen die guten Herrmanischen Kinder bey dieser Schreckensnachricht, Luise flog, als der Magister Miene machte aus dem Zimmer zu gehen, mit einem halberstickten Schrey an seinen Hals, Ludwig hingegen schien das Vermögen, sich von der Stelle zu bewegen, völlig verloren zu haben. Der Magister, selbst leichenblaß, bat nur seine Frau geschwind zu Sophien zurück zn kehren, damit kein Rettungsmittel unversucht bliebe, er wolle schon alles Übrige besorgen.

Luischens Schmerz ergoß sich bereits in lautes Weinen, aber Ludwigs Erstarren machte dem guten Magister bange; er rief, er schüttelte ihn, umsonst, Ludwig sah gedankenlos um sich, nur einige einzelne große Thränen schlichen sich die bleichen

Wangen herab. Ernst! Wilhelm! sagte der Magister leise zu seinen tief erschütterten Söhnen, ihr habt schon mehr solche Scenen auf unserm Dorfe gesehen, zeigt euch nun als wahre Freunde, tröstet diese Armen, bethet mit ihnen! Und ihr, liebe Kinder, fuhr er fort zu Ludwig und Luisen, nehmt eure Vernunft zusammen, denkt, wie allmächtig, wie gut der liebe Gott ist, haltet euch an ihn, vertrauet auf ihn, und seyd überzeugt, daß er alles gut machen wird, in solchen Umständen muß der Christ den Werth seines Glaubens fühlen und zeigen. Eure gute Mutter ist ja noch nicht todt, nur gefährlich krank; der Gott, der sie vielleicht nur zu eurer und ihrer Prüfung so krank werden ließ, kann sie auch wieder gesund machen.

Ach! unter hundert solchen Kranken, wimmerte nun auch Ludwig, sterben neun und neunzig, sagte der Arzt.

Nun Kind, so kann auch deine Mutter die hundertste seyn, die wieder gesund wird. Bethet, bethet Kinder, das ist alles, was ihr jetzt für sie thun könnt. Ich gehe nachzusehen, wie es steht, und euren Vater zu beruhigen. Ach! nehmen Sie uns mit! riefen beyde Kinder. Das kann nicht seyn, sagte der Magister, eure Mutter bedarf der Ruhe, euer Vater Gelassenheit, ihr

seyd noch zu wenig gefaßt, euer Wehklagen wäre jetzt beyden schädlich. Nun so laß uns bethen! sagte Luischen, und zog ihren Bruder neben sich zur Erde, laß uns bethen, weinen, vielleicht daß sich Gott unser erbarmt!

Der Magister eilte aus dem Zimmer zu kommen, sein Herz brach über dem Anblick der Knienden, die, schwankend an seine Söhne gelehnt, nur ihre zitternden Arme gegen Himmel heben und unvernehmliche Töne hervorschluchzen konnten. Seine Hoffnung hielt auch nur so lange Stand, bis er Sophien selbst gesehen hatte.

Fünf Tage kämpfte die Leidende mit dieser fürchterlichen Krankheit als ein Beyspiel der sanftesten Geduld, des Muthes und der kindlichsten Ergebung in Gottes Willen; am Ende des sechsten Tages stellte sich jene gefährliche Stille aller Schmerzen, der sichere Vorbothe des nahen Todes, auch bey ihr ein. Sie bat nun, sich völlig bewußt, ihren Gatten, ihre Kinder und alle Hausgenossen noch einmahl zu sehen, die auch, durch des treuen Magisters unausgesetzte Bemühung zu einer leidlichen Fassung gestimmt, sämmtlich bey der Sterbenden erschienen.

Nur wenige Worte hatte ihr der Arzt zu sprechen erlauben wollen, aber hier, an der

Gränze des Lebens, hörte die gute Mutter nur das Gefühl ihres Herzens, sie dankte feyerlich ihrem Gatten eine mit ihm geführte vierzehnjährige zufriedene Ehe, sie ermahnte ihre Kinder noch einmahl in Kürze an alle von ihr empfangenen guten Lehren, gab ihnen zu ihrem Troste das Zeugniß, von ihnen nie muthwillig beleidigt worden zu seyn, und dankte auch allen anwesenden Freunden und Hausgenossen für jede erwiesene treue Dienstleistung; sie versicherte allen mit der heitersten Ruhe, daß sie, zufrieden mit Gottes Anordnung, sich ihr willig unterwerfe, und in der frohen Überzeugung von ihnen scheide, einst mit ihnen wieder vereiniget zu werden; diese Überzeugung sollten auch die geliebten Zurückbleibenden ihren Trost seyn lassen, Gott mit ihr dafür danken, daß er ihr eine so schöne Laufbahn auf dieser Erde angewiesen habe, und sie nun auch im Frieden zu sich rufe.

Bisher hatten alle Anwesenden mit der äußersten Anstrengung gegen jeden Ausbruch des Schmerzens gekämpft, aber nun kündigte das immer lauter werdende Schluchzen die fruchtlose Bemühung eines Jeden an. Sophie bemerkte es, sie lächelte noch allen ein Lebewohl zu, und winkte ihnen dann sich zu entfernen, nur den Magister, seine Frau, Luisen, und Ludwig

ausgenommen. Herrmann wollte auch bleiben, sie sagte aber bittend: Nur auf einige Minuten, Lieber, verlasse mich, du sollst sogleich wieder gerufen werden. Beyde Freunde führten nun die halbentseelten Kinder näher an das Bett der sterbenden Mutter; sie umarmte, küßte, segnete sie, wischte ihnen selbst die Thränen ab, und bat sie ihr über das, was sie ihnen vorzutragen Willens wäre, aufmerksam zuzuhören. Die Armen konnten nur schweigend ihre segnende Hand küssen.

Ich habe euch noch etwas Wichtiges zu sagen, fuhr Sophie nach einigem Schweigen fort, ihr kennt beyde die Lage unseres Hauses und wißt, wie nothwendig euer Vater einer getreuen Gehülfinn bey seiner weitläufigen Haushaltung bedarf, du, Luise, bist mit allem guten Willen aber noch viel zu schwach hierin schon meine Stelle zu vertreten, euer Vater muß also wieder heirathen. — Höret nun die letzte Bitte eurer sterbenden Mutter, ihren letzten Befehl! Ehret mein Andenken, und zeiget es durch die getreue Befolgung desselben. Ahmet nicht der bösen Gewohnheit so vieler unverständigen Kinder nach, die eine zweyte Frau ihres Vaters, welche ihn eigenes Bedürfniß, Nothwendigkeit der Wirthschaft, somit ihr eigenes Wohl zu nehmen nöthigen, nur mit neidischer Verachtung ansehen können, und sich dadurch schlimme Ta-

ge bereiten. Ich bitte euch eures eigenen Besten wegen, ich befehle es euch als Mutter, ehret, liebet, gehorchet einer zweyten Mutter wie mir, seyd ihr durch willigen Gehorsam dankbar wie mir, und mehr als mir. Ich habe nicht Kraft genug, euch mehr darüber zu sagen, aber der Herr Magister wird das Abgängige in meinem Nahmen ersetzen, hört seine Worte, als ob ich selbst mit euch noch spräche. Ich bereue das einzige nur, in gesunden Tagen die Möglichkeit, euch früh verlassen zu müssen, nicht genug bedacht zu haben, denn sonst würde ich euch selbst von der Nothwendigkeit und Billigkeit eines solchen Verhaltens leicht überzeugt haben. Lebt wohl, meine Lieben! noch einmahl, seyd gehorsam, eyd dankbar! es wird meine Seligkeit in jenem Leben ungemein erhöhen, wenn ihr euch auch hierin als meine guten wohlerzogenen Kinder beweiset. Versprecht mir es! — Sie hielt jedem eine Hand hin. Beyde stammelten halb bewußtlos ein leises Ja, ich will! und nun übergab sie Sophie der Magisterinn mit dem Winke sie wegzuführen. Bald nachher entging ihr die Sprache, und sie verschied nach Mitternacht sanft in Herrmans Armen, der die geliebte Gattinn noch lange umklammert hielt, da ihr Geist schon zu seinem ewigen Urheber entflohen war, ohne sich von der

Wirklichkeit seines großen Verlustes überzeugen zu können.

Die ganze Stadt nahm Theil an Herrmans Schicksale, denn Sophie war von jedem Nachbar, von allen, die sie kannten, nach Verdienst geschätzt worden; man drängte sich an ihren Sarg, man erzählte sich laut von ihren rühmlichen Eigenschaften, und da schon die Leiche im Vorhause nur noch des begleitenden Priesters harrte, zerriß noch ein erschütternder Anblick das Herz aller Anwesenden. Eine nettgekleidete junge, aber fremde Bürgersfrau drängte sich durch den dicksten Haufen der Zuschauer. Wo ist sie? wo ist meine beste Wohlthäterinn, meine zweyte liebe Mutter? rief sie laut weinend, und als sie sich nun durchgedrängt hatte bis zu dem bereits geschlossenen Sarge, bat sie händeringend: Ach laßt mich sie noch einmahl sehen! ich erfuhr es erst gestern spät am Abend und bin die ganze Nacht gefahren. Ach laßt mich sie sehen! — Es war jenes Mädchen, welches Sophie vor einigen Jahren als eine verlassene Waise aufgenommen, lange bey sich gehabt, und vor kurzem mit einer guten Aussteuer an einen braven Bürger in ein zehn Meilen entferntes Landstädtchen verheirathet hatte. Die arme Frau hörte nicht auf zu bitten, bis man ihr willfahrte. Kaum war der

Deckel des Sarges weggehoben, so stürzte sie auf die Leiche, küßte sie, benetzte das kalte Gesicht mit heißen Thränen, nahm endlich eine Hand der Todten und zeigte sie allen Umstehenden. Seht, rief sie wie begeistert, dieß ist die treue Hand, die mich arme älternlose Waise mütterlich nährte, kleidete, pflegte und erzog, und endlich noch gut ausgestattet auf immer versorgte. Sie hob die Hand noch höher und kniete am Sarge nieder. Höre es, allmächtiger Gott! bethete sie, höre es, Vater der Waisen im Himmel! sie hat eines deiner verlassenen Kinder dir zugeführt. O lohne du ihr, was außer dir niemand lohnen kann! — Mehrere Arme, Alte, Kranke, Verstümmelte hatten sich indessen auch herbey gedrängt, und nun begann eine Leichenrede, wie sie wenige Menschen an ihrem Grabe hören werden, jeder dieser Elenden wußte eine ausgezeichnete, von der Seligen erhaltene Unterstützung anzurühmen, jeder that es mit gleicher Rührung unter heißen Thränen, man mußte den Sarg beynahe mit Gewalt schließen und forttragen.

Herrmans Schmerz hatte durch diese Scene eine sanfte Linderung erhalten, er fühlte, daß eine so schöne Seele für diese Welt zu gut war, daß Gott eilen mußte seine Getreue, die so alles

that, was er hiernieden von uns fordert, mit einer unvergänglichen Seligkeit zu lohnen. Dieser Trost war der wirksamste von allen. Ja wir sehen sie wieder, sagte er nach geendeter Ceremonie zu seinen weinenden Kindern, sie lebt bey unserm guten Gott, sie ist über allen Ausdruck glücklich, laßt uns ihr den so schön verdienten Lohn gönnen, laßt uns ihr nachahmen, tugendhaft leben und gut seyn, wie sie es war, damit wir uns auchmit Gewißheit auf ihr Wiedersehen freuen können.

Indessen hatten mehrere Bekannte sich freundlich erbothen Herrmans Kinder so lange zu sich zu nehmen, bis er selbst sich besser gefaßt und die nöthigen Anstalten in seinem Hause getroffen haben würde. Luise zitterte bey diesen Anträgen, ihr Auge hing bittend bald an dem Magister, bald an ihrem Vater, der sie auch den Tag nach der Beerdigung mit jenen nach seinem Dorfe abgehen ließ. Das arme Mädchen bedurfte dieser Erhohlung nothwendig. Die letzten Worte ihrer Mutter, die Aussicht, künftig einer Fremden gehorchen zu müssen, waren ihr gleich fürchterlich. Man hatte, wie es in ähnlichen Fällen zu geschehen pflegt, Luisen schon während Sophiens Krankenlager, statt ihr Trost zuzusprechen, nur die traurigsten Beyspiele von dem Unglücke, eine

Stiefmutter zu haben, vorerzählt, auch die Hausmägde hatten sich an sie gewagt, ihr bereits einige der Rathgeberinnen würdige Anschläge gegeben, wie sie ihr helfen wollten die verhaßte Stiefmutter zu kränken, und konnten es gar nicht begreifen, wie eine so gute kluge Frau, als die verstorbene Sophie gewesen, ihre Tochter das Versprechen habe ablegen lassen, ihrer Nachfolgerinn so viel und noch mehr Gehorsam zu leisten. Von Dank, den man einer Stiefmutter schuldig seyn sollte, wollten diese Leute ganz und gar nichts wissen. Dank? sagten sie, je wofür denn? daß sich vielleicht eine Bettlerinn in der großen schönen Wirthschaft breit macht, alles, was die selige Frau besaß, als ihr Eigenthum benutzt, und vielleicht gar noch Kinder bekömmt, die den schon vorhandenen das väterliche Erbtheil schmählern?

Alles das und noch viel mehr erzählte Luise dem Magister, als er, nachdem der erste heftige Schmerz sich gelegt hatte, Sophiens Auftrag zu erfüllen selbst ernstlich über diesen Punct mit ihr zu sprechen anfing; er hörte alles, was sie sagte, mit Geduld an, wohl überzeugt, wie leicht es ihm werden müßte, ein sonst vernünftiges gutes Kind von dem Unsinn solcher Behauptungen zu überführen. Ich wundere mich gar nicht über deine Sprache, meine Liebe,

sagte der Magister, die ganze unvernünftige Welt führt keine andere, aber laß die Thoren schwätzen und höre, wie du es von deiner Mutter gelernt hast, bevor du ein Urtheil fällst, was die Vernunft auf derley Einwürfe zu antworten hat. Fürs erste hast du nicht das mindeste Recht deinem Vater vorzuschreiben, wie er handeln soll, er selbst ist durch den Tod seiner Frau vor Gott und Menschen völlig frey und es kömmt bloß auf ihn an, ob er auch, ohne Rücksicht auf sein Hauswesen zu nehmen, Witwer bleiben will oder nicht, ja es könnte sogar einen Fall geben (den du aber noch nicht zu begreifen fähig bist, wenn ich dir ihn auch erklären wollte), wo dein Vater nicht einmahl Witwer bleiben dürfte. Zweytens siehst du wohl, wie entsetzlich er den Verlust einer so guten Frau, wie deine Mutter war, fühlen muß, wie sein Herz leidet, wie die leere Wohnung, der Abgang jener zärtlichen Sorgfalt für alle seine Bedürfnisse ihn jeden Augenblick mit erneuertem Schmerz an sie erinnert; was ist denn natürlicher, als daß er sich nach Ersatz umsieht. Liebst du ihn wahrhaft, so muß es dich ja freuen, ein Mittel für den Gekränkten zu wissen, so wirst du es derjenigen aufrichtig danken, welche die nicht kleine Mühe über sich nehmen mag, ein so tief verwundetes Herz zu hei-

len, und an dir, einem ihr ganz fremden Geschöpfe, Mutterstelle zu vertreten. Diese Dankbarkeit für das gerettete Leben eines guten Vaters muß dich verbinden, ihr durch Liebe und Gehorsam, so viel an dir ist, die schwere Ausübung ihrer Pflichten zu erleichtern, denn glaube mir, mein Kind, es ist kein leichtes Unternehmen einen Mann, der in seiner verstorbenen Gattinn so viel verlor, zu befriedigen, es ist nicht leicht in eine schon angefangene Haushaltung einzutreten, wo man nichts nach seinem Willen ordnen und bey jedem Schritte die Anmerkung zu hören hat, so war es bey der Seligen, wo jede vielleicht nothwendige Abänderung als ein Eingriff in die Rechte der Verstorbenen Mißbilligung erhält. Es hat böse Stiefmütter gegeben und gibt ihrer noch, so wie es böse eigene Mütter gab und noch gibt, aber die Anzahl der erstern würde lange nicht so stark seyn, wenn man sich nicht wider diese Gattung Frauen aus einem blinden ungerechten Vorurtheil von allen Seiten verschworen hätte. Der Nahme Stiefmutter scheint jedem das Recht zu geben, alles, was sie unternimmt zu tadeln, man beneidet ihr alles, was sie genießt, man erschöpft sich in Beweisen, daß sie das zarte Gefühl einer eigenen Mutter für ihre angeheiratheten Kinder nicht ha-

ben könne, und thut doch sein Bestes diese Kinder gegen eine Person aufzuhetzen, der sie eben aus dem Grunde, weil alles Gute, welches sie ihnen erweist, nicht Trieb der Natur, sondern Tugend ist, doppelt dankbar seyn sollten. Alle Verwandte der vorigen Frau, so wenig sie auch Lust haben, verwaisten Kindern beyzustehen, alle andere Bekannte, alle Dienstbothen sind sogleich wider die neue Frau verschworen; man verleumdet, beleidiget, kränkt, neckt sie, man berechnet jede Kleinigkeit, die sie dem Manne kostet, man weiß den löblichsten Handlungen einen Schein von Eigennutz anzudichten, man wagt es sogar dem Schöpfer Unrecht zu geben, wenn er etwa eine zweyte Ehe noch mit Kindern segnet, und nun soll unter solchen Umständen die Haushaltung doch so gut ihren Gang gehen als bey der vorigen? sie soll Kinder erziehen, die ihr weder Ehrfurcht noch Gehorsam, weder Liebe noch Dank schuldig zu seyn wähnen? sie soll ihr Mutterherz, mit dem sich doch andere Weiber so viel wissen, verläugnen und gleichgültig zusehen, wenn ihre armen unschuldigen Kleinen als unrechtmäßige Theilnehmer der Verlassenschaft eines Mannes betrachtet werden, der doch auch eben so gut ihr Gatte und Vater dieser Kinder ist, als der vorigen? O! glaube mir, gute Luise, so man-

ches gute engelgleiche weibliche Herz brach im Stillen unter der Last solcher Leiden und floh in ein frühes Grab, so mancher Mund stößt Schmähungen über eine arme Stiefmutter aus, über deren Staub er sich nur mit Segen und dankbarer Erinnerung öffnen sollte. Pfuy! es ist wahrlich kein Wunder, daß es böse Stiefmütter gibt, es ist aber wirklich ein Wunder, daß noch ein Frauenzimmer dieses Joch auf sich nehmen mag.

Aber eine kluge verständige Haushälterinn könnte doch auch alles das leisten, sagte Luise, mein Vater müßte sie nur recht gut bezahlen.

Also glaubst du, man könne die Treue, die Mutterliebe kaufen? Armes Mädchen, welchen Lohn hatte denn deine Mutter?

Unsere Liebe, unsern Dank, das Herz meines guten Vaters und nun unsere ewigen schmerzlichen Thränen.

Gib alles das einer Stiefmutter, und du wirst den Tausch wenig fühlen, und es gibt keinen andern Lohn für solche Wohlthaten, denn du könntest dich auch gegen eine gute Haushälterinn mit nichts anderem dankbar erweisen. Aber man sagte dir boßhaft genug, es könne leicht eine Bettlerinn sich in eure schöne Wirthschaft drängen; seit wann ist Armuth eine Schande? oder glaubst du, daß ein reiches Mädchen nicht lieber eine

andere Wahl treffen wird? Wenn du heirathen müßtest und hättest zwischen einem ledigen jungen, nicht sehr bemittelten Manne und einem reicheren Witwer mit Kindern die Wahl, welchen würdest du vorziehen?

Den ersten, mein Vermögen würde seinen Abgang ersetzen.

Und der Witwer, der so nothwendig einer Unterstützung bedürfte, die armen unerzogenen Waisen müßten mit einem Korbe abziehen. Wenn nun jedes Mädchen so dächte?

So müßte er sich eine Haushälterinn nehmen; es gibt ja, wie man sagt, recht gute Frauenzimmer, die solche Stellen übernehmen.

Ihre Anzahl muß doch nicht sehr groß seyn, weil man sie wirklich von allen Seiten sucht, ohne sie zu finden; ich will aber dir zu Gefallen annehmen, daß es ihrer genug gibt, weißt du auch, was eine solche Haushälterinn fordert, und zu fordern berechtiget ist?

Nein, lieber Herr Magister!

Alles, was deine Mutter an Achtung und Gehorsam von dir, deinem Vater und allen Hausgenossen fordern konnte, denn sonst ist sie nicht im Stande ihr Amt, wie es seyn soll, zu versehen, nebst dem noch eine ihrem Dienste angemessene,

nicht karge jährliche Summe an barem Gelde mit der Versicherung einer anständigen Versorgung für ihre alten Tage, wenn sie einst ihre besten Kräfte in eurem Dienste zugesetzt haben wird. Laß nun dein kleines geitziges Herz berechnen, wie hoch das hinaufläuft, ob auf der andern Seite eine bloße Haushälterinn wirklich so genau jeden Nutzen des Hauswesens besorgen wird, wie eine Frau, die alles als ihr Eigenthum betrachten und an jeder Ersparniß ihren Antheil haben würde, oder ob sie, wenn Eigennutz ihr Herz beherrscht, nicht noch mehr als eine Stiefmutter zu ihrem Vortheil zu beseitigen suchen wird. Außerdem kann der Mann doch nie mit dem Vertrauen an einer solchen Person hängen wie an einer Gattinn, sie ist nicht an ihn gebunden, sie kann ihn jeden Augenblick verlassen und ihn aufs Neue in Verlegenheit setzen; ob aber die Kinder bey einer Haushälterinn besser als bey einer Stiefmutter daran sind, darüber erkundige dich, wenn du wieder nach Hause kömmst, und du wirst wenig Tröstliches hören. Übrigens gehört eine sehr niedrige Seele dazu, die etwa folgenden Geschwister aus einer zweyten Ehe zu hassen; Gott gibt oder versagt Kinder, ohne daß wir Menschen ein Recht haben zu fragen, warum? das mütterliche Vermögen bleibt ohnehin

jedem besonders, und auf das väterliche haben alle gleiche Ansprüche, weil sie alle seine Kinder sind. Es hätten aus der ersten Ehe auch mehr Kinder kommen können, und Gott allein ist die Ursache bekannt, warum so manches junge Weib ihre Laufbahn so früh vollendet; wir haben uns nur seiner Fügung in Demuth zu unterwerfen, und seine Gebothe heilig zu halten, diese gebiethen uns, dankbar für empfangene Wohlthaten zu seyn, und welche Wohlthat ist größer als jene des Lehrers? Gott wollte nicht, daß deine eigene Mutter alle ihre Pflichten gegen dich vollenden sollte, danke es also mit aufrichtigem Herzen derjenigen, die er durch die Wahl deines Vaters an ihre Stelle setzen wird, habe gegen sie das Herz einer guten Tochter, und du wirst auch an ihr eine gute Mutter finden.

Luise weinte zwar noch lange über ihr Schicksal, sie sah aber zugleich ein, daß der Magister Recht habe; Herrmans weitläufige Wirthschaft nöthigte ihn gar bald, sich, troß alles Sträubens seines Herzens, nach einer zweyten Frau umzusehen, und seine Wahl traf auf jene Henriette, die wir schon aus der Geschichte des Oberamtmann Schönau kennen. Eine bessere Stiefmutter hätten die Herrmanischen Kinder nicht leicht bekommen können, sie thaten aber auch

alles, was sie wollte, und befolgten mit ganzer Seele das ihrer sterbenden Mutter abgelegte Versprechen.

Marie. O die verzweifelte Glocke! da schlägt sie schon wieder und ich hätte so gern noch ein Bißchen mit Henrietten Bekanntschaft gemacht. — Aber was fehlt denn unserm guten Julchen? die weint ja, daß eine Thräne die andere schlägt.

Julie. Können Sie fragen, mein Fräulein? ist nicht Luisens Schicksal das meinige?

Sophie. Und wohl noch ein wenig ärger. Julie hat keine gute Stiefmutter.

Julie. Eine sehr gute, liebe Sophie, *nur* wußte ich es bis auf diese Stunde nicht. O ich bin ein sehr böses Mädchen gewesen, ich habe viel, viel wieder gut zu machen, helfen Sie mir, liebe Auguste, rathen Sie mir!

Auguste. Um einen wirklich guten Rath geben zu können, muß man die Sache vollkommen einsehen; ich weiß bisher von Ihren häuslichen Verhältnissen zu wenig, es kömmt nur darauf an, ob Sie Vertrauen genug in mich setzen, mir Ihre ganze Lage zu entdecken.

Julie. Vollkommen, liebe Auguste! ich will Ihnen eine förmliche Beichte ablegen.

Caroline. Und das in unserer aller Gegegenwart? — Nun Julchen, Sie sind doch

besser als ich, Auguste bekam meine kleinen Tücken alle nur in Geheim zu lesen.

Auguste. Julchen kann es eben so machen, oder morgen eine halbe Stunde früher in mein Cabinet kommen, denn heute ist es auf alle Fälle zu spät.

Julie. Nein, nein! meine lieben Mitschülerinnen können alles hören, erlauben Sie uns nur morgen Nachmittag ein wenig früher zu kommen.

Auguste. Wie Sie wollen, meine Lieben, ich erwarte Sie.

Sechzigstes Gespräch.

Marie. Jesus trug seine schönen Lehren drey Jahre nach einander den Juden in vielen Gegenden ihres Vaterlandes vor, faßlich für jeden, oft noch durch Gleichnisse und Sinnbilder begreiflicher gemacht, aber stets geschickt die Aufmerksamkeit auch jener Menschen zu reitzen, die lieber etwas den Augen Gegenwärtiges sehen, als nachdenken wollen. Zuerst berief sich der Heiland darauf, daß Gott durch die Propheten in ihren heiligen Schriften alles habe vorher sagen lassen, was seine Erscheinung in der Welt, seine Lehren und Thaten betreffe; alles, was ihm unter den Men-

schen begegnen würde, hätten eben diese Propheten schon viele hundert Jahre zuvor auf göttlichen Befehl wiederhohlt, deutlich, und jedem, der es lese, verständlich vorher sagen müssen, so daß, da diese Vorherverkündigungen nunmehr in Erfüllung gingen, sie nur jene Schriften mit alle dem, was sie von ihm sähen und hörten, vergleichen dürften, wenn sie sich überzeugen wollten, in ihm den so lange erwarteten Messias zu sehen. Außerdem verrichtete Jesus noch eine Menge Wunder von mancherley Art, das heißt, er that sehr vieles, was die weisesten und mächtigsten Männer, ja alle Menschen zusammen nicht zu Stande bringen können, und was auch weit über alle Kräfte war, wodurch die bewundernswürdigsten Veränderungen in der Natur geschehen: er heilte mit einem Worte, zuweilen sogar abwesend, die gefährlichsten Kranken, sättigte mit wenigem Brote einige tausend hungrige Menschen, machte sogar Todte wieder lebendig, und wandte doch diese übernatürliche Macht nie anders als zum Besten der Menschen an. Ferner sagte Jesus vieles, was mit ihm, seiner Religion, mit seinen Verehrern und Freunden, mit dem ganzen jüdischen Volke, und auch mit andern Menschen zum Theil nach sehr langer Zeit vorgehen würde, so gewiß voraus, und alles traf

auch so richtig ein, das meiste noch zu Lebzeiten derer, die seine Weissagungen von ihm selbst gehört hatten, daß sie hieraus neuerdings den Schluß ziehen mußten, er sey wirklich jener von Gott verheissene Lehrer gewesen, für den er sich ausgab. Endlich begnügte sich Jesus nicht damit, nur zu lehren, wie man nach den göttlichen Vorschriften leben müsse, er übte diese Vorschriften selbst bey jeder Gelegenheit so vollkommen aus, daß man niemahls einen heiligern, tugendhafteren Wandel gesehen hatte; dadurch gewann man auch eine Lehre um so lieber, deren Vortrefflichkeit der Lehrer sogleich in der eigenen Ausübung zeigte.

Caroline. Man hätte erwarten sollen, daß die Juden sich begierig einer Lehre ergeben würden, die so augenscheinlich von Gott kam, mit ihrer Religion so genau verbunden war, derselben eine neue Stärke gab, und überhaupt so viel Erhabenes und Liebenswürdiges an sich hatte. Wirklich nahm auch eine ziemliche Anzahl Juden Theil daran, allein die meisten blieben doch bey ihrem alten äußerlichen Gottesdienste, der ihnen weit leichter vorkam als jene aufrichtige Herzensbesserung, ie Jesus so dringend empfahl. Sie lästerten und verfolgten ihn, von ihren vornehmsten Gelehrten stets neuerdings aufgehetzt, die

es Jesum nicht verzeihen konnten, sie so oft der schändlichsten Heucheley überführt zu haben; manche glaubten sich auch wirklich zu diesem Hasse berechtiget, weil sie in ihm ihren gehofften Messias nicht finden konnten, der nach ihrer Meinung als ein mächtiger Fürst auftreten, sie fürs erste von der verhoßten Römischen Oberherrschaft befreyen, und dann seine irdische Hoheit in der Beherrschung vieler Länder mit ihnen theilen sollte, denn diese armen Blinden begriffen nicht, daß es ein weit größeres Unglück sey, in Irrthümern und Sünden zu leben, als einem fremden Volke zu gehorchen, daß sie also die ihneu angebothene Wohlthat, von dem Übel ihrer Seele befreyet zu werden, als die wahre Rettung aus der schimpflichsten Dienstbarkeit zu betrachten hätten. Da sie nun Jesum ohne alle Pracht, arm und von niedrigem Stande herum gehen sahen, auch von ihm selbst vernahmen, er sey nicht gekommen ein weltliches Reich zu stiften, oder seine Verehrer mit Ehrenstellen, Reichthümern u. d gl. zu belohnen, so verachteten sie ihn anfangs, als sie aber nachher auch bemerkten, daß Jesus zwar alle Gebräuche der jüdischen Religion, so viel sie wirklich von Gott verordnet waren, beobachtete, diejenigen aber, welche ihre heuchlerischen Lehrer als gottselige

Übungen so häufig hinzugesetzt hatten, gering schätzte, daß er selbst den äußerlichen Andachtsübungen des Mosaischen Gesetzes ein frommes Herz und tugendhafte Handlungen weit vorzog, ihnen auch deutlich sagte, dieser ganze Ceremoniendienst müsse nun bald aufhören, um der wahren Anbethung Gottes im Geist und in der Wahrheit Platz zu machen, daß man den allgegenwärtigen Gott nicht allein zu Jerusalem oder an bestimmten Tagen, sondern überall und zu jeder Zeit anbethen könne, da glaubten sie einen Feind ihrer alten Religion in ihm zu sehen und berechtiget zu seyn, ihn als solchen mit dem bittersten Hasse zu verfolgen.

Clarisse. Jesus vergalt diese Verfolgung, die seinem Leben oft gefährlich wurde, den gehässigen Juden durch einen liebreichen Eifer, sie zu belehren und ihnen wohl zu thun, er fragte nicht, wer diejenigen wären, die ihn oft nur in der heimtückischen Absicht besuchten oder zu sich baten, um ihm verfängliche Fragen vorzulegen, oder seine Handlungen zu belauschen, er entzog sich sogar ihrer Mordlust durch ein Wunder, als sie ihm einst die Beantwortung ihrer Fragen mit Steinwürfen vergelten wollten, und lehrte immer aufs Neue, ohne sich an ihr Wüthen zu kehren. Nachdem aber die Zeit gekom-

men war, da er für sie und alle Menschen sterben sollte, wie er es ihnen häufig vorher sagte, ging er seinen blutgierigsten Feinden, den hohen Priestern und Pharisäern zu Jerusalem, freywillig entgegen. Der hohe jüdische Rath ließ ihn gefangen nehmen, und gab sich alle Mühe, auch die höhere Römische Obrigkeit, ohne deren Beystimmung kein Todesurtheil vollzogen werden durfte, dahin zu bringen, Jesum, ihren besten Wohlthäter, zum Tode zu verurtheilen; lange weigerte sich aber der Römische Statthalter Pilatus, und versuchte es wiederhohlt, den nach seiner Einsicht völlig unschuldig Angeklagten zu retten, bis die Furcht, das tobende Volk zu einem Aufruhr zu reitzen, ihn vermochte, Jesum ihrer Mordsucht zu überlassen, indem er doch öffentlich betheuerte, an dem vergossenen Blute dieses Gerechten keinen Theil haben zu wollen.

Jesus litt, nachdem er auf diese Art der Wuth seiner Feinde ganz überlassen blieb, nach allen schon vorhergegangenen Unbilden auch noch den schimpflichen und schmerzhaften Tod der Kreutzigung, eine Strafe, womit man nur die abscheulichsten Bösewichter zu belegen gewohnt war, davon auch zwey mit ihm gekreutziget wurden. Die Sanftmuth, Gelassenheit und Geduld der Leidenden hätte die blutgierigsten Barbaren ent-

waffnen können, aber die Juden, denen er so viel Gutes erwiesen hatte, und für die sein Tod eine neue Wohlthat war, kannten kein Mitleid; dennoch bethete Jesus noch sterbend für sie, und blieb also bis auf den letzten Augenblick seines Erdenlebens ein Beyspiel der reinsten Menschenliebe.

Doch der Erlöser des Menschengeschlechtes, der Stifter der edelsten Religion, an den so viele Tausende glauben sollten, der selbst Todte zum Leben erweckte, der allen Menschen ihre künftige Auferstehung zu versprechen Macht hatte, konnte nicht unter den Todten bleiben; am dritten Tage nach seiner Begräbniß ging er verklärt aus dem Grabe hervor, zeigte sich durch mehrere Wochen fast allen seinen vertrauten Schülern, und ließ sogar den, der noch immer zweifelte, die Wundmahlen an seinem Leibe berühren. So war denn die wichtigste Weissagung des Erlösers herrlich erfüllt, seine Bekenner konnten nun nicht dem geringsten Zweifel mehr Raum geben, und mußten mit Zuversicht auch der Erfüllung aller übrigen entgegen sehen. Zwar entzog sich der Heiland vierzig Tage nach seiner Auferstehung ihren Blicken, doch mit der Versicherung, daß sie bis zu Ende der Welt unter seinem Schutze stehen, und alle Mächte der Hölle selbst nicht

hinreichen würden, seine neu gestiftete Religion zu unterdrücken.

Auguste. Wir haben in der letzten Vormittags-Lehrstunde gesehen, daß die Grundsätze des Christenthums kein Unheil stiften können, weil sie alle Tugenden empfehlen, welche den Menschen, der sie ausübt, schon auf Erden glücklich machen müssen, oder haben Sie noch einen Zweifel dagegen, meine Lieben?

Frid. Nein, liebe Auguste! die Erde wäre der Vorschmack des Himmels, wenn sie nur von wirklichen Christen bewohnt wäre; aber Sie versprachen uns einst den Beweis, daß alle jene Sätze, welche uns die Religion als bloße Glaubenswahrheiten vorträgt, mit der Vernunft zu vereinbaren wären, daß man sich durch dieselbe von der Göttlichkeit der heiligen Schrift überzeugen könne, Sie wollten sogar nicht, daß wir nur darum Christen seyn sollten, weil wir von christlichen Ältern geboren, auf diesen Glauben getauft, und darin erzogen worden sind. Da sich nun Christus in allen seinen Lehren auf diese Schrift bezieht, und daraus den Beweis seiner göttlichen Sendung herleitet, so dächte ich, wir untersuchten zuerst, ob sich diese mit der Vernunft vereinbaren läßt, wenn das anders möglich ist; denn ich glaube, es bleibt uns wirklich

nichts übrig, als sie mit einem blinden Glauben anzunehmen.

Auguste. Sie bedenken nur nicht, daß Gott die höchste Vernunft ist, wie es alle seine Werke bezeugen.

Frid. Ja, wir erkennen seine Weisheit und sein Daseyn aus diesen Werken, aber es gibt doch viele Dinge in der Schrift, die meiner Vernunft zuwider sind; so kann ich, zum Beyspiel die Nothwendigkeit der Menschwerdung nicht begreifen. Konnte sich Gott nicht mit den Menschen versöhnen, ohne eben seinen Sohn einer so schmerzhaften Laufbahn zu unterwerfen.

Auguste. Ihnen diese Frage gerade zu beantworten ist jetzt nicht möglich, denn wir müssen zuerst über andere in der heiligen Schrift enthaltene Wahrheiten sprechen und zusehen, ob sie denn der Vernunft wirklich sogar zuwider sind, daß man sie nur blind glauben muß. Zuerst also, meine Lieben, lassen Sie uns den Grundsatz aufstellen, ob eine Sache, die unserer Vernunft unbegreiflich vorkömmt, ihr darum auch zuwider seyn müsse, und dazu wollen wir uns eines Beyspiels bedienen. Sagen Sie mir, findet sich wohl etwas, das bey dem ersten Blicke lächerlicher zu seyn scheint, als die Behauptung, es gäbe auf der andern Seite der Erdkugel, gerade der Stelle

gegenüber, die wir einnehmen, Menschen, deren Füße mit den unsrigen zusammen stoßen würden, wenn sie die Erde durchbohren und bis dahin kommen könnten?

Marie. Wir lachten auch alle darüber als über eine unmögliche Sache, jetzt aber finden wir es sehr begreiflich, es kam also nnr auf eine Erklärung an.

Auguste. Aber ohne diese Erklärung hätten Sie nicht glauben können, daß es ein Amerika oder, wie man sagte, Gegenfüßler gäbe!

Sophie. Ich glaubte es ohne weitere Untersuchung, denn ich konnte mir nicht denken, daß so viele Reisende sich, ohne einander zu kennen, darüber sollten verglichen haben, mich zu hintergehen.

Auguste. Sie hatten also eine gegründete Ursache zu Ihrem Glauben; wenn nun jemand, der niemahls über die Gränzen Österreichs hinausgekommen wäre, Ihnen doch behaupten wollte, Deutschland begreife die ganze Welt in sich, weiter hinaus sey nichts als Meer, und alle, die von einer weitern Reise zurückzukommen vorgäben, wären Betrieger, was würden Sie von ihm denken?

Clarisse. Daß er ein Narr sey, denn wenn man nur das glauben müßte, was man

selbst gesehen hätte, so würde man sehr wenig glauben.

Auguste. Und wenn ich Ihnen nun sage, in diesem Schälchen voll Essig, der doch so klar aussieht, befinden sich eine grosse Menge Würmer und sogar kleine Schlangen?

Frid. Vergeben Sie, liebe Auguste, wenn ich Ihnen glauben soll, müssen Sie mich den Essig auch recht scharf betrachten lassen.

Auguste. Immerhin, sehen Sie nur zu.

Frid. (betrachtet den Essig sehr aufmerksam). Nun ich habe doch sonst ein gutes Gesicht, aber hier reicht meine ganze Sehkraft nicht zu, etwas mehr als einige kaum bemerkbare Unreinigkeiten, einige kleine Stäubchen zu entdecken; es ist nicht möglich noch kleinere Würmchen vorauszusetzen als diese Stäubchen, wenn sie da wären, würde ich sie sehen, ich sehe sie nicht, also sind, mit Ihrer Erlaubniß widersprochen, keine da.

Auguste. Emilie lächelt über Ihr Also, ich überlasse es ihr dieß Lächeln zu rechtfertigen.

Emilie. Vergib mir, liebes Fridchen! ich bin nicht so stolz, mir mehr Einsicht zuzutrauen, als du hast, aber ich genieße des guten Unterrichts unserer Auguste schon so lange, daß es kein Wunder ist, wenn ich deinen Irrthum be-

merke. Dein Also stützt sich auf einen falschen Grundsatz, du könntest Hunderte von dieser Art sagen, ohne etwas damit zu beweisen, wie es seyn soll. — Du bist doch wenigstens nicht böse über das, was ich sage?

Frid. Über deine letzte Frage sollte ich es beynahe seyn. Wer sich zu belehren sucht, muß ja eine so bescheidene Zurechtweisung mit Dank annehmen. Sey denn so gut und zeige mir die Falschheit meines Grundsatzes.

Emilie. Sie liegt darin, daß du annimmst, es könne kein kleineres Thier geben, als diese Stäubchen. Wenn mir Auguste ihr Vergrößerungsglas leihen möchte, so würdest du Thierchen sehen, bey denen diese Stäubchen sich zu Bergen ausdehnen, und die Gelehrten behaupten, es gäbe noch kleinere, welche nur durch die allervollkommensten Gläser, und da nicht einmahl ganz deutlich wahrzunehmen wären.

Auguste. Hier ist mein Vergrößerungsglas, meine Kinder! betrachten Sie nunmehr den Essig.

Frid. Ach Gott! da ist ja ein ganzer Haufen Thiere von allerley Gestalten. Der ganze Essig ist lebendig. — Ich gebe mich, liebe Auguste! meine Augen waren Schuld, daß ich sie vorher nicht sah, sie sind nicht scharfsichtig genug.

Auguste. Und die Augen Ihrer Vernunft tragen die Schuld, wenn sie Dinge nicht begreift, die zwar wahr, aber für sie zu stark sind. So geht es mit den Sätzen, die uns in der heiligen Schrift unbegreiflich vorkommen, sie sind wahr, aber unsere Vernunft ist zu schwach, um sie fassen zu können.

Julie. Ich suche mich auch zu belehren, liebe Auguste! Haben Sie also die Geduld, eine Frage anzuhören, die mir zwar selbst sehr unverschämt vorkömmt. Wenn nun Gott wollte, daß ich die in der heiligen Schrift enthaltenen Wahrheiten glauben soll, warum gab er mir nicht auch eine Vernunft, die dazu fähig ist? Dieses Geschenk würde ihm nicht mehr gekostet haben als das andere, meine dermahlige Vernunft wird mir nun gerade da unnütz, wo sie mir am wichtigsten dienen sollte, sie ist höchstens nur da, mir Kleinigkeiten zu entdecken, an denen mir nichts gelegen ist.

Auguste. Die Vernunft thut sehr gut ihre Schuldigkeit, denn sie soll Ihnen nur helfen unbegreifliche Dinge zu glauben, ohne sie zu fassen. — Schenken Sie mir nun, da wir auf dem Puncte sind, Ihre ganze Aufmerksamkeit, meine Kinder!

Es kann sich in den Werken Gottes kein

Widerspruch finden, weil sie die höchste Weisheit ordnete; er gab uns Verstand, unsern Glauben und unsere Aufführung darnach einzurichten. Es gibt nur zweyerley Arten zu glauben, entweder aus Nachahmung, also ohne Überlegung, ohne Untersuchung, ob jene, die vor uns das nähmliche glaubten, irgend einen vernünftigen Grund dazu hatten, oder mit reifer Überlegung; die erste Art gibt uns jene große Anzahl böser oder wenigstens schwacher Christen.

Frid. Ich habe in der That schon oft recht verständige Leute sagen hören, ich bin ein Christ, weil ich zu diesem Glauben geboren bin, wäre ich in der Türkey geboren, so würde ich ein Türke bleiben, denn ein rechtschaffener Mensch soll seine Religion niemahls ändern.

Auguste. Diese Leute sind hier zu Lande eben so wenig Christen, als sie in der Türkey Mahomedaner wären, ein solcher Glaube ehrt Gott nicht, sie haben gar keine Religion. Gott hat uns die Vernunft nur gegeben, damit wir uns ihrer bedienen sollen. Sagen Sie mir, warum bat ich Sie, weder mir noch andern auf unser bloßes Wort zu glauben?

Marie. Weil Sie uns zugleich bemerken ließen, alle Menschen könnten sich betriegen oder

uns zu betriegen suchen, es sey also der Vernunft gemäß erst zu untersuchen, was sie sagten.

Auguste. Wenn Sie aber versichert wären, ich könnte mich gar nicht betriegen, es wäre mir auch eben so unmöglich, Sie hintergehen zu wollen, würde Ihre Vernunft es da noch nöthig finden meine Worte erst zu untersuchen, bevor Sie mir glaubten?

Marie. Nein, denn die Vernunft würde mich lehren Ihnen alles zu glauben, ich würde sogar als ein unvernünftiges Geschöpf handeln, über eine Sache erst noch Untersuchungen anzustellen, die ohnehin gewiß wäre.

Auguste. Nun wohl, um zu wissen, ob uns die Vernunft erlaube, alles das, was in der heiligen Schrift enthalten ist, ohne weitere Untersuchung zu glauben, bedarf es nur der Gewißheit, ob mich meine Vernunft überzeugen kann, Gott habe wirklich alles, was diese Schrift enthält, geoffenbaret; bin ich im Stande mir diesen Beweis zu geben, so wird mir zugleich einleuchten, ich sey nicht berechtiget das zu untersuchen, was Gott mir zu glauben befahl, weil ich versichert bin, er könne sich weder selbst betriegen, noch mich hintergehen wollen,

und das ist die eigentliche Art zu glauben, die wir das nächste Mahl genau vornehmen wollen.

Frid. Die Römer, welche sich nun frey gemacht hatten, wollten darum doch nicht ohne eine höchste Obrigkeit bleiben, nur wünschten sie unter einer solchen zu stehen, die alles ohne Nebenabsicht zum allgemeinen Besten anordnen oder entscheiden möchte, von der sie in wichtigen Angelegenheiten auch um ihre Meinung befragt würden, und die besonders nie so mächtig werden könnte, daß sie ihre Gewalt zu Grausamkeiten mißbrauchte. Brutus war daher nicht damit zufrieden, sein Vaterland von Tarquins Tyranney befreyt zu haben, er vergaß auch nichts, diesem verhaßten Fürsten alle Hoffnung, wieder nach Rom kommen zu können, völlig zu entreissen; zu diesem Ende bediente er sich mit Einstimmung des Volkes alles dessen, was die Religion Heiliges hatte, um die Gemüther in dem Hasse gegen die königliche Gewalt zu befestigen. Man machte ein Gesetz, daß jeder, welcher sich unterstehen würde diese Regierungsart wieder einzuführen, oder Tarquinius zur Rückkehr behülflich zu seyn, den unterirdischen Göttern oder der Hölle von allen Römern übergeben werden sollte, dieß war der fürchterlichste Eid, den man damahls schwören konnte, ein jeder, der ihn ab-

legte, bestimmte sich selbst, wenn er nicht Wort hielt, die ewige Verdammniß. Damit aber Brutus die Bürger auch durch sichtbare Vortheile verbände, diesen Eid unverbrüchlich zu halten, so theilte er alle Güter der Tarquinischen Familie unter sie, bis auf ein mäßiges Stück Land zwischen der Stadt und der Tiber gelegen, welches er dem Mars weihete, und zum Sammelplatz der Bürger bestimmte; dieß ist jenes in der Römischen Geschichte so berühmte Marsfeld. Brutus schlug darauf eine neue Regierungsart vor, welche alle Vortheile der königlichen zu versprechen schien, ohne ihre Unbequemlichkeiten zu haben; man beschloß alle Gewalt in die Hände zweyer Männer aus dem Senate zu geben, sie Consuln oder Bürgermeister zu nennen, ohne ihnen die königlichen Ehrenzeichen, Krone, Zepter und Purpurmantel zu ertheilen, sie behielten aber ihre Gewalt nicht länger als ein Jahr, damit sich keiner festsetzen oder sie mißbrauchen konnte. Die beyden ersten Consuln waren eben dieser Brutus und Collatin, Lucretiens Gemahl.

Unterdessen hatte Tarquinius außer seiner Boßheit doch alle jene Eigenschaften besessen, welche das ausmachen, was man, freylich ohne Grund, die Eigenschaften großer Könige nennt,

er war ein geschickter Feldherr, ein vortrefflicher Staatsmann, und hatte sich unter den benachbarten Hetruskern sowohl, als unter seinen eigenen Landsleuten Freunde zu machen gewußt, die nun fürs erste seine Wiedereinsetzung verlangten, und als dieß abgeschlagen wurde, es dabey bewenden zu lassen schienen, daß man dem Tarquinius seine Güter ausliefern sollte. Diese Forderung erregte nun großen Streit im Senat, Collatin behauptete, man könne ohne Ungerechtigkeit Tarquins Güter nicht zurück behalten, Brutus gestand das ein, sagte aber, sie ihm ausliefern hieße ihm die Mittel geben, einen schädlichen Krieg gegen Rom zu führen. Während man sich nun im Rathe herumstritt, arbeiteten Tarquins Gesandten so nachdrücklich in geheim, daß sie einige junge Adelige zu einer Verbindung vermochten, die dahin trachten sollte den König wieder einzusetzen. Ein Sclave, der sich von ungefähr in dem Saale befand, worin die Verschwornen ihre Unterredungen hielten, gab dem Senate Nachricht davon; wie groß war aber das Entsetzen der Rathsherren, als sie bey näherer Untersuchung die beyden Söhne des Brutus und zwey Neffen Collatins an der Spitze der Verschwornen fanden. Man brachte sie vor das Gericht, welches die Consuln auf öffentlichem

Markte hielten, Brutus fragte selbst seine Söhne, die, gleich den übrigen Verbrechern, an Pfähle gebunden waren, ob sie etwas zu ihrer Vertheidigung vorzubringen wüßten? Aber sie weinten nur und konnten nichts darauf antworten; ihr Vater sprach ihnen also das Todesurtheil, und befahl den Lictoren die Strafe sogleich zu vollziehen. Alle Anwesenden erschracken darüber, viele, mit ihnen selbst der andere Consul, weinten aus Mitleid, jedermann bat den Brutus, seinen Söhnen das Leben zu schenken, allein er vergaß der väterlichen Liebe, und folgte nur der unerbittlichen Strenge eines Richters gegen Verbrecher, er wiederhohlte den Befehl, und sah seine Söhne enthäupten.

Marie. Was für ein Herz mußte dieser Mensch haben?

Auguste. Kein böses, denn nicht er, die Religion, die Sicherheit des Staates, die Liebe für das Vaterland fällten dieses Urtheil, und machten dessen Vollziehung nothwendig. Jeder Zuschauer bemerkte, daß der unglückliche Vater weit mehr den Schlag fühlte, der seinen undankbaren Söhnen das Leben nahm, als sie selbst. Brutus opferte seine Söhne der Gerechtigkeit, deren Diener er war, der Heiligkeit seines Eides, wodurch er sich schon ver-

verbindlich gemacht hatte, jeden mit dem Tode zu bestrafen, der sein Versprechen, niemahls an Tarquins Wiedereinsetzung zu denken, übertreten würde. Es fand sich keine vornehme Familie, die nicht einen strafbaren Anverwandten unter den Verschwornen hatte, wie sollte nun Brutus seine Söhne loslassen und die andern verurtheilen, da sie noch strafbarer waren als jene, weil die erste Handlung des rückkehrenden Tyrannen gewiß die Hinrichtung eben dieses Brutus, ihres Vaters, gewesen seyn würde?

Caroline. Nun wohl, liebe Auguste! zugegeben, Brutus habe seine Söhne nicht verschonen können, mußte er aber dieses unnatürliche Urtheil fällen? konnte er nicht sein Amt niederlegen und ihre Bestrafung einem andern überlassen? Es ist so gehässig einen Vater das Todesurtheil über seine Kinder aussprechen zu sehen.

Auguste. Wir wollen die Sache mit kaltem Blute nach vernünftigen Grundsätzen untersuchen. Brutus konnte, ohne sich der größten Ungerechtigkeit schuldig zu machen, sein Amt nicht niederlegen, er hatte ja den Römern die Waffen wider den Tyrannen in die Hände gegeben, er hatte jeden Einzelnen schwören lassen, Tarquins Rückkehr mit Vergießung ihres letzten Blutstropfen zu hindern, er selbst hatte den Eid, jeden ohne

Ansehen der Person zu strafen, abgelegt, als man ihn zum Bürgermeister ernannte, und ihn dadurch zum Vater und Beschützer des ganzen Volkes wählte; wäre er nun nicht der undankbarste Mensch gewesen, wenn er seinen Eid gebrochen, das öffentliche Vertrauen verrathen, und nur dann hätte Richter seyn wollen, wenn er andere Bürger zu verurtheilen gehabt hätte? Des Brutus Mitleiden mit seinen Söhnen würde die andern Ältern berechtiget haben, auch um die Rettung der ihrigen sich zu bemühen, andere hätten gedacht, eine Obrigkeit, die vermögend wäre, entweder ihren Eid zu brechen, oder sie, wenn ihr dessen Ausübung zu schwer fiele, zu verlassen, könnte auch wohl am Ende, von Tarquinius verführt, seine Verzeihung durch die Übergabe Roms erkaufen; diese Furcht hätte sie bewogen, neue geheime Verbindungen unter sich zu errichten, Rom wäre mit Unruhe und Mißtrauen erfüllt worden, und würde sich nicht einen Monath gegen den Tyrannen haben wehren können, dessen erstes Geschäft gewesen wäre, die Stadt in dem Blute ihrer Bürger zu ertränken.

Diese billigen Betrachtungen bewaffneten den Arm des Brutus, und die Folge bewies, daß sein Herz bey dem unglücklichen Ende seiner Söhne unaussprechlich gelitten hatte, denn in der

ersten Schlacht, welche nachher zwischen den Römern und Lateinern vorfiel, die den Tarquinius unterstützten, schien Brutus nichts mehr als den Tod zu suchen, er drang auch auf einen von Tarquins Söhnen so erhitzt ein, daß er ihn in eben dem Augenblick niederstieß, als er von ihm getödtet wurde.

Amalie. Wie gut ist es, nicht voreilig zu urtheilen! Ich hätte schwören wollen, nichts könne den Brutus rechtfertigen, und nun zeigt es sich, daß er mit Ehre und Gewissen nicht anders handeln konnte.

Auguste. Und ich bin Ihnen doch noch den Beweis schuldig geblieben, daß Brutus, hätte er anders gehandelt, das Vertrauen seiner Mitbürger wirklich verloren hätte. Collatin versuchte es seine Neffen zu retten, nachdem Brutus voll Schmerz über das an seinen Söhnen vollzogene Urtheil den Markt verlassen hatte, um zu Hause ungestört zu trauern; das Volk verlangte sogleich nach ihm, er kam und verurtheilte auch Collatins Neffen. Sobald dieß geschehen war, ersuchten die Bürger den Collatin, das Consulat niederzulegen, weil sie ihm nicht mehr trauen könnten; er that es und bat zugleich um Erlaubniß Rom mit allem, was er besaß, verlassen zu dürfen; man erlaubte es nicht nur, man über-

häufte ihn sogar noch mit Geschenken, damit er nur geschwind fortziehen möchte. Lassen Sie uns also, statt den Brutus anzuklagen, lieber an ihm ein Beyspiel nehmen, was das heiße, seiner Pflicht auch dann getreu bleiben, wenn ihre Ausübung auch unser Liebstes kostet. Hätte der edle Mann vorhersehen können, wie viel Elend sein Tod über Rom bringen würde, so bin ich überzeugt, er würde noch den Muth gehabt haben, die Marter eines traurigen Lebens aus Liebe für ein Vaterland zu ertragen, dem er schon so edel das größte Opfer gebracht hatte.

Carol. Kam denn Tarquinius wieder nach Rom, oder waren die folgenden Bürgermeister Tyrannen?

Auguste. Nein, mein Kind! Als Collatin seine Stelle niedergelegt hatte, erwählte man dafür den Valerius zum Amtsgehülfen des Brutus.

Julie. Und dieser Valerius ist mein Held, weil er Roms Freyheit sicherte. Er ist mir weit lieber als Brutus, denn dieser hatte im Grunde nur aus Einem Könige zwey gemacht, welche Tyrannen werden konnten, wenn sie wollten, Valerius schränkte aber ihre Gewalt ein, und fing damit die berühmten Tage des Römischen Freystaates an.

Auguste. Und ich sage, dieser Valerius handelte nach Brutus Tode als ein wirklicher Tyrann, als ein Mann, der wenig Verstand hatte, nur seinem Kopfe folgte, und bey den Neuerungen, die er einführte, gar nicht auf die Folgen dachte; er beging eine himmelschreyende Ungerechtigkeit gegen den ansehnlichsten Theil der Nation, und diese Ungerechtigkeit hatte die kläglichsten Folgen. Fahren Sie fort in der Geschichte, Emilie, damit wir sehen, wer von uns beyden voreilig urtheilte.

Emilie. Valerius, Brutus Amtsgenosse, war zwar ein redlicher, aber am Verstande beschränkter Mann. Je weniger Vernunft nun jemand hat, um so mehr findet er an andern zu tadeln, weil ihm die Fähigkeit mangelt jene Gründe einzusehen, warum man gerade so und nicht anders handeln müsse. Diese Menschen sind übrigens noch sehr hartnäckig ihren Meinungen ergeben, die ihnen vortrefflich scheinen, weil sie jede Sache nur immer von einer Seite betrachten. Valerius hatte beyde Fehler im hohen Grade, er sah in der von Brutus eingeführten Regierungsart nur die Möglichkeit das Volk zu tyrannisiren, und in der, die er selbst einzuführen beschloß, nur ein Mittel, den Bürgermeistern die Tyranney unmöglich zu machen. Seine Absicht

durchzusetzen, übertrat er zuerst ein Gesetz, welches mit Bewilligung der ganzen Nation gegeben worden war, denn er wollte keinen Amtsgehülfen haben und behielt die ganze Gewalt allein, damit er sie für seine Nachfolger rauben könnte; er verordnete, daß jeder von den Consuln Verurtheilte künftig verlangen dürfte, neuerdings von dem Volke gerichtet zu werden, dann folgten noch verschiedene andere Gesetze, die zwar dem gemeinen Volke vortheilhaft schienen, dafür aber den Adeligen oder Patriziern schädlich waren. Man nannte ihn daher auch Poplicola oder den Pöbelfreund.

Auguste. Nun Julchen, was wurde aus der Römischen Freyheit, als Valerius so eigenmächtig dem Adel seine Rechte entriß, um sie dem Volke zu geben? Da er der Beschützer der einen wurde, war er da nicht zugleich der Unterdrücker der andern?

Julie. Aber es geschah zum Besten des größern Theils.

Auguste. Nach Ihrer Meinung ist es also erlaubt den kleinern Theil zum Besten des größern zu berauben? Warum sollte nun das, was Valerius thun durfte, nicht auch andern erlaubt seyn? Oder war das Recht, welches er andern Consuln nahm, nicht ein Gut? Wenn die Raths=

herren, wenn die Consuln ihre Macht mißbrauchten, konnte das Volk mit der ihm anvertrauten Gewalt nicht ein Gleiches gegen den Rath thun, zu dessen Tyrann es sich aufwerfen konnte?

Julie. Sie setzen mich in Verlegenheit mit Ihren Fragen, ich hoffe aber, Valerius handelte in einer so wichtigen Sache nicht ohne Einwilligung, wenigstens des größten Theils der Nation.

Emilie. Armes Julchen! Sie verurtheilen Ihren Günstling, ohne es zu wissen. Valerius fragte bey allen seinen Anordnungen die Nation so wenig, daß er am Ende sogar bey dem Volke in den Verdacht gerieth, daß er nach der Oberherrschaft strebe. Er ließ den Bürgermeistern so wenig Gewalt, daß man sich bald genöthiget sah, eine neue obrigkeitliche Person zu wählen. Während Valerius sich so viel Mühe gab, gute Gesetze abzuändern, dachte er nicht daran, das böse Wuchergesetz aufzuheben, welches für die Armen doch eine wirkliche Wohlthat gewesen wäre, und vielen Unordnungen abgeholfen hätte; denn nach diesem Gesetze durften die Römer ihr Geld auf Wucher leihen, das heißt, sie waren berechtiget, für ein Darlehen nach einem Jahre so viel Zinsen nebst dem Capitale einzufordern, als sie mit dem Schuldner ausgemacht hatten,

war jener nicht im Stande zur bestimmten Zeit zu bezahlen, so hatte der Gläubiger das Recht, ihn nicht nur ins Gefängniß werfen zu lassen, er konnte ihn auch noch grausam schlagen. Es wäre also besser gewesen, Poplicola hätte sich nach dem Gesetze einen Amtsgehülfen ernannt, und mit ihm vereint an der Veränderung dieses in mancher Rücksicht grausamen Rechtes gearbeitet. Der Rath war der einzige Regent der Römer, selbst zu den Zeiten der ersten Könige, so hatte es die Nation gleich anfangs ausgemacht, so hatte es Brutus mit ihrer Einwilligung bestätiget; es war Poplicolas Pflicht diesem Rathe nicht die Verminderung der bürgermeisterlichen Macht, sondern ein gutes Gesetz wegen der Schulden vorzuschlagen, weil in der That wichtige Ursachen dazu vorhanden waren, denn die Schulden der Armen hatten sich aus verschiedenen Ursachen gehäuft. Nach Romulus gleicher Vertheilung aller Ländereyen fanden Arbeitsame und Mäßige in ihrem Fleiße das Mittel reich zu werden, Faule und Gefräßige hingegen sahen sich bald genöthiget bey jenen zu borgen, und gegen diese hatte man das scharfe Wuchergesetz eigentlich gerichtet; es geschah aber auch oft, daß ein Bürger mit zahlreicher Familie beladen, oder ein anderer sich lange im Kriege selbst hatte un=

terhalten müssen, folglich ohne seine Schuld zu borgen genöthiget war, wenn er die Seinigen nicht zu Grunde gehen lassen wollte, für diese wirklich Armen hätte Poplicola eine Abänderung des Gesetzes verlangen sollen.

Sophie. Da sich Tarquinius durch geheime Unterhandlungen Roms nicht hatte bemächtigen können, so rückte er mit dem König Porsenna vor. Die Römer sahen sich bald genöthiget, dem zahlreichen Heere dieses Fürsten im offenen Felde zu weichen, sie mußten bereits über die Tiberbrücke in die Stadt flüchten, und die Feinde waren schon im Begriff mit hinein zu dringen. In dieser dringenden Gefahr stellte sich Horatius Cocles mit zwey andern Römern an das Ende der Brücke, und focht so lange mit den andringenden Feinden, bis die Brücke hinter ihnen schon meist abgeworfen war, dann retteten sich die beyden Römer, Horatius allein aber blieb, bis auch der letzte Balken abgeworfen war, sprang dann in den Fluß, und kam so glücklich in die Stadt. Dadurch war Roms Eroberung zwar vereitelt, aber die Feinde umlagerten es, und da sie alle Zufuhr abgeschnitten hatten, so wüthete bald die gräßlichste Hungersnoth. Da schlich sich der junge Römer Mucius in das feindliche Lager, entschlossen den König

Porsenna selbst zu tödten; er kam verkleidet zu dessen Zelt, sah darin einen Mann in prächtiger Kleidung, hielt diesen für den Monarchen und erstach ihn, hatte aber nur dessen Schreiber ermordet. Man nahm ihn sogleich gefangen, und der König bedrohete ihn mit dem schmerzlichsten Tode. Mucius lächelte. Was bedarf es deiner Drohungen? sagte er, ich bin ein Römer und hielt es für billig, dich, der uns ohne Recht verfolgt, zu ermorden; mein Vorhaben mißlang, wisse aber, daß unser dreyhundert Jünglinge zu dem nähmlichen Endzweck verschworen sind. Mich kannst du tödten, sey aber versichert, daß dir dieß nichts nützt, einer nach dem andern wird den nähmlichen Versuch machen, und einem wird es endlich doch gelingen. Gib dir keine Mühe, durch Martern von mir auszuforschen, welche Wege sie dazu einschlagen wollen, sieh vorher, ob ich Schmerzen fürchte. Mit diesen Worten trat Mucius zu dem Opferherde, steckte seine rechte Hand in die Gluth und ließ sie gelassen verbrennen. Porsenna, erstaunt über diese Entschlossenheit, und zugleich für sein eigenes Leben besorgt, entließ den Mucius frey, ja er bewilligte Rom sogar den Frieden, und forderte nur bis zum gänzlichen Abschluß zwölf junge Römer und eben so viele Jungfrauen als Geißeln in seinem

Lager zu haben. Mucius ging mit diesem Auftrage nach Rom zurück, die Geißeln wurden aus den vornehmsten Familien gewählt, und in das Lager gesandt, und man sah eben froh dem Frieden entgegen, als die zwölf Jungfrauen unvermuthet wieder in Rom erschienen, und durch das Geständniß, sie wären entflohen, alles in Schrecken setzten. Clölia, die schönste unter ihnen, hatte bey ihrer Ankunft im Lager Tarquins Söhne gesehen, sie fürchtete, da, wo diese sich befänden, möchte wenig Sicherheit für die Tugend zwölf schöner Mädchen seyn, sie theilte ihre bange Besorgniß den übrigen mit, und der Entschluß war bald einmüthig gefaßt sich durch die Flucht zu retten, wenn es auch mit Lebensgefahr geschehen müßte. Alle Mädchen stürzten sich also in die Tiber und schwammen glücklich hinüber. Ihre Flucht gab aber dem König Porsenna das Recht den Frieden zu verweigern, und die zwölf Jünglinge hinrichten zu lassen; man schickte also die Mädchen auf der Stelle mit der Bitte an den König zurück, er möchte die furchtsame Tugend dieser Jungfrauen entschuldigen. Porsenna war so wenig böse darüber, daß er diese Mädchen vielmehr mit Lobsprüchen und Geschenken überhäufte, den Römern alles, was sie wollten, bewilligte, und ihnen noch alle Lebensmittel überließ, die

in seinem Lager waren. Nach geschlossenem Frieden wandten die Ältern der übrigen Mädchen die empfangenen Geschenke dazu an, Clölien eine Ehrensäule mit ihrem Bildniß zum ewigen Andenken errichten zu lassen.

Amalie. Nachdem Tarquinius alle seine Kinder hatte umkommen sehen, führte er lange noch ein unglückliches Leben, von jedermann verachtet; sein Tod befreyete aber die Römer nicht von andern Kriegen, sie mußten sich fast immer mit den benachbarten Völkern herumschlagen, die sie indessen alle glücklich besiegten und dadurch ihr Gebieth sehr vergrößerten. Hingegen entstand zu Rom selbst eine weit fürchterlichere Gefahr; die Römer wurden unter sich uneinig, das Volk sah, durch des Poplicola Thorheit störrisch gemacht, den Adel immer mehr mit schelen Augen an, sie warfen ihm vor, er besäße alle Gewalt, und hätte sich zum Nachtheil der Übrigen aller Güter bemächtiget. Wirklich durften nach dem alten Grundsatze die Consuln nur aus den Senatoren gewählt werden, und die reicheren Patrizier hatten sich viele Ländereyen angekauft. Der gemeine Bürger mußte jährlich in den Krieg ziehen, und dabey noch seine Waffen und Lebensmittel selbst besorgen; wenn sie dann auch zuweilen Beute mitbrachten, so waren doch indessen ihre

Häuser oft verfallen, sie mußten also Schulden machen, und verarmten darüber mit ihren Familien. Da sich nun viele Römische Bürger jetzt ohne ihre Schuld in diesem elenden Zustande befanden, so zeigten sich die üblen Wirkungen von Poplicolas Einrichtungen auf eine doppelt schreckliche Art. Rom wurde neuerdings von auswärtigen Feinden bedroht, und die Bürgermeister befahlen dem Volke sich zu Kriegsdiensten zu stellen. Zu eben der Zeit kam ein alter ausgehungerter Soldat in dem kläglichsten Aufzuge, mit Betten beladen, auf den Markt, er war einer jener unglücklichen Schuldner, der zwar in acht und zwanzig Feldzügen tapfer für das Vaterland gefochten hatte, dem die Feinde aber auch alles, was sein war, genommen hatten, wodurch er sich genöthiget sah, sein väterliches Erbe endlich zur Tilgung seiner gemachten Schulden hinzugeben, und da dieß nicht zureichte, hatte ihn sein Gläubiger noch gefangen in sein Haus geschleppt, und daselbst unbarmherzig peitschen lassen; er war eben aus den Kerker entronnen, erzählte alles dem versammelten Volke, zeigte die Narben der im Felde empfangenen Wunden nebst den frischen Striemen der jetzt ausgestandenen Geißelung, und erbitterte dadurch das Volk in so hohem Grade, daß es sich weigerte eher Kriegs-

dienste zu thun, als nicht alle seine Schulden erlassen wären. Die Bürgermeister, gedrängt von den Feinden, welche bereits das Römische Gebieth verheerten, befahlen ihren Gerichtsdienern, den Lictoren, sich der Aufrührer zu bemächtigen, allein diese bedienten sich des Gesetzes des Poplicola und verlangten von dem Volke gerichtet zu werden. Es war leicht einzusehen, daß das Volk seine Anführer nicht verurtheilen würde, Rom war also ohne Obrigkeit, weil diejenigen, welche diesen Titel führten, weder Macht zu befehlen hatten, noch den Schuldigen bestrafen konnten, sogar der Rath fand sich in dieser äußersten Noth in zwey Parteyen getheilt, die erste, an deren Spitze Poplicola stand, wollte dem Volke die Tilgung der Schulden bewilligen, die andere, deren Haupt Appius Claudius war, weigerte sich dieses Gesetz zu unterschreiben. Appius gab die Billigkeit zu, denen Hülfe zu leisten, die im Dienste des Vaterlandes verarmt wären, er forderte seine eigenen Schuldner dieser Art auf zu sagen, ob sie jemahls von ihm wären gedrängt worden, er betheuerte, ihnen sogleich die geliehenen Summen erlassen zu wollen, ermahnte auch die übrigen Rathsherren, hierin seinem Beyspiele zu folgen, aber, setzte er hinzu, es gibt kein Recht einem Menschen

das zu entziehen, was ihm als Eigenthum zugehört, es ist ein offenbarer Diebstahl, eine Summe Geldes nicht wieder bezahlen zu lassen, die auf Treu und Glauben geliehen worden. Er bewies ferner, daß ein solches Gesetz dem Volke noch nachtheiliger werden müßte, weil es dann in seinen dringendsten Bedürfnissen keinen Darleiher finden würde.

Diese Gründe waren einleuchtend genug, man hatte aber in dem Rathe nicht die Standhaftigkeit sie durchzusetzen, man war nur entschlossen nicht nachzugeben, suchte das Volk aufzuhalten, versprach ihm an die Tilgung der Schulden zu denken und ernannte, um es zu Kriegsdiensten zu zwingen, eilends einen Dictator oder obersten Befehlshaber. Dieses Amt hatte weit mehr Gewalt als jenes der Bürgermeister, denn man konnte sich von des Dictators Ausspruch nicht auf das Volk berufen; seine Gewalt war so unumschränkt, daß er jeden auf der Stelle zum Tode verurtheilen konnte, sie dauerte aber nur sechs Monathe, und man konnte ihn nachher zur Rechenschaft ziehen.

Marie. Ich bedanke mich für diese Rechenschaft; wenn es dem Herrn Dictator beliebte mir den Kopf abschlagen zu lassen, so möchte ich

doch sehen, wer mir ihn nach sechs Monathen wieder aufsetzen würde.

Julie. Sehen Sie nun, was herauskömmt, da die eigenmächtige Gewalt wieder in Rom errichtet ist?

Auguste. Ich will Ihnen noch dazu recht Zeit lassen Ihre Beweise zu führen, und setze darum die weitere Untersuchung bis zur künftigen Lehrstunde aus, es ist ohnehin schon viel zu spät, wir müssen unsere Erdbeschreibung vornehmen.

Frid. Kamtschatka macht das nordöstlichste Ende von Asien aus. Sein Klima hat wegen der Größe des Landes manche Abänderungen, überhaupt dauert aber auch in den wärmsten Gegenden der Sommer nur bis zur Sonnenwende. Es hat selten Gewitter, und vielleicht eben deßwegen viele Krankheiten, Sterbefälle von der Kälte, und frühe Blindheit, welche der fortwährende Anblick des Schnees verursacht. Die kältesten Gegenden haben fürchterliche Orkane mit Schneegestöber, lange Winter und starken Regen. Unter den Kamtschatkischen Bergen sind über zwanzig Vulkane, die zugleich Schneeberge sind. Der Boden ist steinig, sumpfig, daher unfruchtbar, gibt aber doch hinreichend Bau- und Brennholz. Durch die Vulkane

entspringen heiße Bäder, die sehr gesund sind, und deren Schaum zur Verfertigung der Tusche geschickt ist. Die Einwohner dieses Landes bestehen aus Eingebornen oder Kamtschadalen, aus Russischen Kosaken und aus solchen, welche durch Heirathen unter beyden Nationen entstanden. Erstere haben zu ihrem Unterhalte weiter nichts als Wurzeln, Fische, Bärenfleisch, Baumrinde und zuweilen Branntwein, den sie von Russischen Kaufleuten sehr theuer einhandeln. Außer einem erstaunlichen Hange zum Trunke sind sie sanft, gastfrey und dienstfertig, leben unter sich friedlich, wohnen im strengsten Winter unter, im Sommer über der Erde, und die Weiber lieben den Putz gar sehr. Eisen und Kupfer wissen sie geschickt zu bearbeiten. Die Rinde der Birken und Weiden dient ihnen mit getrocknetem Fischrogen (Caviar) vermischt statt Brot, aus dem Birkensaft machen sie sich eine Art Wein. Die Bärenfelle sind ihre Betten, und aus Brennnesseln spinnen sie Garn. Die sparsame Viehzucht wird ihnen durch die Menge der Wallrosse, Seehunde u. dgl. ersetzt, welche alle von den Kamtschadalen gegessen werden.

Emilie. Die Kurilischen Inseln liegen südwärts von Kamtschaka bis zu den Japanischen, der Russische Nordarchipel aber

liegt zwischen Kamtschatka und der Amerikanischen Landspitze Alaska auf der andern Halbkugel. Dazu gehören die Aleuten, die Fuchsinseln und die Adrianovschen Inseln; sie bestehen meist alle aus erloschenen Vulkanen, der Boden ist morastig, und die wenigen Einwohner leben wie Halbwilde von Wurzeln und Seethiere, kleiden sich in Häute oder Vogelfelle, mitunter auch in die Eingeweide der Thiere, dabey sind sie sehr munter und machen sich viele Feste. Sie haben zwar wenig Brennholz, aber die Meereswellen bringen ihnen jährlich anderwärts ausgerissene Tannen und Fichten genug.

Die höchsten nördlichen Länder sind Nova Zembla, Spitzbergen und Grönland; sie werden zu Nordamerika gerechnet und haben keinen eigentlichen Herrn, denn die wenigen Einwohner leben ganz unabhängig. Die Dänen haben zwar einige Besitzungen zum Besten ihrer Handlung und hauptsächlich des Wallfischfanges wegen auf Grönland angelegt, allein alle diese Gegenden sind so freudenleer, so erbärmlich, daß kein Europäer Lust hat, sich um sie zu zanken.

Sophie. Aber liebe Auguste, man erzählt so viel Schönes von Rußlands Beherrschern, wie ist es nun möglich, daß diese weisen gütigen Mo-

narchen einen so grossen Theil ihrer Unterthanen der Unwissenheit Preis geben? Wie können sie, wenn ich zu allem übrigen schweigen wollte, noch Götzendiener dulden, da sie doch selbst Christen sind, die das Licht des Glaubens auszubreiten als Pflicht anerkennen müssen?

Auguste. Sie hörten aber auch gleich anfangs, daß bey weiten der größte Theil des jetzigen Russischen Reiches durch Eroberungen und Bündnisse dazu kam. Seit anderthalb hundert Jahren hat sich Rußland außerordentlich vergrößert, aber eben die mit diesen Eroberungen verbundenen Kriege und am meisten der eigene Nationalcharakter der Russen machten jede Unternehmung zur Ausbildung so entfernter Unterthanen zur entschiedensten Unmöglichkeit. Man bildet Nationen nicht so leicht, wie mancher es wähnt, ich will Ihnen aber heute Nachmittag die Geschichte Peter des Großen, Russischen Kaisers, statt der gewöhnlichen Vorlesung erzählen, und Sie werden daraus sehen, daß er und seine Nachfolger eine Arbeit zu Stande brachten, die trotz dem, was noch abgeht, doch jedem unglaublich scheinen würde, wenn nicht ganz Europa Augenzeuge davon gewesen wäre.

Marie. Werden Sie uns heute gar nichts von einem ausländischen Thiere sagen?

die Wallfische zum Beyspiele sind ja in der Gegend des Eismeeres zu Hause.

Auguste. Ich habe nur ein Viertelstündchen übrig, es sey also den Wallfischen geweihet. Der Wallfisch ist nur seiner äußern Gestalt nach den Fischen ähnlich, er gehört aber übrigens zu den Säugethieren, weil er warmes Blut wie sie hat, und seine Jungen an Brüsten säugt. Fleisch und Knochen unterscheiden sich auch von den Fischen; die glatte, meist schwärzliche Haut ist schuppenleer, hin und wieder dünn behaart und daumdick. Den Schweif tragen sie, wie die Seehunde, gegen das Wasser gekehrt, kommen aber niemahls ans Land. Ihr Aufenthalt ist der Nordpol, doch findet man sie auch in südlichen Gegenden des Atlantischen Meeres. Der Wallfisch ist unter allen bekannten lebenden Thieren das größte, war sonst über 120 Fuß lang, erreicht aber jetzt wegen der häufigen Nachstellungen höchstens 70 Fuß. Der Grönländische ist unter allen der größte, oft 100,000 Pfund schwer und in der Mitte 40 bis 50 Fuß dick. Der Kopf macht fast den dritten Theil des Körpers aus, die Augen aber haben nur die Größe eines Ochsenauges. Durch zwey anderthalb Fuß lange Luftröhren auf dem Kopfe athmet er, und bläst zugleich das eingeschluckte Wasser mit solcher Gewalt in

die Luft, daß man das Brausen davon eine Meile weit hören kann. Da die Wallfische besonders im May zu Hunderten beysammen schwimmen, so geben diese Wassersäulen den Anblick einer auf dem Meere schwimmenden Stadt mit rauchenden Schornsteinen. Die äußeren Ohren fehlen ihm gänzlich. In dem großen Rachen, in welchen man mit einem Kahne hineinfahren kann, liegt die Zunge unbeweglich als ein dickes, einige tausend Pfund schweres Stück Speck. Statt der Zähne sind in der obern Kinnlade 700 dicke, mit Haaren besetzte, hornartige Gewächse, die man Barten nennt, sie liefern das bekannte Fischbein. Wegen der engen Kehle, durch die kaum eine starke Faust geht, kann der Wallfisch nur kleine Fische und Insecten verschlingen. Die Brustfloßen, mit fünf gegliederten Fingern versehen, sind 10 bis 12 Fuß lang und breit, er kann sich aber nur mit dem Schweife vertheidigen, in welchem er auch eine solche Stärke besitzt, daß er mit einem Schlage ein ziemlich großes Fahrzeug zerschmettert.

Marie. Und wie ist es möglich dieses Ungeheuer zu fangen?

Auguste. Lebendig freylich nicht, aber im May und Juny versammeln sich in den Gegenden des Eismeeres bey Spitzbergen oft über drey

hundert Schiffe von allerhand Nationen, die etwa ein Paar tausend Wallfische tödten.

Caroline. Ein Paar tausend? und was machen sie denn damit?

Clarisse. Oder wie fangen sie es an diese erschrecklichen Fische zu bekommen?

Auguste. Sobald die lauernden Schiffe einen Wallfisch sehen oder hören (denn er treibt haushohe Wellen vor sich her, und brüllt, nebst dem Ausspritzen des Wassers aus seinen Nasenlöchern, zuweilen noch so entsetzlich wie ein Donnerwetter), so eilen sieben bis acht Mann in einem Boote oder kleinen Schiffchen auf ihn zu, und werfen ihm einen eisernen Wiederhaken in den Leib. Ein solcher Wiederhaken heißt eine Harpune, und der Mann, welcher ihn geschickt zu werfen versteht, Harpunier. Die Harpune hängt an einem fünf hundert Ellen langen, fingerdicken Seile, weil der Wallfisch, nach empfangener Wunde ganz wüthend, sehr tief ins Wasser fährt, und oft erst in einer ziemlichen Entfernung wieder hervorkömmt. Die Fischer wissen zwar wohl, wo er ungefähr wieder herauskommen wird, weil er nur höchstens zwey Minuten unter dem Wasser bleiben kann, und hätten also nicht nöthig ihre Harpune anzuknüpfen, sie dürften nur eilig hinter ihm her rudern, allein

es ist doch sicherer, denn wird er nicht gleich durch den ersten Wurf tödlich verwundet, so raset er oft eine Stunde lang herum, ohne daß es möglich wäre ihm eine zweyte Harpune beyzubringen. Zuweilen reißt er sich doch los, und geht, nachdem er die Fischer lange genug herum gejagt und oft in die äußerste Lebensgefahr gesetzt hat, davon, zuweilen schwimmt er auch wohl unter ein Eisfeld, wohin sie ihm nicht folgen können, wo sie dann entweder ihr Seil loszureissen suchen oder es gar abhauen müssen; im letzten Falle ist der Schade sehr groß, denn solch ein Seil kostet viel Geld.

Wird er aber auf den ersten Wurf tödlich verwundet, so ist es l[illegible] noch einige Harpunen in den Nacken zu werfen; mehrere Böte nahen sich dann, man sticht von allen Seiten mit großen Lanzen nach ihm, bis er ganz getödtet ist, welches man daraus erkennt, wenn er sich auf der Oberflache des Meeres umkehrt, so daß der Rücken ins Wasser zu liegen kömmt. Nun nähert sich das große Schiff, zu dem die Böte gehören, man schneidet zwey Löcher durch den Speck, zieht einen Strick durch und knüpft ihn an das Schiff. Die sämmtliche Schiffsgesellschaft erhebt ein Freudengeschrey und macht sich bey einem Gläschen Branntwein lustig, nach vollendetem Schmaus aber umgeben die Böte den Wallfisch und arbeiten von allen Seiten darauf los,

einige fahren in den Rachen, hauen Zunge und Barten heraus, auch die zwey Brustfloßen nebst dem Schweif werden ganz abgehauen, klein geschnitten und zum Thransieden aufgehoben. Sein ganzer Körper ist wie ein Schwein unter der Haut ganz mit Speck überzogen. Die übrigen Arbeiter binden sich nun, um auf der schlüpfrigen Haut stehen zu können, Stachel an die Stiefeln, und hauen den Speck in große viereckige Stücke sammt der Schwarte, werfen sie in das Schiff und fahren, nachdem sie ihn meist in vier Stunden ganz abgeschunden haben, auf ein sicheres Eisfeld. Dort wird der Speck erst ganz zurechte gemacht, d[illegible] heißt, man sondert die Haut davon, schneidet [illegible] kleine Stücke und packt diese in Tonnen. Wenn der Fisch nicht gar klein war, so bekömmt man 80 bis 90 Tonnen, zwey solche Wallfische geben eine Schiffsladung. Man sagt der kalten Zone gute Nacht und eilt froh nach Hause.

Marie. Was macht man denn mit dem übrigen vom Wallfische?

Auguste. Die meisten Bewohner der kalten Zone essen das Fleisch, das sehr roth und mager ist.

Frid. Und wozu ist der Speck nun nütze?

Auguste. So wie er ist, zu nichts, aber

durch die Zubereitung, welche nachher mit ihm vorgenommen wird, zu gar vielem. Schon auf dem Wege nach Hause tröpfelt klares Fett von dem Speck aus den Tonnen, das man klaren Thran nennt, der auch viel besser und darum theurer als der nachher bereitete ist. Sobald das Schiff nach Hause kömmt, wird der Speck, wie unser Schweinfett, geschmolzen, und das daraus gewonnene Fett heißt dann auch Thran oder Fischschmalz. Die meisten Lederarbeiter benützen es, das Leder damit weich zu machen, auch dient es in Lampen zum Brennen statt des Öhls, dampft aber sehr unangenehm; die Bewohner der kältesten Länder schmalzen sogar ihre Speisen damit.

Carol. Ach Gott sey Dank, daß wir Mädchen nicht zu so weiten Reisen bestimmt sind! wie übel ginge mir es, wenn ich nach Grönland oder Spitzbergen wandern müßte.

Auguste. Noch ein Bewohner des Eismeeres ist der Schwertfisch. Er hat am Kopfe eine knorplichte Waffe, die einem Schwerte ähnlich sieht, zwey bis drey Ellen lang und eine Viertelelle breit ist; sie dient zu seiner Sicherheit und vorzüglich zur Erhaschung seines Frasses. Er wohnt meist in der Nachbarschaft des Wallfisches, dem er unvermerkt mit seinem Schwerte so große Stücke Speck aus dem Leibe

haut, daß er in wenigen Tagen sterben muß. Sind mehrere Schwertfische beysammen, so tödten sie den Wallfisch mit vielen Stichen in wenigen Stunden, kriechen ihm dann in den Rachen und fressen seine Zunge. Sie sind sehr starke kühne Thiere, acht bis zehn Ellen lang, die sich ihrer Haut auch gegen die Menschen herzhaft wehren. Man fängt sie auch mit Harpunen, denn ihr Fleisch ist eßbar. Sie gehören schon ganz zum Fischgeschlechte.

Ein und sechzigstes Gespräch.

Marie. Der Quittenbaum ist von Belle-Isle zuerst nach Italien verpflanzt worden, jetzt aber in allen Ländern Europens bekannt, und in den südlichen sogar wild anzutreffen. Man kennt von ihm die runde kleine steinichte Apfelquitte, die längliche Birnquitte von zarterem Fleische, und die Portugiesische, welche an Größe und Geschmack die erstern übertrifft. Der Baum wird durch Steckreiser, Absenker, Wurzelsprossen fortgepflanzt, durch Pfropfen und Oculiren auf Birnstämme aber veredelt. Zu seinem guten Fortkommen ge-

hört ein fetter feuchter Boden und viel Sonne, auch verträgt sein buschiger Wuchs das Beschneiden nicht. Die Blüthen zeigen sich im May, und die goldgelben Früchte reifen im October. Ungeachtet ihres durchdringenden angenehmen Geruches sind sie doch in unserm Klima roh nicht zu genießen, hingegen werden sie, gekocht und gebacken, zu vielerley Leckerbissen zubereitet und selbst in der Heilkunde gebraucht. Der durch das Kochen aus dem Kerne gezogene Schleim gleicht dem Arabischen Gummi und hat eine auflösende Kraft; Kranke, bey denen man wegen des langen Bettliegens das Aufliegen zu besorgen hat, müssen einige Mahl jeden Tag an den wunden Theilen mit diesem Schleime gesalbet werden, so entgehen sie der Gefahr sich wund zu liegen.

Der Mandelbaum wächst in Asien und Afrika wild, und wird in Südeuropa mit Vortheil gepflanzt. Durch seinen starken Wuchs und durch die glatten dickeren Blätter zeichnet er sich vom Pfirsichbaume aus. Die grasgrünen wolligen länglichen Früchte haben ein trockenes hartes, ungenießbares Fleisch, aber einen sehr süßen Kern, doch werden sie in kalten Gegenden selten reif. In Ansehung der Gestalt unterscheidet man die große süße Mandel, die gemeine Mandel, die Krachmandel mit sehr dünner Schale

u. s. w. Dem Geschmacke nach gibt es süße und bittere Mandeln. Die Reife der Früchte erkennet man an dem Aufbrechen der grünen Schale. In Rücksicht der Fortpflanzung und Erziehung behandelt man diese Baumgattung wie die Pfirsiche, und pfropft sie auf Pflaumen- und Aprikosen-Stämme. Die Mandeln geben übrigens außer der bekannten Benutzung in der Kochkunst das angenehmste, süßeste Öhl, welches oft über die Hälfte ihres Gewichtes beträgt. In Sicilien, wo sie häufig wachsen, gebraucht man dieses Öhl an Speisen, bey uns aber gewöhnlich nur in der Medicin. Die von dem Pressen zurückbleibende Kleye benützt man statt der Seife zum Händewaschen. Die bittern Mandeln sind vielen Thieren ein Gift, sie geben aber auch ein süßes Öhl, welches sich länger gut erhält, denn ihre Bitterkeit befindet sich nur in den erdigen Theilen.

Caroline. Der Wallnußbaum verdient seiner großen, noch nicht allgemein bekannten Nutzbarkeit wegen vorzüglich geschätzt und seine Anpflanzung ausgebreiter zu werden, denn von diesem Baume ist durchaus alles brauchbar. Er kam aus Persien, wo er wild wächst, zuerst nach Italien, und hat sich nun auch an das nördliche Klima gewöhnt, nur sind ihm nasse und strenge Winter nachtheilig. Von seinen

verschiedenen Abarten ist vielleicht die kleine dick-schalige Steinnuß die ursprünglich wilde Art; die große Pferdenuß hat wenig Kern; weicher und auch von besserem Geschmacke ist die dünnschalige Nuß; fast eben so schmackhaft, doch von härterer Schale ist die etwas runde schwarze Amerikanische Nuß, deren Baum auch harte Winter übersteht und an Fruchtbarkeit, schnellem Wachsthum und schön geflammten Holze alle andern Arten weit übertrifft, daher man ihn auch in Deutschland anzupflanzen sucht; die birnförmige lange schwarze Nuß, ebenfalls aus Nordamerika, hat mit der vorigen viele Eigenschaften gemein.

Der Wallnußbaum wird durch Nüsse fortgepflanzt, die man mit der grünen Schale einen Fuß weit von einander in zwey Zoll tiefe Furchen legt, so daß das spitzige Ende oben kömmt. Die jungen Bäumchen schützt man gegen die Winterkälte durch irgend eine Bedeckung, und versetzt sie nach zwey Jahren, wobey nur die Pfahlwurzel verschnitten werden darf; kann das Bäumchen gleich auf der Stelle, wo man die Nuß legte, stehen bleiben, so befördert es sehr seine Dauer; übrigens müssen sie wegen der sich weit ausbreitenden Wurzeln dreyßig bis vierzig Fuß aus einander stehen. Sie tragen wenigstens vom achten

Jahre an bis zum sechzigsten, da sie dann abzusterben anfangen. Obschon dieser Baum überall fortkömmt, so macht ihn doch ein magerer trockener Boden stärker und dauerhafter als ein fetter. In Deutschland findet man ihn fast überall, am häufigsten aber in der Pfalz. Aus seinen Früchten kann ein sehr gutes, an Speisen und zur Mahlerey brauchbares Öhl gepreßt werden, denn die Nüsse geben gewöhnlich die Hälfte ihres Gewichtes an Öhl; die zurückgebliebene Kleye dient dann noch dem Viehe zur Nahrung. Die unreifen Nüsse sind, eingemacht, eine angenehme Magenstärkung, auch geben sie einen wässerigen Extract, der, mit Zimmetwasser vermischt, ein Mittel wider die Spuhlwürmer ist. Die zarten Knospen im Frühjahr sind getrocknet ein gutes Gewürz an Speisen, selbst die grünen Schalen, Blätter und Wurzeln sind nutzbar zum Schwarz- und Braunfärben, am schätzbarsten aber ist das Holz zu allen Gattungen von Holzarbeiten, und als Brennholz wegen seiner haltbaren Gluth und vortrefflichen Asche.

Clarisse. Das Vaterland des Kastanienbaumes ist vermuthlich Asien, doch hat er sich schon längst, besonders in Südeuropa, so verbreitet, daß man ganze Wälder davon hat. Ein großer Theil der Einwohner von Italien,

Frankreich und der Schweitz nährt sich fast ganz allein davon; sie verbacken die gerösteten und gemahlenen Früchte zu Brot und Kuchen, und benutzen sie auch als Stärke. Der Kastanienbaum gehört eigentlich zur Familie der Buchen, unterscheidet sich aber durch die Früchte und Blätter von ihnen. Von den zwey Arten sind die Früchte des edlen Kastanienbaumes, die man Maronen nennt, im Durchschnitt anderthalb Zoll groß und von angenehmerem Geschmack als die gemeinen Kastanien, süßer aber als alle sind die Zwergkastanien, von der Größe der Haselnüsse, in Nordamerika einheimisch, deren Baum nur zwölf bis vierzehn Fuß hoch wird und auch in Deutschland fortkömmt. Den Kastanienbaum vermehrt man durch recht reife Nüsse, welche im Frühjahr zwey Zoll tief gesteckt werden, nach acht Wochen aufgehen und gern strauchartig wachsen; nach höchstens zwey Jahren werden sie mit vorsichtig verkürzter Pfahlwurzel dreyßig bis vierzig Fuß aus einander versetzt, und zwar am besten auf Anhöhen gegen Norden in einer schattigen Lage, damit nicht die Frühlingssonne die Knospen zu früh hervor lockt. Der Baum wächst übrigens in jedem Boden, leidet selten von der Kälte, wird im sechsten Jahre tragbar und ist im sechzigsten ausgewachsen, da er dann

eft einer zweyhundertjährigen Eiche an Größe gleich kommt und zuweilen bey siebenhundert Zentner Früchte in Einem Jahre liefert, wovon zwey, auch drey in einer stachlichten Kapsel sitzen. Nicht nur sein schöner Wuchs, auch seine Nutzbarkeit geben ihm unter den Europäischen Fruchtbäumen wenigstens den zweyten Rang. Wenn die Maronen nicht ausarten sollen, so muß man sie auf gemeine Kastanien pfropfen. Diese Frucht macht einen ansehnlichen Handelsartikel in Europa aus, in Österreich aber, wo sie nicht so häufig sind, dienen sie nur unsere Speisen schmackhafter zu machen, oder in Asche geröstet, gekocht, gebraten, auch mit Zucker und Citronensaft als Confect gespeist zu werden. Das hellbraune, sehr feste und, wenn es zu rechter Zeit gefället worden, fast unverwesliche Holz dieses Baumes schickt sich am besten zum Bauen, so wie die Rinde zum Gärben. Der aus alten hohlen Stämmen fließende schwarze Saft vertritt sehr gut die Stelle der Tinte, eine Anzeige, daß man auch für die Färberey aus diesem Baume Nutzen ziehen könnte.

Amalie. Der wilde Mispelbaum von sehr festem Holze, welchen man hier und da in Deutschlands Büschen findet, wird nur acht bis zehn Fuß hoch, und trägt kleine harte genießbare

Früchte. Der Gartenmispelbaum hingegen, aus Südeuropa, wird fünfzehn Fuß hoch und ähnelt im Wuchse dem Quittenbaume. Von den verschiedenen Abarten gibt es auch Früchte ohne Kern. Man vermehrt ihn gewöhnlich durch das Pfropfen und Oculiren auf Stämme von gemeinen Mispeln, Birnen, Quitten und Weißdorn; sie gedeihen am besten in feuchtem schattigen Boden, und die Früchte sind erst nach dem Abfallen des Laubes völlig reif. Ihre Farbe ist braun; sie enthalten fünf steinartige platte Samenkörner und bekommen nur dann einen guten Geschmack, wenn sie zwischen Stroh oder Betten bis zum December aufbewahrt liegen. Ihrer zusammenziehenden Kräfte wegen gebraucht man sie gedörrt zuweilen als Arzeney, doch sind sie roh zum vielfältigen Genuß nicht sehr zu empfehlen, weil sie leicht verstopfen.

Wir kommen nun zu den Sträuchern, und davon ist der Johannisbeerstrauch der erste. Er wächst, wie alle nachfolgenden, besonders in Nordeuropa wild, ist aber in Gärten veredelt worden. Man kennt rothe, fleischfarbene, weiße und schwarze Johannisbeeren, von welchen die ersten ihrer Schärfe wegen mehr zum Kochen und Einmachen als roh zum Speisen gebraucht werden. Unter den schwarzen Johannis-

beeren gibt es dunkel violetfarbene von unangenehmen Geruche, die man für ungesund hält. Der Strauch wird durch Ableger, Wurzelsprossen und Steckreiser an schattigen Orten fortgepflanzt. Man benutzt ihn gewöhnlich zu Gartenhecken, er trägt aber im Freyen viel besser. Der Saft der rothen Johannisbeeren liefert, mit Zucker vermischt und gegoren, einen sehr guten Wein, übrigens sind sie als Eingesottenes zu Backwerken, an Brühen, als Gefrornes und für Kranke als Abgüsse in hitzigen Fiebern sehr gut zu gebrauchen. Trotz ihrer Säure kosten sie doch beym Einsieden den wenigsten Zucker, und halten sich unter allen Zubereitungen dieser Art am längsten.

Sophie. Der Stachelbeerstrauch unterscheidet sich von dem vorhergehenden durch die Stacheln, durch die grösseren, an den Zweigen sitzenden Beeren, und durch die anders geformten Blätter. Die Beeren sind theils roth, theils weiß, auch gelb und grün; die großen grünen stark behaarten hält man für die besten. Man pflanzt ihn wie den vorigen, und zwar am besten im Herbst. Die noch nicht ganz reifen Beeren werden in der Küche zu manchen Gerichten verbraucht, auch können sie über Winter aufbewahrt werden, wenn man die Beere, vom Stiele abgesondert, in eine Flasche gibt, und diese in einem

mit kaltem Wasser angefüllten Kessel über das Feuer setzt, sie während des Kochens leise zustopft, dann heraus nimmt, und wohl verpicht in den Keller stellt.

Der Himbeerstrauch wächst mit noch zwölf Arten seines Geschlechts wild in Waldungen, wo man ihn aber seines sperrhaften Wuchses wegen nicht gern sieht, weil er die junge Holzsaat erstickt. Durch Verpflanzung in Gärten haben seine Früchte an Größe und Geschmack gewonnen. Die schönste von allen Himbeeren ist die wohlriechende rothe; ihr Strauch wird acht Fuß hoch, blühet rosenroth und stammt aus Nordamerika. Er gedeiht, so wie alle andere Arten, am besten in einem etwas feuchten schattigen Boden. Die jährlichen dünnen Schößlinge aus der Wurzel tragen erst im zweyten Jahre und sterben dann ab. Sollen die Früchte nicht klein werden, so muß man sie alle drey bis vier Jahre von Neuem pflanzen, und zuweilen frische Erde an die Wurzel bringen.

Alle Himbeeren sind mehr oder weniger roth, bis auf eine durch Cultur entstandene weiße Spielart. In der Küche sind sie wie die Johannisbeeren zum Einmachen, zu Säften, Gefrornem, Köchen und Sulzen zu gebrauchen, nur nicht zum Trocknen oder langen frischen Aufbewahren,

dagegen wird ein mit ihnen angesetzter Essig sehr gut, ein angenehmes kühlendes Getränk, und auch als Arzeney in vielen Fällen nutzbar.

Auguste. Ich habe noch Ihre Frage, den Obstwein und Essig betreffend, zu beantworten, hören Sie also. Den Obstwein oder Cider gewinnt man von Äpfeln und Birnen, erstere haben aber vor den Birnen wegen ihres herberen Geschmackes den Vorzug, und das ungepfropfte Obst vor dem gepfropften. Am liebsten nimmt man Herbst- und Winteräpfel von ungepfropften Stämmen, wo möglich von einerley Art, schüttet sie auf einen Haufen unter freyem Himmel, und läßt sie einige Wochen liegen, damit sie recht mürbe werden; sodann werden sie zerrieben, einige Mahl zerpreßt und der ausgepreßte Saft in Fässern zum Gähren hingestellt, wobey eben die Vorsicht und eben die Behandlung, wie bey dem Traubenwein erfordert wird, welche Sie das nächste Mahl hören sollen, wenn wir erst die Bearbeitung des Weinstocks werden abgehandelt haben. In England und vielen andern Gegenden, wo es an wirklichem Weine, aber nicht an Obst gebricht, ist der Cider das gemeine Getränk aller Einwohner, und gibt also einen nicht unbeträchtlichen Nahrungszweig ab, guter Cider übertrifft sogar an Stärke und Wohlgeschmack

mittelmäßige Weine von Traubensaft. Die ausgepreßten Früchte werden oft wieder mit Wasser angefeuchtet, neuerdings zum Gähren gebracht, der in den Saftfässern abgesonderte Bodensatz dazu genommen, und dann Branntwein daraus gebrannt, allein diese Gattung bleibt schwach. Will man guten Obstbranntwein haben, so werden die Früchte zerstampft, in den Keller gestellt, bis sie gähren, und alsdann in eigenen dazu gehörigen Gefäßen über gelindem Kohlenfeuer abgezogen, wo es dann ein sehr geistiges und in vielen Fällen gesundes Getränk gibt, das oft theuer verkauft wird. So entsteht das Kirschwasser, der Zwetschkenbranntwein oder Sliwowiza, der Säuerling oder Äpfelbranntwein.

Alle Obstweine geben auch guten Essig, der jedoch an warmen Speisen nicht so ausgibt als der Weinessig. Die Beeren der Früchte müssen überall, sowohl beym Wein- als Branntweinmachen mitgestampft werden, durch sie erhält das Getränk seinen besten Geschmack.

Frid. Wird nicht auch aus Getreide Branntwein gemacht?

Auguste. Ja mein Kind! aus Korn und Reiß, letzterer gibt den zum Punsch nöthigen Rack oder Arack.

Marie. Und wo kömmt denn der Rosoglio her? der ist ja auch Branntwein?

Auguste. Der Rosoglio ist nur ein mit Zucker vermischter Branntwein, das heißt, man mengt unter die Masse, aus der man Branntwein brennen will, einen Theil Zucker nach der Güte, welche der Rosoglio erhalten soll. Da aber weder die Zubereitung, noch diese Art Getränk selbst in die weibliche Wirthschaft gehören, so mag es davon genug seyn; sollten Sie jemahls in die Lage kommen, ein Geschäft dieser Art leiten zu müssen, so wissen Sie doch schon so viel, wie Sie sich um den genaueren Unterricht zu bewerben haben.

Frid. O ich hätte Sie wohl noch um tausenderley zu fragen, über die Anpflanzung der Bäume, über die Benutzung des Holzes, welche Gattung zur häuslichen Einrichtung am schönsten, welche am nützlichsten ist u. dgl.

Auguste. Ein andermahl, meine Liebe! wir sind mit den Bäumen noch nicht fertig, und nehmen jetzt nur die Fruchtbäume und Sträuche, Sie werden Gelegenheit im Überfluß finden Ihre Fragen anzubringen. Jetzt, liebes Julchen, lösen Sie mich ab.

Julie. Neptun, ein Sohn des Saturn und der Rhea, Jupiters Bruder, der

Gott des Meeres und der Inseln, führt einen Trident oder dreyzackigen Zepter und sitzt auf einem Wagen, den mehrentheils Seepferde ziehen, deren Vorderleib die Gestalt eines Pferdes, der Hintertheil aber jene eines Fisches hat. Rhea gab statt dieses Sohnes ihrem Gemahl ein Füllen zu verschlucken, weil er alle seine Kinder fressen wollte.

Neptuns Begebenheiten bestehen darin, daß er in dem Götterkriege Jupitern wider die Titanen beystand, und den hundertarmigen Riesen Briareus in das Meer stürzte, doch soll er ihn nach einiger Zeit unter die Meergötter aufgenommen haben. Auch wider die Giganten war er auf Jupiters Seite, und warf ein großes Stück von der Insel Kos auf den Polybotes, der durchs Meer entfliehen wollte.

Ferner bauete Neptun in Apollos Gesellschaft dem König Laomedon die große Mauer um die Stadt Troja, als ihnen aber der König den versprochenen Lohn nicht geben wollte, überschwemmte Neptun einen Theil des Landes, und sandte zur Plage der übrigen Einwohner ein verderbliches Seeungeheuer. Den Cepheus bestrafte Neptun wegen seiner auf ihre Schönheit stolzen Gemahlinn Kassiopea auch mit einem verwüstenden Seeungeheuer, von dem sie,

um das Land von dieser Plage zu befreyen, ihre Tochter Andromeda verschlingen lassen sollten.

Die Griechen schrieben dem Neptun die Erschaffung der Pferde zu, sie machen sogar das Pferd Arion zu seinem Sohne, den er von den Nereiden auferziehen ließ; es hatte nach der Fabellehre bläuliche Haare, war schnell wie der Wind, besaß Verstand, wußte die Zukunft, konnte sprechen, und sein rechter Vorderfuß war menschlich gestaltet. Als es Neptun einige Zeit vor seinem eigenen Wagen gebraucht hatte, überließ er es verschiedenen Königen und Helden bey wichtigen Gelegenheiten. Auch das geflügelte Pferd Pegasus gilt für einen Sohn Neptuns.

Diese ganze Fabel ist aber im Grunde nichts anders, als die zusammen gezogene Geschichte vieler, durch Länge der Zeit unbekannt gewordener Männer, die über das Meer nach Griechenland kamen, sich da seßhaft machten, und entweder durch die Handlung oder auch durch die Seeräuberey berühmt wurden, daher kommen so viele Verwandlungen und Entführungen, die man dem Neptun andichtet, nebst einer Menge Kinder von vielen Gemahlinnen.

Bey den Griechen wurden dem Neptun zu Ehren auf dem Isthmus oder der Landenge bey Korinth die sogenannten Isthmischen Kampf-

spiele gehalten, welche in allerley kriegerischen Übungen bestanden, und wobey man auch in der Musik und Dichtkunst wetteiferte; die Sieger in diesen Spielen erhielten einen Kranz von Eppich.

Man opferte dem Neptun außer einigen Wasserthieren mehrentheils schwarze Stiere, und wer aus einem Schiffbruch errettet ward, hing die gemahlte Vorstellung davon in seinem Tempel auf. Übrigens wird in der Fabellehre alles, was wild, ungeheuer und von plumper Stärke ist, für eine Geburt Neptuns oder des Meeres gehalten, dergleichen waren die Riesen Lästrigonen, die an den Küsten des unteren Italiens wohnten, der Cyklop Poliphem und nach anderer Meinung die Cyklopen alle zusammen nebst einer Menge Meer- und Halbgötter oder Helden Neptuns Söhne.

Amphitrite, eine Tochter des Oceans und der Thetys, oder nach andern Dichtern des Nereus und der Doris, war Neptuns vorgezogenste Gemahlinn. Man bildet sie mit einem fliegenden Schleyer, und gibt ihr den Dreyzack ihres Gemahls in die Hand; oft sitzt sie auf einem Delphin, von welchem sie zuerst ihrem Gemahl zugeführt worden war, den sie eben nicht allzu gern heirathen mochte, und sich deßwegen versteckte. Zuweilen fährt sie auf einem Muschel-

wagen, der von Seethieren oder Tritonen gezogen wird, am öftesten aber wird sie an der Seite ihres Gemahls, auf den Meereswogen fahrend, abgebildet.

Einige halten die Amphitrite für eine Anspielung auf das untere Meer, oder für das vom Lande rückkehrende Meer, oder für die unsichtbare Kraft, wodurch das Meer beweget wird. Sie beschenkte ihren Gemahl mit vielen Kindern, worunter Triton, ein Meergott, und die Nymphe Rhode am merkwürdigsten sind. Letztere liebte der Sonnengott Helios so sehr, daß er die Insel Rhodus nach ihrem Nahmen nannte und sie ihr zu Gefallen trocken machte, da sie sonst beständig unter Wasser gestanden hatte. Der Nahme Amphitrite wird so, wie jener des Neptun, nicht selten von Dichtern statt des Meeres selbst gebraucht.

Frid. Nun in der That, die Griechen und Römer bedurften eines blinden Glaubens, wenn sie alle diese Ungereimtheiten für wahr annehmen mußten; in unsern Zeiten dürfte man mit so etwas nicht auftreten, jedes Höckerweib würde uns ins Gesicht lachen.

Auguste. Ich zweifle, den noch jetzt sind angeerbte Vorurtheile und die Sucht nach dem Wunderbaren ein großes Hinderniß aller wirkli-

chen vernünftigen Aufklärung; noch jetzt ziehen die Menschen ihre eigenen sonderbaren Einfälle der hellen Wahrheit weit vor, bloß aus der Ursache, weil es ihr eigenes Machwerk ist, oder was wäre es sonst, das sich jeder heilsamen Verordnung so störrisch in den Weg legt? warum müßte man die Menschen beynahe immer mit Gewalt zu ihrem eigenen Besten zwingen? Was sie ungescheut untersuchen dürften, dafür hegen sie eine blinde Vorneigung, lassen sich so gern Dinge aufheften, worüber die unparteyische Vernunft lachen muß, wenn sie nur recht albern klingen und wunderbar anzustaunen sind; was aber die Vernunft als wirklich dem menschlichen Begriffsvermögen zu hoch, aber der Allmacht eines höchst weisen Gottes dennoch würdig darstellte, o darüber wollen sie Untersuchungen anstellen können! Sie werden in der Folge an unserer eigenen Religionsgeschichte sehen, daß sich die Menschen zu allen Zeiten gleich waren, und ich will sie daran erinnern, wenn es Zeit ist.

Julie. Aber jetzt, liebe Auguste, lassen Sie mich mein Bekenntniß ablegen, es drückt mich.

Auguste. Ich bin bereit Sie anzuhören.

Julie. Fürs erste muß ich Ihnen sagen, daß es mir wie Luisen ging, nur war ich noch viel jünger und hatte Niemanden, der mich ei-

nes besseren belehrte. Meine zweyte Mutter hatte alle Mühe mit mir, welche die Erziehung eines noch unmündigen Kindes verursachen kann, doppelt zu ertragen, weil die Aufhetzungen meiner Wärterinn mich nur zu bald zu einem widerspenstigen eigensinnigen Geschöpfe machten. Jede nothwendige Zurechtweisung, jede wohlverdiente Strafe hieß ein Beweis des stiefmütterlichen Hasses, jedes meinem Alter anpassende Kleidungsstück wurde mir verächtlich als ein Lappen genannt, den man mir zur Schadloshaltung für die geraubten schönen Kleider meiner Mutter zuwerfe. Dadurch gewohnt, alles, was meine Stiefmutter that, von der gehässigsten Seite zu betrachten, beantwortete ich auch jede Frage nach meinem Wohlergehen mit Klagen über Mißhandlungen, die zwar nur in meiner Einbildung bestanden, oder nach dem herrschenden Vorurtheile ohne weitere Untersuchung für bare Wahrheit galten. Man ermangelte nicht, meinen Vater bey Gelegenheit davon zu unterrichten, er liebte mich, glaubte alles, und daraus entstand ein unaufhörlicher Zank mit seiner Frau, die er in den bittersten Ausdrücken des Hasses gegen mich beschuldigte. Ein Streit dieser Art, den ich unbemerkt behorchte, machte mich vollends zu dem unerträglichsten Geschöpfe, ich begegnete

meiner Stiefmutter mit der entschiedensten Verachtung, ich machte die arme Frau zu einer Märterinn, sie durfte ihre eigenen Kinder nicht liebkosen, sie wagte es beynahe nicht ihnen etwas anzuschaffen, denn ich quälte die armen Kleinen wie ein böser Geist, und warf ihnen die Armuth ihrer Mutter immer mit den bittersten Anmerkungen, wie viel mir entzogen würde, vor, wenn sie etwas Neues bekamen, kurz, liebe Auguste, Sie wissen selbst am besten, wie es unter solchen Umständen zu gehen pflegt. Meine Stiefmutter verlor zuweilen auch die Geduld, und sie hatte endlich kein Mittel, als mich meinem Schicksale zu überlassen, um nur wenigstens den äußeren Anschein von Ruhe in unserm Hause zu erhalten. Da kamen den vorigen Sommer die Pocken über meine kleinen Geschwister, Mama wollte mich geschwind impfen lassen, damit sie mir nicht so schädlich werden könnten, mein Vater sagte aber, sie wünsche mich nur aufzuopfern; sie suchte mich also von ihren Kindern, die wirklich sehr böse Pocken hatten, entfernt zu halten, ich aber, gewohnt, stets das Gegentheil von dem zu thun, was sie mir befahl, schlich mich heimlich zu ihnen und erbte die Krankheit. Nun ging erst das Leiden meiner armen Mutter recht an; sie wartete mich zwar mit der zärtlichsten Sorg-

falt, aber Gott wollte meine Boßheit strafen, ich ward trotz aller Bemühung verunstaltet, wie Sie sehen, und hatte nachher noch die Unverschämtheit zu behaupten, man habe mich in der Krankheit vernachlässiget; selbst meinem Vater wußte ich diese Idee beyzubringen, und sie können denken, was für ein Ungewitter seitdem über die arme Frau von allen Seiten losbricht, ach! und doch bin ich ihr vielleicht mein Leben schuldig, doch danke ich nur ihr die Rettung meiner Augen, an der man schon verzweifelte, denn sie besorgte mit eigener Hand Tag und Nacht alle Anordnungen des Arztes. Alles, was ich weiß, alles, was ich an Geschicklichkeit besitze, ist ihr Werk, sie lehrte mich vieles selbst, und da meine Ungezogenheit mich ihr endlich ganz unleidlich machte, besorgte sie für mich, doch noch oft mit Zank, von meinem Vater alle nöthigen Lehrmeister. Ich dachte gestern vor Scham in die Erde zu sinken, als Emilie das Unglück, eine Stiefmutter zu seyn, so wahr geschildert vorlas; ich wagte es zu Hause kaum, meine wirklich gute Stiefmutter anzublicken, nie habe ich ihr noch so herzlich, so ehrerbietig die Hand geküßt, als gestern Abend, ich war nahe daran, ihr alles fußfällig abzubitten, aber sie zog ihre Hand zurück, und beantwortete meinen Wunsch für ihre

gute Nachtruhe nur mit ihrem gewöhnlichen kalten Tone. Ach! ich weinte die halbe Nacht. Rathen Sie mir, liebe Auguste, wie soll ich es anfangen sie zu versöhnen.

Auguste. Kommen Sie an mein Herz, liebes Kind, Ihr Geständniß ist der schönste Beweis einer edlen Seele, die nur durch böse Leitung fehlte. Sie haben von diesem Augenblick an meine ganze Achtung.

Frid. Auch die unsere, liebes Julchen! wir müssen Sie für das gute Beyspiel dieses offenen Geständnisses alle recht herzlich umarmen.

Die Übrigen. Ja ja, das muß seyn, nur immer angefangen.

Emilie. Gutes Julchen! Sie waren nur böse, weil Sie keine Auguste hatten.

Marie. Ich möchte vor Freude herumtanzen.

Caroline. Dürfte ich nur alles meiner Mutter erzählen, sie kennt die ganze Lage Ihrer Stiefmutter, vielleicht wäre sie im Stande auch etwas zu Ihrer Versöhnung beyzutragen.

Auguste. Unser Schulgesetz muß heilig bleiben, was in dieser Stube gesprochen wird, darf in keinem Fall über ihre Schwelle kommen. — Julie! Sie bekannten so edel Ihre Fehler, ich zweifle also nicht an Ihrem Muthe, alles wie-

der gut zu machen, wenn es Sie auch ein schweres Opfer kosten könnte.

Julie. Was wäre mein Geständniß, wenn ich nicht auch den Willen hätte gut zu machen, nur weiß ich es nicht anzufangen.

Auguste. Wie Sie anfingen Ihre Stiefmutter zu kränken. Nehmen Sie Ihre Verleumdungen zurück, gestehen Sie Ihrem Herrn Vater alles aufrichtig, sagen Sie ihm die Beweggründe zu dieser und allen vorhergehenden Handlungen, und haben Sie auch den Muth Ihrer Mutter das nähmliche zu sagen.

Julie. Wird sie mir glauben? wird sie mich nur anhören wollen?

Auguste. Ich glaube Ihnen den glücklichen Erfolg verbürgen zu können. Eine Frau, die unter dem höchsten Seelenkummer so großmüthig handeln konnte, besitzt ein edles Herz, sie wird, durch Ihre aufrichtige Reue gerührt, Ihnen gern verzeihen, und es kömmt ja nur auf Sie selbst an, durch ein wahrhaft kindliches Betragen die Echtheit dieser Reue zu beweisen.

Julie. Ich will den Versuch wagen, mein Vater ist zwar sehr heftig, aber ich will ihm doch alles gestehen, und auch die mißhandelte Mutter um Vergebung bitten, werden sie aber zu böse, so flüchte ich mich zu Ihnen.

Auguste. Sie sollen mir willkommen seyn, aber das ist gar nicht zu fürchten. — Wollen wir nun unsere Beschäftigungen fortsetzen?

Julie. Vorher erlauben Sie mir noch, meiner lieben Sophie zu danken, meinem guten Schutzgeist, der mich hierher führte. (Zu Sophien) Du weinst, du allein sagtest mir nichts. Bin ich dir nicht mehr lieb?

Sophie. Mehr als jemahls, ich kann mich nur nicht so geschwind fassen, und möchte Gott auf meinen Knien danken, der nun meinen sehnlichsten Wunsch erfüllt, und dich zur Erkenntniß gebracht hat. Sieh, ich will es dir nun auch gestehen, deine Erzählungen kamen mir gleich anfangs unglaublich vor, aber ich dachte nicht viel nach, und hatte auch Böses genug von Stiefmüttern erzählen gehört. Auguste lehrte mich erst nachdenken, und eine ähnliche kleine Geschichte *) in den ersten Monathen unserer Lehrstunden machte mich auf dein Betragen aufmerksam, da du aber von mir keine Einrede annehmen wolltest, so wußte ich dir nicht zu helfen, und suchte dich nur zu bereden hierher zu kommen, weil ich gewiß hoffte, daß sich schon einmahl etwas finden würde, das dir nützlich wäre.

*) Siehe den zweyten Band.

Julie (zu Augusten). Sie haben also die gestrige Geschichte ausdrücklich für mich gemacht?

Auguste. Nein mein Schatz, Sie sahen, Emilie las sie aus unserm gewöhnlichen Lesebuche vor, sie ist das Ende der Herrmanischen Familiengeschichte, und kam ganz von ungefähr; Sophie sagte mir auch nie etwas anders, als daß Sie eine böse Stiefmutter hätten.

Julie. Nun so hat sie ein guter Geist eingegeben, mich und meine Mutter zu retten.

Auguste. Danken Sie Gott dafür, der alles, was uns Zufall zu seyn scheint, an unsichtbaren Fäden leitet; und Sie, Fickchen, nehmen sich daraus die Lehre, daß man nie etwas Böses von seinem Nebenmenschen nachreden müsse, ohne gewiß davon überzeugt zu seyn. Künftig wollen wir uns einmahl Zeit nehmen, über dieses Übel der Gesellschaft recht ausführlich zu reden, denn unser Geschlecht wird ohnehin, und zwar mit Recht, beschuldigt, ein Vergnügen an der bösen Nachrede zu finden; ich bin verbunden Ihnen diesen Fehler von allen seinen häßlichen Seiten zu zeigen, und will meine Pflicht nach Möglichkeit erfüllen. — Nun aber, Kinderchen, lassen Sie uns unsere Beschäftigungen fortsetzen. Ich versprach Ihnen die Lebensgeschichte Peters des Großen, Kaisers von Rußland, hier ist sie, Emilie wird den Auszug davon vorlesen.

Bevor ich aber mit Ihnen, meine Lieben, von diesem erhabenen Monarchen sprechen kann, ist es nothwendig, daß Sie einen kurzen Hauptbegriff von der Russischen Nation selbst erhalten.

Emilie. Die Russen hatten vor dem eilften Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung keine Geschichtschreiber, und es läßt sich bis in das neunte Jahrhundert auch keine zusammenhängende Geschichte von ihnen erzählen. Sie und ihre Länder, nebst allen Gegenden, welche Griechenland gegen Norden lagen, nannte man überhaupt Scythien und Sarmatien; man kannte weder ihre Einwohner, noch ihre Wohnplätze genug, um sie beschreiben zu können, man wußte nur, daß darin große Wüsteneyen, mit fruchtbar, zur Viehzucht bequemen Gegenden abwechselten, und daß die Einwohner theils bleibend, als Ackersleute, theils herumziehend lebten. Nach vielen kriegerischen Einfällen von verschiedenen, besonders Deutschen Nationen, setzten sich endlich im fünften Jahrhundert Slavische Völker in dem heutigen Altrußland fest, bauten Städte, und errichteten verschiedene kleine Reiche, die jedoch bald durch einheimische Streitsucht, bald durch den Einbruch anderer Asiatischer Slaven in eine solche Zerrüttung geriethen, daß weder Gesetze, noch das Ansehen rechtschaffener Männer

etwas galten; da rieth ihnen ein weiser Mitbürger, lieber Fremden die Regierung aufzutragen, weil sie sich unter einander nicht mehr vergleichen konnten, wer eigentlich Herr seyn sollte.

Die Bewohner des jetzigen Nowogoroder Gebiethes nahmen diesen Vorschlag an, und beriefen drey Normännische Brüder auf den Thron. Diese theilten sich in die verschiedenen Provinzen, und Rurück, der älteste von ihnen, wählte die Stadt Ladoga, am See gleiches Nahmens, zu seinem Hauptsitze. Nach zwey Jahren einer gemeinschaftlichen Regierung starben die beyden jüngern Brüder, und Rurück, der nunmehrige Besitzer des Reichs, verlegte seinen Sitz nach Nowogorod, und starb nach einer langen Regierung als Stifter des jetzigen Russischen Reichs, welches seine Nachkommen über sieben hundert Jahre erblich besaßen, und durch viele Kriege sehr erweiterten. Sie nannten sich Großfürsten, und nahmen erst im zehnten Jahrhundert den christlichen Glauben an.

Unter fast unaufhörlichen Kriegen, Gewinn und Verlust an Ländern, unter zum Theil sehr klugen, zum Theil sehr grausamen Fürsten, war endlich zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts, in dem Großfürsten Feodor, der Rurückische Mannsstamm völlig erloschen. Der Bruder sei-

ner Gemahlinn, Luis Godunow, hatte sich dieses Fürsten Schwachheit zu Nutze gemacht, die Regierungsgeschäfte an sich zu reissen, den jüngern Bruder des Zaar oder Großfürsten ermorden lassen, und seine Grausamkeit bey diesem Verbrechen so gut zu vermänteln gewußt, daß ihm das Volk nach Feodors Tode die Krone mit Gewalt aufdrang. Er besaß viel Verstand, war geschickt zu regieren, wurde aber mehr von Herrschbegierde als Menschenliebe geleitet, welche ihn auch zu so vielen Grausamkeiten verleitete, daß man darüber seine guten Eigenschaften vergessen, und sich nach einem andern Herrn sehnen mußte. Diese Unzufriedenheit benutzte ein herumstreifender Mönch, er gab sich für den von Godunow ermordeten Prinzen Demetrius aus, erdichtete eine Fabel, wie er dem Morde entgangen wäre, und rückte, als er Anhänger genug fand, mit einem Kriegsheere, das ihm die Pohlen, welche seine Fabel glaubten, aus Mitleid gaben, in Rußland ein, war auch so glücklich, bald im ganzen Reiche als rechtmäßiger Zaar oder Großfürst erkannt zu werden, nachdem sich Godunow selbst ermordet hatte; allein er wurde eben so geschwind wieder verhaßt, da die Russen merkten, daß er den Pohlen und ihren Sitten den Vorzug gab, nachtheilige Ab-

sichten gegen die herrschende Religion äußerte, und überhaupt ein unbesonnener Fürst war. Eine Anzahl verschworner Russen ermordete ihn ungefähr ein Jahr nach seiner Thronbesteigung, nebst vielen Pohlen, die ihn begleitet hatten. Nunmehr war aber auch die Verwirrung allgemein, die Russen zwangen den neuerwählten Zaar schon nach einigen Jahren, den Thron mit der Mönchskutte zu vertauschen. Mehrere Landstreicher gaben sich neuerdings und zwar fast zu gleicher Zeit für den Prinzen Demetrius aus, und wußten sich Anhänger zu verschaffen. Die Pohlen und Schweden benutzten diese einheimischen Kriege, und stürzten von allen Seiten auf das Reich los; zwar wehrten sich die Russen gegen ihre Unterdrücker wie Verzweifelte, allein sie waren nicht einstimmig, und somit aller Widerstand vergebens. Endlich nachdem hundert Tausende niedergehauen, und die Parteysucht in Bürgerblut abgekühlt war, vereinigten sich einige kluge muthige Russen, brachten ein kleines Kriegsheer zusammen, vertrieben damit die Pohlen, und ernannten hierauf aus ihrer Mitte den Michael Fedorowitsch Romanow zum Zaar von Rußland. Mit ihm kamen Eintracht, Ruhe und Ansehen in das beynahe zu Grunde gerichtete Reich zurück. Er war ein Anverwandter des letzten Zaar Feodor,

und brachte das Haus Romanow auf den Thron, welchen es seitdem immer mit Ruhm besessen hat.

Michael that viel für seine Nation, noch mehr aber sein Sohn und Nachfolger Alexei. Ihm haben die Russen, außer der Erweiterung ihres Reiches, auch das Gesetzbuch zu danken, nach welchem noch jetzt größten Theils in ihren Gerichtshöfen gesprochen wird; er suchte zugleich seine Unterthanen in den Stand zu setzen, daß sie eine bürgerliche und sittliche Glückseligkeit genießen könnten, er beförderte daher den Ackerbau durch die Kriegsgefangenen, welche sonst Leibeigene derer waren, denen sie sich ergeben hatten, jetzt aber wüst liegende Plätze anbauen mußten, doch konnte er es nicht so weit bringen, Getreide in Überfluß zu erhalten. Seine Russen geschickter zu machen, rief er viele Ausländer, besonders Deutsche in sein Reich, mit denen er die neu angelegten Plätze besetzte. Ungeachtet aller Anstrengung dieses guten Fürsten blieben die Russen aber doch weit hinter andern Nationen von Europa zurück, denn sie reisten niemahls, außer bey Gesandtschaften, in fremde Länder, und konnten also nicht viel kennen lernen. An Gelehrsamkeit war noch gar nicht zu denken, denn selbst die Wissenschaft ihrer Geist-

lichen erstreckte sich nicht weiter, als geläufig lesen, und die Kirchengebräuche abwarten zu können, die Fertigkeit im Schreiben fehlte den meisten. Ihre rohen Sitten, ihre rauhe Sprache, ihre fast Asiatische Kleidung unterschieden sie, ohne eben eine ganz barbarische Nation zu seyn, dennoch auffallend von andern Europäern.

Unter solchen Umständen hinterließ Alexei seinem Sohne Feodor das Reich, zwar wohl befestiget, mit guten Anlagen, von einer tapfern, dem Willen ihrer Monarchen ganz ergebenen Nation unterstützt, worin aber das Wichtigste in jeder Betrachtung noch zu thun übrig blieb. Feodor, zum Unglück kränklich, konnte in einer kurzen sechsjährigen Regierung die Entwürfe seines großen Vaters nicht ausführen, hatte aber doch genug von seiner Größe geerbt, daß er wenigstens nichts rückgängig werden ließ. Bey seinem Tode im Jahre 1682 schien Rußlands Wohl neuerdings zu wanken, denn Feodor hatte seinen leiblichen Bruder Iwan, der an Leib und Geist schwach war, von der Thronfolge ausgeschlossen, und sie seinem Stiefbruder Peter, der viel zu versprechen schien, angewiesen; allein Peter war erst zehn Jahre alt, und seine Schwester Sophie, der es weder an Schönheit, noch an Verstande fehlte, glaubte die Oberherrschaft

leicht an sich reissen zu können, da der ältere Bruder blödsinnig, und der jüngere nur noch ein Knabe war. Sie erregte also unter dem Kriegsheere einen Aufstand, welches, unter dem Vorwande, als ob dem älteren Prinzen Unrecht geschähe und sein Leben in Gefahr wäre, viele Große, die den Absichten der Prinzessinn entgegen waren, ermordete, beyde Prinzen zu Zaaren ausrief, und Sophien indessen die Regierung übertrug. Bey dieser Gelegenheit hatte das unruhige Heer aber auch seine Macht kennen gelernt, es ließ sich bald von seinem Feldherrn, der selbst nach dem Throne trachtete, zu einer neuen Empörung reitzen, die Prinzen mußten sich in ein befestigtes Kloster retten, wohin man den Feldherrn auch zu locken wußte, und ihn hinrichten ließ. Alles wäre verloren gewesen, wenn der Landadel nicht zu Hülfe geeilt wäre. Nach diesem Sturme regierte Sophie im Nahmen ihrer Brüder noch einige Jahre ohne Widerstand.

Unterdessen war Peter heran gewachsen, und fühlte sich fähig die Vormundschaft seiner Schwester entbehren zu können; er fing im siebzehnten Jahre seines Alters ungeheißen an, sich der Staatsangelegenheiten lebhaft und sogar gebietherisch anzunehmen. Dieß erbitterte die herrschsüchtige Regentinn so sehr, daß sie mit den Ober-

sten der Strelitzen, so hießen die besten Russischen Truppen, einen Plan entwarf, diesen Bruder, seine Mutter, seine jüngere Schwester und seine Gemahlinn heimlich zu ermorden; allein Peter erfuhr diese abscheuliche Verschwörung zeitig genug von einigen, die daran Theil genommen hatten, denen sie aber bald Abscheu erregte, und da ihn die meisten Strelitzen, so wie die übrigen Unterthanen liebten, so unterdrückte er sie bald, und zwang seine grausame Schwester zur Strafe in einem Kloster den Schleyer anzunehmen. Sophie hatte zwar den jungen Kaiser in der möglichsten Unwissenheit aufwachsen lassen, und ihm nur Unterhaltungen zu verschaffen gesucht, welche noch alles Barbarische des damahligen Nationalcharakters unterhalten konnten, damit er zur Regierung weder Lust noch Geschicklichkeit bekommen sollte, aber seine starke Seele bahnte sich unter diesen ungünstigen Umständen dennoch ihren Weg. Er hatte früh genug die Bemerkung gemacht, woran es ihm und seinem Reiche fehle; sieben Jahre voll Unruhe, in einer traurigen Abhängigkeit verlebt, hatten ihn dahin geleitet, seine Aufmerksamkeit im Stillen auf alles Nützliche zu wenden. Ein ganz besonderer Gegenstand derselben war die Schiffbaukunst und das Seewesen, wo-

bey er noch eine angeborne Furcht vor dem Wasser zu überwinden hatte, die ihn überfiel, so oft er über eine Brücke ging, und zuweilen so stark wurde, daß sie in Ohnmacht überging, doch Peter ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er bestellte von einem Holländischen Schiffszimmermeister ein Schiff mit Segeln und Rudern, dergleichen man in Rußland noch nicht gesehen hatte, diesem folgten bald noch größere, und Peter versuchte es, seiner Furcht zum Trotz, als Steuermann auf Flüssen und Seen damit herum zu fahren.

Eben so eifrig dachte der junge Monarch auf die Verbesserung seines Kriegswesens; gute Soldaten zu bekommen, und zugleich den Übermuth der Nationalmiliz zu bändigen, hatte er zwar schon eine beträchtliche Schar meistens ausländischer Krieger in seinem Reiche, aber Peter wollte seine eigenen Russen zu braven Vertheidigern ihres Vaterlandes bilden, und damit er seinen Unterthanen die Nothwendigkeit des Gehorsams im Militärdienste recht einleuchtend machte, so trat er selbst zuerst als Trommelschläger unter den Befehl seines Freundes und Lehrers Lefort, wurde sodann gemeiner Soldat, dann Unterofficier und endlich Lieutenant. Alle Verrichtungen dieser untersten Kriegsdienste bekleidete der Kai-

ser mit eben jener Genauigkeit, Demuth und dem Gehorsam, wie jeder andere Soldat. Aber er genoß die Früchte dieser Opfer auch gar bald in seinem ersten Kriege mit den Türken, wo er sich wohl hüthete sein großes Heer selbst zu führen, er befand sich nur als ein Freywilliger, der erst die Kriegskunst lernt, dabey, Deutsche und Schottländer waren die eigentlichen Feldherrn. Alle Deutschen Fürsten hatten ihm mit Vergnügen geschickte Männer überschickt, die sich auf das Kriegswesen zu Wasser und zu Land verstanden, und so schlug seine kleine Flotte die ganze türkische Seemacht. Ein für die Russen so unerwartetes Glück bewog den Adel und die Geistlichkeit, ihren Zaar willig bey einer vermehrten Kriegsflotte mit Geld zu unterstützen. Nach geendigtem Feldzuge ließ er das Heer einen triumphirenden Einzug in Moskau halten, und ging dabey demüthig hinter allen Befehlshabern als einer, dem an diesem rühmlichen Fortgange der Russischen Waffen noch kein Antheil gebühre.

Peters Entwürfe erstreckten sich nun ins Allgemeine; sein Volk, das so lange allen andern Europäern unähnlich geblieben war, sollte ihnen gleich werden. Er hatte zwar schon viele junge Russen nach Venedig und Holland geschickt, dort den Schiffbau und Seedienst zu ler-

nen, andere nach Deutschland abgehen lassen, wo sie Kriegsdienste nahmen, und sich an die ihnen noch so fremde Deutsche Mannszucht gewöhnen sollten, er aber eilte vor allen andern selbst, so viele ihm noch fehlende Kenntnisse zu erlangen, die ihn fähig machen konnten, von brauchbaren Erfindungen, Wissenschaften, Künsten, Gesetzen und feinen Sitten mit eigener Überzeugung zu urtheilen. Peter, der das Mangelhafte seiner schlechten Erziehung mit innigem Bedauern fühlte, suchte als Mann das Versäumte nachzuhohlen. Er, der Monarch eines großen Reiches, entschloß sich in dem weit besser ausgebildeten übrigen Europa einige Jahre als ein Lehrling ohne alle Pracht seines Standes herumzureisen; er übergab die Regierung indessen einigen redlichen Männern, bis er, durch eigenen Fleiß belehrt, sie mit mehr Geschicklichkeit würde übernehmen können.

Peter trat seine Reise als Begleiter einer prächtigen Gesandtschaft an, die er an verschiedene Europäische Höfe schickte. Deutschland und Holland waren die ersten Länder, welche er zu sehen wünschte, weil Rußland daraus doch zuerst mit den nöthigsten Künsten bekannt geworden war; er redete beyde Sprachen geläufig, und beobachtete alles mit aufmerksamer

Wißbegier. Das größte Vergnügen fand er in Holland an dem vortrefflich eingerichteten Schiffbau, der so viele Menschen beschäftigte, so ordentlich und dabey doch schnell betrieben wurde. In dem Dorfe Sarding trat Rußlands Kaiser in die Innung der Schiffszimmerleute, und arbeitete als Gesell, eben so gekleidet, selbst ganz in ihrer Lebensart gleichförmig mit ihnen, an allen Bestandtheilen eines Schiffes.

Zu Amsterdam übte sich Peter in der Naturwissenschaft, in der Erdbeschreibung, und sogar in einigen Theilen der Heilkunde, und untersuchte eine Menge Künste und Handwerke; dann ging er nach England, wo er den Bau der Kriegsschiffe in einer noch höhern Vollkommenheit antraf. Seine Beschäftigungen waren auch da die nähmlichen, alles Nützliche zu betrachten, und überall, so viel möglich war, selbst mitzuarbeiten. Aus beyden Ländern nahm er viele geschickte Männer mit sich, oder schickte sie voraus in sein Reich, kehrte endlich nach Deutschland zurück, und wollte eben auch Venedig besuchen, als ihn die Nachricht von einem neuen Aufstande eilends nach Hause zu reisen nöthigte. Auch dießmahl war es Sophie, die, von der zweymahligen Großmuth ihres Bru-

ders ungerührt, neuerdings acht tausend Strelitzen anzustiften wußte, in Verbindung mit ihren Anhängern, die meist aus Geistlichen bestanden, sich den neuen Einrichtungen des Zaars zu widersetzen. Peter hob bey seiner Ankunft, wo er den Aufruhr durch kluge Anstalten seiner Stellvertreter bereits gestillt fand, das übermüthige Heer der Strelitzen gänzlich auf, und errichtete an dessen Stelle ein anderes, ganz nach Deutscher Art, seine undankbare Schwester aber begnügte er sich nur mit einer engeren Einschränkung zu strafen, die sie künftig unschädlich machte.

Jetzt folgten die Verbesserungen, welche Peter in den Sitten, ja selbst in der Denkungsart seiner Russen bewirken wollte, schnell auf einander. Er verboth ihnen, sich in ihren schriftlichen oder mündlichen Vorträgen an ihn seine Leibeigenen zu nennen, wie es sonst gewöhnlich war, sie mußten dafür das Wort Unterthan gebrauchen, um sich dadurch weniger knechtisch, aber doch ehrerbiethig genug ausdrücken zu lernen. Damit er sie übrigens auch leichter zur nützlichern Nachahmung der übrigen Europäischen Nationen gewöhnte, verboth er ihnen ihre alte Kleidung, anstatt der langen weiten Küttel und Pelze, welche sie trugen, befahl er ihnen sich in Deut-

sche Tracht zu kleiden, den Landmann, die Kosaken und Tartaren allein ausgenommen, nur Geistliche und Bauern durften ihre langen Bärte behalten, den übrigen, die sie behalten wollten, wurde eine Steuer aufgelegt, und man schnitt sie jenen ohne viele Weitläufigkeit weg, die nicht bezahlten.

Bis auf Peters Zeiten war es den Russen bey Lebensstrafe verbothen gewesen, in fremde Länder zu reisen, er hingegen befahl es ihnen, damit sie ihr Vorurtheil gegen Ausländer und ihre Sitten ablegen lernten. Junge Edelleute schickte er auf seine eigenen Kosten, in fremden Kriegsheeren oder auf Schiffen als Freywillige zu dienen, wofür sie dann bey ihrer Zurückkunft, wenn sie sich gebildet hatten, auch vor andern befördert wurden. In alle Städte und Dörfer wurden neue Obrigkeiten gesetzt, durch welche die ehemahlige willkührliche Gewalt der Statthalter eingeschränkt und besser vertheilt werden konnte.

Aber der weise Kaiser sah zugleich sehr gut ein, daß er es nicht allein dabey bewenden lassen durfte, Gebräuche, Lebensart und Sitten seiner Russen durch Befehle zu verändern, er wußte, daß ohne die Aufklärung des Verstandes an keine dauerhafte Besserung einer Nation zu

denken wäre, daß man, diese zu bewirken, vorzüglich bey der Jugend anfangen müsse, daß die erste Sorge einer klugen Regierung dahin zu gehen habe, sich aus der Jugend gute Bürger zu bilden, weil ihre Vermehrung dann schon von selbst nachkömmt, und ein guter Bürger mehr werth ist, als zehn in der Verwilderung aufgewachsene; daher vermehrte er die Schulanstalten, ließ die nützlichsten Bücher aus andern Sprachen ins Russische übersetzen, und sorgte mit seinem ganzen Ansehen für die Aufrechthaltung der Religion. Damit aber diejenigen, welche sich dem geistlichen Stande weihen wollten, auch mit reifer Überlegung einen so wichtigen Schritt thun möchten, befahl er, daß kein Mann vor dem dreyßigsten, und kein Mädchen vor dem zwanzigsten Jahre dazu aufgenommen werden durfte.

Mitten unter so schweren Unternehmungen, die wenigstens ein halbes Jahrhundert ruhige Zeiten zu verlangen schienen, beschloß Peter doch, sich auch durch kriegerische Versuche jene Vortheile zu verschaffen, die seinem Reiche noch in Ansehung der Handlung und des Seewesens abgingen. Er hatte nur die einzige Stadt Archangel am nördlichen Meere, und gar keine an der Ostsee, wo sie ihm doch viel nothwendiger waren. Eroberungen an dieser Seite konnten

ihm jene Länder wiedergeben, die schon ehedem zu Rußland gehört hatten, und nur von den Schweden in Kriegen waren abgerissen worden; auch war die Gelegenheit, den Schaden wieder zu ersetzen, jetzt am günstigsten, da Pohlen und Dänemark aus Haß gegen den Schwedischen König Carl den Zwölften sich mit Petern verbanden. Dieser drang nun mit seinem Heere in Liefland ein, belagerte Narva, und hoffte diese Festung in kurzem zu erobern, weil es nicht wahrscheinlich war, daß Carl im Anfange des Winters über die stürmische See früh genug zur Rettung eintreffen könne, allein die Russen begingen viele Fehler; Peter selbst verließ sein Heer, um mehrere Kriegsbedürfnisse herbey zu schaffen, indessen kam Carl, entsetzte seine Festung, und schlug mit 9000 Mann die vier Mahl starkeren Russen so gänzlich, daß viele getödtet und die meisten gefangen wurden. Eine Hauptursache zu diesem Unglücke war die Uneinigkeit der Russischen Befehlshaber, welche in des Kaisers Abwesenheit den besseren Einsichten der ausländischen Officiere nicht folgen wollten. Jeden Andern würde ein so schlimmer Ausgang des ersten Versuches vielleicht ganz muthlos gemacht haben, Peter aber sagte nur: Ich weiß wohl, daß uns die Schweden noch öfter schlagen

werden, aber endlich werden wir auch von ihnen sie selbst zu schlagen lernen.

Indessen war es doch ein Glück, daß Carl nach einem so wichtigen Siege nicht mit seiner ganzen Macht über Rußland herfiel. Peter konnte zwar genug Bewaffnete, aber nur wenige tüchtige Krieger stellen. Er hatte nur zwey feste Plätze, und stand in Gefahr einen beträchtlichen Landstrich zu verlieren; aber Carl verachtete die Russen so sehr, daß er ihm noch 18000 Gefangene zurückschickte, und seine Waffen gegen Pohlen wendete. Dadurch gewann der Kaiser Zeit, einen neuen Angriff auf die Schwedischen Länder zu wagen, welche ihr König, nur mit wenigen Kriegsvölkern besetzt, verlassen hatte. Bald war Ingermanland und Liefland erobert, seine Feldherrn wurden mit der echten Kriegskunst immer bekannter, der gemeine Russe gewöhnte sich, mit den Schweden, ohne zu weichen, zu fechten, sie fingen schon an die Schweden zu schlagen, wenn sie nur noch einmahl so stark als jene waren.

Unter den grausamen Kriegsscenen zeigte sich erst Peters Menschenfreundlichkeit recht vorzüglich, er that sein möglichstes, die Russen an eine strenge Mannszucht zu gewöhnen, und als sie Narva mit Sturm eroberten, ritt er selbst die

Gassen auf und nieder, riß viele Einwohner aus den Händen der wüthenden Sieger, bat, befahl, drohete, und tödtete, da nichts mehr ihre Wuth zu mäßigen vermochte, einige selbst mit eigener Hand. Er begab sich nach dem ersten gestillten Lärm auf das Rathhaus, auch dort die versammelten geängstigten Bürger zu trösten, zeigte ihnen den mit dem Blute seiner eigenen Leute befleckten Degen, und sagte ihnen, daß es seine Klinge nur färbe, weil er ihrer Habe schonen wollen.

Neun Jahre lang mußte Peter diesen Krieg mit abwechselndem Glücke führen, bis es ihm gelang, Carln in der Schlacht bey Pultawa so völlig zu schlagen, daß ihm nichts übrig blieb, als sich in die Türkey zu retten. Die Fehler der Verwegenheit und des Starrsinns, welche dieser König beging, erleichterten zwar Peters Sieg, er wußte sich aber auch bereits jener Fehler mit aller Geschicklichkeit zu bedienen, und als er zu Narva zum ersten Mahle selbst den Oberbefehl übernahm, zeigte es sich deutlich, daß er seinem ehemahls so fürchterlichen Feinde an Kriegskunst gleich, und an Klugheit noch überlegen sey.

Auguste. Genug für heute, ich denke, Peter hat uns allen Stoff zum Nachdenken genug gegeben.

Frid. Und manche gute Lehre, die besonders meines gleichen gut nützen können, denen das Wohl anderer Menschen, die sich ihre Unterthanen nennen, am Herzen liegen soll.

Julie. Auch uns, liebes Fräulein! Wer sollte sich noch zu lernen schämen, da der große Kaiser uns allen mit so gutem Beyspiele vorleuchtet, wer sollte sich nicht Mühe geben wollen, weise zu werden, oder den Muth verlieren, wenn man einen Mann, wie dieser, gleich einem Schulknaben lernen, und alle Hindernisse einer schlechten Erziehung besiegen sieht?

Zwey und sechzigstes Gespräch.

Auguste. Bevor wir in der Geschichte der christlichen Religion weiter gehen, ist es nothwendig alles zu Ende zu bringen, was die Juden und ihre Begebenheiten angeht, denn sie verloren bald nach dem Tode Christi alle ihre bisherigen Vorzüge und bürgerlichen Einrichtungen, wie er es ihnen vorher gesagt hatte. Das Eintreffen dieser wichtigen Weissagungen macht die Grundlage der Gewißheit unseres eigenen Glaubens aus; wir müssen sie also nothwendig

vorher erfüllt sehen, ehe wir die Untersuchungen über jenen fortsetzen können.

Marie. Herodes, der zu der Zeit in Judäa herrschte, als Christus geboren ward, hatte sich, wie wir es schon damahls lernten, durch Tapferkeit, List und kühnen Muth, aber zum großen Mißvergnügen der Juden, als ein Ausländer auf ihren Thron geschwungen, und die so verdiente Macabäische Familie sowohl von der Regierung, als dem hohen Priesterthume verdrängt, aber die Römischen Edlen, und besonders der Kaiser schützten ihn, und er stand eigentlich sammt den Juden unter ihrer Bothmäßigkeit. Indessen breitete er doch sein Reich über die Gränzen von Palästina aus, brachte beynahe jede Unternehmung zu Stande, besaß große Reichthümer, und machte einen prächtigen Gebrauch davon; Kurzsichtige hielten ihn deßwegen für den glücklichsten Fürsten seiner Zeit, und nannten ihn Herodes den Großen, im Grunde war er aber einer der verächtlichsten unglücklichsten Regenten, die in der Geschichte vorkommen, und es ist der Mühe werth zu sehen, wie sehr sich die Menschen oft in dem Begriff von Glückseligkeit irren. Herodes hatte sehr gute Gaben des Verstandes, viele Geschicklichkeit seine Absichten durchzusetzen, aber er

wandte beydes schlecht an, weil er nur heuchelte; er wollte für einen eifrigen Anhänger der jüdischen Religion gehalten seyn, um sich bey seinen erzwungenen Unterthanen beliebt zu machen, übertrat aber die Gesetze dieses Glaubens sowohl im öffentlichen Gottesdienste, als in seinen Sitten, so oft er es ohne Aufsehen thun zu können glaubte. Die Juden noch besser zu blenden, ließ er den Tempel zu Jerusalem sehr weitläufig, kostbar und herrlich wieder aufbauen, obgleich der alte noch völlig brauchbar war, versteckte aber unter diesem Bau eine Festung, die ihn auch gegen die Römer schützen konnte; diese nun auch nicht aufmerksam zu machen, beging er viele Handlungen, die wohl einem Heiden, aber keinem Juden anständig waren, und jene überzeugen sollten, er halte es heimlich mit ihnen. In der schändlichsten Verstelluug geübt, und dabey von einem unmenschlichen, stets nach Blute dürstenden grausamen Mißtrauen gequält, fand er immer Ausflüchte, Menschen, die er fürchtete, hinrichten zu lassen, eine seiner Gemahlinnen, verschiedene seiner Söhne und Anverwandten waren unter dieser Zahl. Er lebte in einer unaufhörlich marternden Furcht sich verrathen zu sehen, glaubte überall Feinde zu haben, und starb mit dem allgemeinen Hasse seiner Unterthanen beladen,

ungefähr ein Jahr nach Christi Geburt, den er aus Furcht vor seiner Ankunft, bey dem grausamen Kindermorde zu Bethlehem getödtet zu haben glaubte. Anfänglich theilten sich seine Söhne nach seinem Tode in das Reich, aber nicht völlig vierzig Jahre behaupteten sie sich bey dieser Herrschaft, die Juden hörten völlig auf unter eigenen Fürsten zu stehen, und wurden schon bey Lebzeiten der Söhne des Herodes, auf Befehl der Römischen Kaiser, von Landpflegern oder Römischen Statthaltern regiert.

Caroline. Hatten die Juden schon die Oberherrschaft des Herodes und seiner Familie mit bitterem Unwillen ertragen, so gefiel ihnen die nun ganz heidnische Regierung der Römer noch weit weniger; sie wußten aus ihren Schriften, daß dieß der Zeitpunct der Erscheinung des Messias seyn sollte, und erwarteten also seine Ankunft um so begieriger, weil er ihnen schon so lange, aber freylich in einem ganz andern Verstande versprochen war, von dem sie glaubten, er würde sie zu einer freyen, die ganze Welt vielmehr beherrschenden, als selbst gehorchenden Volke machen. Da sie es sich nun gar nicht angelegen seyn ließen, den Sinn ihrer heiligen Schriften recht zu verstehen, und sich

also eine ganz falsche Verstellung von dem Messias machten, so wurde es ihnen äußerst schwer, in Jesum den zu finden, welchen sie zu erwarten berechtiget waren, dennoch hatte es Gott den Juden leichter als jedem andern Volke gemacht, Jesum als den Sohn Gottes und Heiland der Welt zu erkennen, da alles, was er that und litt, in eben diesen heiligen Schriften beynahe buchstäblich vorher gesagt war; aber zum Unglücke hatten sie damahls Lehrer, welche nicht allein darüber uneins waren, was zur Religion eigentlich gerechnet werden müßte, sondern auch noch das Volk in seinen irrigen Meinungen und in der Abneigung gegen Jesum bestärkten, worunter sich besonders die Pharisäer oder strengen Juden auszeichneten, die sich vor allen andern durch eine besondere äußere Heiligkeit des Lebenswandels, und durch die strengste Beobachtung des Mosaischen Gesetzes hervor zu thun suchten, ja sie setzten zu den von Gott verordneten Andachtsübungen noch eine Menge von ihrer eigenen Erfindung hinzu, und behaupteten, daß dieselben eben so gut als jene in den Büchern Moses enthaltenen Vorschriften gehalten werden müßten.

Der Anschein dieser besondern Tugend, den sie durch ihr häufiges Bethen, Fasten und Al-

mosengeben mit einem großen Gepränge zu unterhalten wußten, machte, daß der große Haufe gemeiner Juden sie als Männer von ausgezeichneter Frömmigkeit anstaunte, ihnen glaubte, und sie für untrieglich hielt, in der That waren sie aber nichts als scheinheilige Heuchler, die den außerordentlichen Eifer für die Religion nur darum annahmen, damit sie ihren Stolz, ihre Herrschbegier, ihr liebloses Herz und andere grobe Laster darunter verbergen konnten. Was war also natürlicher, als daß Sie unversöhnlich einen Lehrer hassen mußten, der wie Jesus, ohne ihr großes Ansehen zu scheuen, ihre Heucheley aufdeckte, und das Volk geradezu belehrte, Gott sähe mehr auf ein gebessertes Herz, als auf Ceremonien, und daß sie nicht befugt wären, neue Gesetze zu geben, die Gott weder befohlen, noch gebilliget hätte.

Clarisse. Obgleich also alle Juden zu der Zeit, da Jesus unter ihnen auftrat, den Messias erwarteten, so wollten ihn doch die wenigsten dafür erkennen, sogar die Schüler des Heilands, welche es gewiß glaubten, daß er der Sohn Gottes sey, konnten erst nach einigen Jahren so weit gebracht werden, sein Reich, das er ihnen verhieß, nicht mehr für ein weltliches zu halten. Die Großen und Lehrer der Ju-

den, welche Jesum endlich um das Leben brachten, handelten aber doch mehr aus boßhafter Rache, wegen der Wahrheiten, die er ihnen gesagt hatte, als aus Religionsbegriffen; sie selbst verurtheilten ihn zwar nach dem Gesetze als einen Gotteslästerer zum Tode, bey der Römischen Obrigkeit hingegen verklagten sie ihn als einen Aufrührer, der sich zum König aufwerfen, und das Volk der kaiserlichen Hoheit entziehen wolle, da sie doch nur gerade dieß, daß er nicht König seyn wollte, und es bey jeder Gelegenheit deutlich sagte, an ihm irre machte, ja sie hätten Jesum wahrscheinlich unterstützt, wenn er in dieser Rücksicht ihr Anführer hätte seyn wollen.

Auch nach dem Tode Jesu waren die wichtigsten Aufmunterungen für die Juden, an ihn als ihren göttlichen Erlöser zu glauben, vergebens; die vornehmste unter diesen Aufmunterungen war seine Auferstehung, welche seine Feinde zwar nicht glaubten, aber auch aus Furcht, sie glauben zu müssen, gar nicht untersuchten, sie wurde dennoch wider ihren Willen schon dadurch außer allen Zweifel gesetzt, daß die Freunde Jesu im Nahmen und durch die ihnen ertheilte Kraft des wieder lebendig gewordenen Heilandes eben solche Wunder verrichteten als er selbst, daß sie in sich die ihnen verheißene wunderbare Verän-

derung aller Geisteskräfte wirklich fühlten, und zu Jerusalem in Gegenwart ihrer Feinde, von ihnen bedroht und verfolgt, Tausende der Juden in kurzer Zeit bekehrten. So äußerte sich ja die Kraft des versöhnendes Todes unsers göttlichen Mittlers, wie er es vorher gesagt hatte, die Bande der Hölle waren zerrissen, der Mensch durfte nur wollen, so konnte er auch glauben.

Nach und nach traten auch in dem übrigen Palästina und in allen Ländern, wo Juden wohnten, viele, durch die Apostel aufgemuntert, durch ihre Schriftauslegung überzeugt, zum Christenthume, allein der bey weitem größere Theil, ihre meisten Obrigkeiten und Lehrer fuhren fort, sich dieser Religion zu widersetzen, und ihre Anhänger zu bedrücken, auch wohl zu tödten. Die Christen, welche nebst ihren Lehrern anfänglich fast lauter geborne Juden waren, die ihren Glauben nach der Schrift auf den alten jüdischen gründeten, und nichts mehr wünschten, als in einer verbesserten Religionsgemeinschaft mit den Juden zu bleiben, wurden von diesen gewaltsam hinausgestoßen und dadurch genöthiget, eine von den Juden abgesonderte Kirche oder Gesellschaft zu errichten. So hatten also die Juden selbst die ihnen angebothene Ehre verworfen, daß, nachdem sie so viele hundert Jahre

hindurch die wahre Religion nach der Absicht Gottes aufbewahrt hatten, sie nun auch die neue Vollkommenheit und Erweiterung derselben sogleich aufgenommen, bey sich eingeführt, und hierin wieder allen Völkern zum Beyspiele der Nachahmung gedient hätten.

Auguste. Wir sind in der letzten Vormittags-Lehrstunde bey dem Satze stehen geblieben, daß, wenn es möglich wäre uns zu überzeugen, die heilige Schrift sey wirklich auf Gottes Befehl geschrieben, wir auch alles, was sie enthält, als wahr annehmen müßten. Sie haben ferner die Bemerkung gemacht, daß, wenn man nur das glauben wollte, was man selbst gesehen hätte, man sehr wenig glauben würde. War es nicht so?

Frid. Ja, liebe Auguste!

Auguste. Wie ginge es uns, zum Beyspiel, mit der Weltgeschichte?

Frid. Sehr übel, denn wir haben von allen sieben Weisen Griechenlands keinen einzigen gesehen, sind weder in Babilon noch in Ninive gewesen, Cyrus und Alexander sind schon lange vor uns gestorben, Athen und Carthago sind von grundaus zerstört, wir können von alle dem nichts mehr sehen, und müßten also an allem zweifeln.

Auguste. Und was bewegt Sie nun der Weltgeschichte zu glauben.

Frid. Zweyerley, erstens kann ich mich nicht überreden zu denken, daß so viele gescheute Männer, wie die Geschichtschreiber zu allen Zeiten seyn mußten, sich einstimmig sollten bestrebt haben uns zu hintergehen, zweytens sind ja doch noch Denkmähler dieser Geschichten vorhanden, die man sehen kann.

Auguste. Die heilige Schrift des alten Testamentes ist auch zugleich die Geschichte des jüdischen Volkes; wenn wir sie nur als das betrachten wollen, fehlt es ihr da an noch vorhandenen Denkmählern?

Frid. Nein, denn das Volk selbst ist noch vorhanden, und man weiß auch alle Gegenden aufzufinden, wo es lebte.

Auguste. Es hat also außer seinen Schriften auch noch Denkmähler oder unverwerfliche Zeugnisse für die Wahrheit dieser Erzählungen aufzuweisen?

Frid. Ja, liebe Auguste!

Auguste. Gibt es sonst keinen vernünftigen Grund eine Erzählung als Wahrheit anzunehmen, wenn man zum Beyspiel weder Denkmahl, noch sonst ein Zeugniß auffinden könnte!

Frid. O ja, wenn der Erzähler alles ohne Umschweif so vorträgt, wie es sich zutrug, die Fehler nicht beschönigt oder gar wegläßt, die Tugenden nicht übertreibt.

Auguste. Thaten das die jüdischen Geschichtschreiber?

Frid. O was das betrifft, so sind sie gewiß die offenherzigsten unter allen gewesen. Keine Geschichte erzählt genauer alle Fehler ihres Volkes, keine schildert die Menschen so ganz, wie sie sind, als gerade diese.

Auguste. Nun, woran stößt es sich also? warum wird gerade nur diese Geschichte so oft bezweifelt?

Frid. Ja das weiß ich nicht — doch halt! vielleicht nur darum, weil wir glauben sollen, daß sie auf Gottes Befehl geschrieben wurde.

Auguste. Und weil der menschliche Stolz sich sogleich gegen jedes Du sollst empört. Allein Gott, der nun einmahl aus uns freylich stets unbegreiflichen Absichten diesen Befehl dem einzigen jüdischen Volke ertheilte, sorgte doch auch dafür, daß der Mensch mit seiner Vernunft, so weit es nöthig wäre, sich von der Wirklichkeit dieser gegebenen Befehle überzeugen konnte; er läßt das, was seinem auserwählten Volke Unerwartetes begegnen soll, immer lange vorher

und zu einer Zeit ankündigen, wo nicht der mindeste natürliche Anschein dazu vorhanden ist, er bestimmt Zeit, Ort und Umstände deutlich und genau, Jahrhunderte vorher, wo die Möglichkeit ihres Eintreffens gar nicht einzusehen ist, und es wird durch seine unsichtbare Leitung doch alles so richtig erfüllt, daß man, um daran zu zweifeln, vorher alle historische Wahrheit verwerfen müßte, wozu doch kein vernünftiger Grund vorhanden ist. Wir haben also nur noch zweyerley zu untersuchen, erstens ob unser Glaube an unbegreifliche Wahrheiten gerechtfertiget werden kann, und ob sich nichts in der Natur findet, was uns einen billigen Zweifel in unsere schwachen Einsichten aufdringt, zweytens ob unser Glaube an Christum sich auch auf solche eingetroffene unläugbare Weissagungen stützen kann. Wir wollen uns damit Zeit lassen und sehen, ob das Ende der jüdischen Geschichte uns darüber belehren kann. — Nun zur Römischen Geschichte.

Frid. Der neuernannte Dictator, ein Bruder des Valerius Poplicola, und eben so verpicht auf die Freyheit des gemeinen Römischen Volkes, hatte sogleich im Nahmen des Rathes versprochen, man wolle, sobald die Feinde geschlagen wären, an die Abschaffung des Schul-

dengesetzes denken, ohne vorher zu überlegen, ob er sein Versprechen, das er ohne Beystimmung der Edlen gegeben hatte, auch würde halten können, und der Rath hatte wirklich in geheim beschlossen es nicht zu thun.

Julie. Aber die Forderung des Volkes war doch so gerecht!

Auguste. Nur in so fern es Appius zugegeben hatte, denn nicht alle Schuldner waren von der Classe jenes Soldaten, es gab auch betriegerische, faule Müssiggänger und Verschwender darunter. Die Roheit der damahligen Sitten gab freylich dem Gläubiger auch gegen solche böse Schuldner zu viele Freyheit, es bleibt aber auch gewiß, daß man dem Borger oder Anlehenmacher immer eine beschwerliche Seite lassen muß, weil es sonst Menschen in Menge geben würde, die dem gutherzigen arbeitsamen Mitbürger sein erworbenes Gut abborgen und nicht mehr bezahlen würden. Wir haben noch jetzt Strafgesetze gegen derley Schuldner, und es sitzen ihrer genug in Gefängnissen. Das Eigenthum eines jeden Mitbürgers ist heilig, jede Regierungsart, welchen Nahmen sie auch führen mag, muß ihn gegen Angriffe auf dasselbe schützen, und d.: Herr Dictator versprach also etwas, wozu er gar kein Recht hatte.

Julie. Das kam daher, weil man die eigenmächtige Gewalt mit dieser Würde verband. Nicht die Macht des Dictators ärgert mich, nur die Gelegenheit, welche sie ihm gab, denn die Adeligen wollten dadurch nur die Armen unterdrücken.

Auguste. Es ist der Mühe werth, meine Lieben, diesen Punct genau zu nehmen? Unser Julchen spricht nur nach, was man jetzt so oft hört, und was so mancher unbedacht nachschwätzt, weil er nicht untersucht, sie bemerkt nicht, daß die Eigenmacht des Dictators nur die Folge einer ungerecht an sich gerissenen Eigenmacht ist; der Unterschied besteht nur darin, daß Rom durch die Thorheit des Valerius auf einmahl so viele Tyrannen bekam, als es Bürger hatte, und der Rath sich dadurch genöthiget sah, lieber nur einen Einzigen zu ernennen. Die Verbesserungssucht des Valerius gab dem Volke die Freyheit, entweder eine ungerechte Sache zu fordern, oder Rom in die Gewalt der Feinde gerathen zu lassen: bemerken Sie nun an dem ersten Gebrauch, welchen das Volk von dieser Freyheit macht, daß seine allzu große Freyheit dicht an die eigenmächtige Gewalt der Großen gränzt; diese werden es müde, dem Eigensinn einer Menge, welche selten vernünftig fordert, ausgesetzt zu

seyn, sich davon zu befreyen sehen sie sich bald gezwungen, diejenigen mit Gewalt zu unterdrücken, welche in gutem nicht folgen wollen. Nur dann ist Sicherheit und Ruhe in einem Staate zu hoffen, wenn alle seine Bürger den Gesetzen gehorchen, und keiner sich anmaßt, ohne Beystimmung des vernünftigern Theils ein bestehendes Gesetz aufzuheben oder abzuändern. — Fahren Sie fort, Friderike!

Frid. Appius hatte sich auch wider die unbillige geheime Verschwörung des Raths, ein gegebenes Versprechen nicht zu halten, erklärt und sagte alles vorher, was daraus auch wirklich erfolgte, allein dieser weise Mann hatte das Schicksal aller seines gleichen, man glaubte ihm nicht. Der Feind war bald vertrieben, der Krieg glücklich beendiget, die Dictatorswürde hörte auf, sobald man ihrer nicht mehr nöthig hatte, und das Volk erwartete nun die versprochene Aufhebung des Schuldengesetzes. Der Rath, in Parteyen getheilt, ohne ein Oberhaupt, das ihm befehlen konnte, machte Schwierigkeiten und beschloß nichts, und die Unruhigsten im Volke, ungeduldig über diese Verzögerungen, erregten endlich einen neuen Aufstand, sie zogen, von vielen Bürgern begleitet, aus der Stadt auf einen nahen Berg, den man nachher

den Heiligen nannte, und droheten Rom gänzlich zu verlassen; viele andere Römer betheuerten ein Gleiches thun zu wollen, wenn man ihnen nicht Wort hielt. Der Rath wußte nun nicht, was bey einem so außerordentlichen Vorfalle zu thun seyn möchte. Poplicola bey seiner Partey behauptete, man müsse dem Volke alles bewilligen, was es verlange, weil sein Abzug die Stadt öde machen würde, Appius hingegen stellte vor, das Volk würde ohne Erkenntlichkeit für eine Gerechtigkeit, die es mit Gewalt ertrotzt hätte, künftig ein Recht zu haben glauben, alles, was ihm einfiele, zu fordern, wenn es nur Gewalt brauchte, es wäre besser, keine, als widerspenstige aufrührerische Bürger zu haben. Befürchtet ihr, setzte Appius hinzu, es werde euch an Einwohnern fehlen, so wählet unter den verschiedenen Völkern Italiens, alle suchen das Recht, Römische Bürger zu werden, als eine Gnade; gebt dieses Recht euren Leibeigenen, diese Wohlthat wird sie geneigt machen, ihren letzten Blutstropfen für ein Vaterland zu opfern, daß sie an Kindesstatt aufnahm. Laßt uns jedes Mittel ergreifen, einer Sclaverey zu entgehen, worein uns der niedrigste Pöbel stürzen will! Es ist billig Menschen zu verstoßen, die fähig sind, ihr Vaterland aus Trotz zu verlassen.

Alle diese Vorstellungen halfen nichts, Poplicolas Partey drang durch; man schickte jene Rathsherren an das Volk, die ihm die angenehmsten waren, und bewilligte die Tilgung aller Schulden. Des Appius Weissagung ging aber sogleich in Erfüllung, der Pöbel, stolz, sich aufgesucht zu sehen, setzte noch andere Bedingnisse hinzu: zwey Anführer desselben stellten dem Volke vor, es müsse sich der Furcht des Rathes bedienen, obrigkeitliche Personen aus ihrer Mitte zu erhalten. Appius erneuerte, wiewohl vergebens, sein Geschrey, und diejenigen, welche befürchtet hatten, zwey obrigkeitliche Personen, aus den Rechtschaffensten unter ihnen gewählt, zu Tyrannen werden zu sehen, scheueten sich nicht, eben diese Gewalt in die Hände von Menschen zu geben, die aus einem Haufen Aufrührer genommen waren. Man erlaubte also dem Volke sich Zunftmeister oder Tribunen zu erwählen, deren einzige Verrichtung darin bestehen sollte, es wider die Unternehmungen des Rathes zu beschützen; sie durften zwar nicht in die Rathsversammlung kommen, aber sie konnten, an der Thür des Rathssales stehend, mit dem einzigen Worte Veto, ich verbiethe es, jeden darin gefaßten Beschluß vernichten, ohne sagen zu müssen, warum sie ihn auszuführen verböthen.

Zum Überfluß erklärte man die Person eines Tribun noch für heilig, das heißt, man konnte ihn nicht angreifen, ohne für höchst gottlos gehalten zu werden, ein für solch einen Verbrecher erklärter Mensch war nirgends mehr sicher, jeder konnte ihn wie einen tollen Hund todtschlagen; die Zunftmeister durften also, ohne Furcht bestraft zu werden, boßhaft seyn, doch behielten sie ihre Bedienung auch nicht lebenslänglich, und konnten nach geendigter Dienstzeit wie die Consuln zur Rechenschaft gezogen werden.

Emilie. Nur zu bald mußten die Rathsherren die Weisheit des Appius durch eine neue traurige Erfahrung bestätiget finden. Das Volk, stolz über seinen erhaltenen Sieg, glaubte nun unter dem Schutze seiner Tribunen gegen jede Strafe gesichert zu seyn und fing an zu zeigen, was man von Menschen zu erwarten habe, welche frech genug waren, sich der rechtmäßigen Obergewalt zu entziehen. Der Auszug auf den heiligen Berg war gerade zu jener Jahrszeit geschehen, wo man die Felder besäet, die Äcker blieben wegen des langen Hin- und Herstreitens ungebaut liegen, und Rom wurde mit einer Hungersnoth heimgesucht, welche die gerechte Folge ihres Aufruhrs war. Der Rath ließ, diesem Übel abzuhelfen, von andern Ländern Ge-

treide hohlen; da es nun nicht so geschwind ankam, als man vermuthet oder vielleicht gewünscht hatte, benutzten die Zunftmeister diese Verzögerung, die Patrizier deßwegen anzuklagen, und eine neue Verwirrung anzurichten. Die Volsker, ein benachbartes Volk, benutzten aber diesen Umstand, Rom den Krieg anzukündigen. Man sah sich dadurch auf das äußerste gebracht, legte die einheimische Erbitterung indeß bey Seite, schlug die Volsker zurück, und belagerte dafür ihre Stadt Corioli.

Diese zu retten hatten die Volsker eine benachbarte Nation um Hülfe gebethen, welche auch bereits zum Entsatz heranrückte; der Consul Cominius nahm also den Haupttheil des Heeres, diesem Entsatz entgegen zu ziehen, und ließ den jungen Römer Marcius mit dem übrigen Heere die Belagerung fortsetzen. Die Einwohner versuchten aber, in Hoffnung auf die nahe Hülfe, unvermuthet einen Ausfall und brachten bereits die wenigen Römer in Unordnung, nur Marcius verlor den Muth nicht, er allein blieb unerschrocken, rief die Flüchtigen zurück, drang mit dem fliehenden Feinde nebst seinen Römern zugleich in die Stadt und eroberte sie. Nachdem er für die Sicherheit seiner Eroberung gesorgt hatte, eilte er noch dem Bürgermeister zu

Hülfe, und kam gerade recht ihm auch noch den Sieg zu verschaffen. Cominius, dessen Ruhm durch die Thaten dieses jungen Bürgers zu leiden schien, erwarb sich denselben aufs Neue durch seine Großmuth: ohne Neid, ohne Widerwillen faßte er des Marcius Hand, zeigte ihn dem ganzen Heere als seinen Retter, und nachdem er ihn mit allem verdienten Lobe überhäuft hatte, both er ihm noch ein Streitroß, das so wie jenes des Heerführers geschmückt war, den zehnten Theil aller Beute nebst zehn Gefangenen an, die er sich selbst aussuchen sollte. So edel, wie Postumius, handelte nun auch Marcius, er nahm von allem Angebothenen nur das Pferd und einen Gefangenen, welcher einst sein Freund gewesen war, und bezauberte durch diese Genügsamkeit die Römer so sehr, daß sie, seinen Ruhm unsterblich zu machen, ihm den Nahmen Coriolan beylegten, unter welchem er auch nachher stets in der Geschichte vorkömmt. Unterdessen hatte der Römische Senat vieles Getreide aus Sicilien kommen lassen, um der noch fortdauernden Theuerung dadurch abzuhelfen, aber die Zunftmeister hatten auch schon wieder neue Plane, sie versteckten das ihnen übergebene Getreide, und beschuldigten die Patrizier des fortdauernden Mangels, die sich nun

nicht anders mehr zu helfen wußten, als daß sie einen neuen Krieg vorschlugen, wo der Soldat vom Plündern leben, und die Stadt durch den Auszug der Streiter weniger bevölkert seyn könne. Die Zunftmeister machten aber auch dem Volke dieses Mittel ekelhaft, und weil man nicht Gewalt brauchen wollte, so ging nur eine kleine Schar mit Coriolan, sie fanden bald Lebensmittel genug, und kamen wider alle Erwartung der Zunftmeister mit Beute beladen zurück; dadurch hatte sich Coriolan aber auch den vollen Haß dieser Bösewichter zugezogen und sie fanden bald Gelegenheit, ihn denselben fühlen zu lassen.

Sophie. Coriolan stammte aus einem der edelsten Römischen Geschlechter, seine Mutter, eine weise tugendhafte Frau, hatte ihn nach dem frühen Tode ihres Gemahls mit aller Sorgfalt erzogen, seine Abkunft, seine Tugenden, die ausgezeichneten Dienste, welche er bereits dem Vaterlande geleistet hatte, schienen ihm ein unstreitiges Recht zur Würde eines Bürgermeisters zu geben, und wirklich sagte auch das Volk öffentlich, man könne sie ihm ohne Ungerechtigkeit nicht versagen. Cariolon erschien also, von vielen Patriziern und Clienten begleitet, welche bereit waren ihm ihre Stimmen zu geben, in der Versammlung, wo die neuen Bürgermeister ge-

wählt werden sollten; auf dieses Gefolge machten die Zunftmeister das Volk aufmerksam, es gelang ihnen durch verfängliche Reden die Gesinnungen des Pöbels zu verändern, Neid trat an die Stelle der Hochachtung, und das thörichte Volk schloß einen Mann von der Bürgermeisterwürde aus, der keinen andern Fehler hatte, als daß er ihrer würdig war. Coriolans Tugend war diesem unerwarteten Streiche nicht gewachsen, statt sich gleich zu bleiben und über die Ungerechtigkeit eines aberwitzigen Pöbels hinaus zu gehen, schwur er den Zunftmeistern öffentlich einen ewigen Haß, und beschloß ihre Würde so lange zu verfolgen, bis es ihm gelänge sie abzuschaffen. Es ergab sich auch bald eine Gelegenheit dazu, da die Frage im Rathe entstand, wie das nun überflüssig angekommene Getreide vertheilt werden sollte? Coriolan behauptete, man müßte sich dieser Gelegenheit bedienen die Zunftmeister abzuschaffen, und dem Volke nur unter dieser Bedingung Korn geben. Appius stimmte sogleich mit ein, allein Poplicola und seine Partey hatten wie gewöhnlich die Stimmenmehrheit für sich, und die aufgebrachten Zunftmeister forderten Coriolan vor das Gericht des Volks. Die Rathsherren zitterten über diesen Übermuth, viele bothen sich an, die Rechte des Rathes auf das

äußerste zu vertheidigen, aber diese Aufwallung eines edlen Muthes erhielt sich nicht, man ließ sich durch das Gutachten einiger Anhänger des Volkes hinreissen, welche behaupteten, diese Gefälligkeit würde das Volk entwaffnen. Aber weit gefehlt! Man hatte bald Ursache um Coriolans Leben besorgt zu seyn, den die Zunftmeister als einen Volksfeind anklagten, und es herum zu drehen wußten, daß die Verbannung, wozu man ihn verurtheilte, noch als eine Gnade galt. Coriolan ging still, aber innig ergrimmt nach Hause, nahm mit trockenen Augen von seiner bestürzten Mutter Abschied, wünschte seiner Gemahlinn einen glücklichern Gatten, und verließ Rom. Die Begierde, sich zu rächen, führte ihn zu den Volskern. Er ging in das Haus ihres Anführers, und setzte sich auf dessen Feuerherd, also an den Ort, wo es niemanden feindselig zu begegnen erlaubt war. Man meldete dem Hausherrn, es säße ein fremder Mann von stolzem aber auch traurigen Ansehen auf seinem Herde. Er kam zu sehen, wer es wäre, und Coriolan sagte: Du siehst in mir den größten Feind deines Landes als einen demüthig bittenden; ich habe deine Städte eingenommen, ich habe deine Krieger aufgerieben, mit einem Wort, ich bin Coriolan, den sein undankbares Va-

terland zum Lohne für alle geleisteten Dienste verbannt hat Du kannst seinem Beyspiele folgen und mich vollends unterdrücken; wenn du aber glaubst, es sey großmüthig einen Feind, der nicht mehr schaden kann, zu beschützen, so biethe ich dir meinen Arm, wir wollen unsere Tapferkeit vereinen, ich kann Rom seine Ungerechtigkeit bereuen lassen.

Marie. Nun da haben wirs! Jetzt mögen die Herren Zunftmeister sehen, wie sie zurechte kommen.

Auguste. Nur noch eine kleine Geduld, Mariechen, dann mögen Sie Ihrem Unwillen freyen Lauf lassen.

Amalie. Der Volskische Feldherr sah alle Vortheile ein, welche aus Coriolans Erbitterung zu ziehen wären, zwar hatte er damahls Friede mit den Römern, wenn man aber Streit anfangen will, so ist die Gelegenheit dazu auch bald gefunden. So ging es auch hier, der Krieg wurde angekündigt, und Coriolan, an der Spitze eines feindlichen Heeres, machte die Römer zittern. Dieses im Glücke so übermüthige Volk hatte nun nicht Herz genug sich zu waffnen. Man schickte jene Feldherren, die ehedem Coriolans Freunde gewesen waren, mit Friedensvorschlägen an ihn, er nahm sie sehr freundlich auf, wollte aber über

den Frieden nichts mit ihnen sprechen, und sagte ihnen, die Volsker würden ihn unter keiner andern Bedingung bewilligen, als wenn die Römer alle jene Länder wieder an die übrigen Italienischen Völker zurück gäben, welche sie ihnen abgenommen hätten. Das hieß nun die Römer sehr demüthigen, und diese Antwort vermehrte die Bestürzung in der Stadt um vieles. Man schickte also die Priester als eine zweyte Gesandtschaft an Coriolan, da er aber auch diesen außer der schuldigen Achtung für ihren Stand weder seine Vermittlung zugestehen, noch an den Bedingnissen etwas mildern wollte, geriethen die Römer in Verzweiflung. Jetzt, da sich die Männer nicht mehr zu rathen wußten, hatte eine Frau den klugen Gedanken, mit vielen andern Römischen Matronen Veturia, Coriolans Mutter, um ihre Vermittlung bey dem aufgebrachten Sohne zu bitten. Die Ehrfurcht, worin alle Kinder in Rom gegen ihre Mütter erzogen wurden, ließ sie den besten Erfolg hoffen. Veturia übernahm auch den Auftrag, und am andern Morgen sahen die Volsker mit Verwunderung eine lange Reihe Wagen aus der Stadt auf ihr Lager zufahren. Kaum hatte man vernommen, Coriolans Mutter käme in Begleitung aller Römischen Frauen ihren Sohn zu besuchen, als die-

ser ihr schon auf Flügeln der kindlichen Liebe mit ausgebreiteten Armen entgegenstürzte, Veturia wehrte ihn aber von sich ab. Halt, Coriolan! sagte sie, ich kann Roms Feind nicht als meinen Sohn umarmen. Meine liebe Mutter! antwortete Coriolan, verlassen Sie dieses undankbare Vaterland, kommen Sie mit mir, unter einem Volke zu wohnen, das die Tugend zu schätzen versteht! Ein langer Wortwechsel begann nun zwischen Mutter und Sohn, alle Römischen Frauen vereinigten sich mit den Bitten Veturiens, umsonst both diese alle Beredsamkeit auf, ihm die Abscheulichkeit seines Unternehmens vorzustellen, sein beleidigter Ehrgeitz widerstand jedem edleren Gefühle. Nun denn, sagte Veturia, so komm und vollende dein Werk! komm, setze das Land, welches dich geboren werden sah, in Flammen, vergieße das Blut Tausender, die dich nicht beleidigten, um die Boßheit einiger wenigen zu bestrafen, überliefere den Feinden die Gräber deiner Vorfahren! Bevor du aber in Rom triumphirend einziehst, mußt du deine unglückliche Mutter mit Füßen treten; ich werde mich in das Stadtthor legen, und du sollst nur über meinen Leib hineingehen können. — Du hast gesiegt, Mutter! rief Coriolan erschüttert, du hast gesiegt! Rom sey gerettet,

aber dein Sohn ist verloren! — Er eilte auch wirklich sogleich zu dem Volskischen Feldherrn und überredete ihn, Rom den Frieden zu bewilligen, ward aber auch von ihm als Rache dafür, daß er ihn zu diesem übereilten Frieden beredet hatte, ermordet.

Marie. O der Arme! Seine eigene unvernünftige Mutter jagte ihn dem Tode entgegen!

Julie. Aber hätte sie denn Rom untergehen lassen sollen, um einen strafbaren Sohn zu retten?

Marie. Einen strafbaren Sohn? worin war er das?

Julie. Veturia sagte es ihm ja, er wollte Unschuldige mit den Schuldigen strafen, er hörte nur seine Rachgier, und man darf sich doch nicht rächen.

Marie. Ach Julchen! Sie vergessen, daß Coriolan kein Christ war.

Auguste. Das entschuldigt ihn nicht, schon die sittliche Tugendlehre, woran alle Heiden glaubten, verbiethet alle Rache. Wir haben in der alten Geschichte Männer genug von eben so vorzüglichen Verdiensten verbannen gesehen, die wohl eben so gut als Coriolan ihre unsinnigen Mitbürger zur Reue hätten zwingen können,

sie thaten es aber nicht, weil der wahre Edelmuth keine Rache kennt, weil die wahre Vaterlands-liebe keinen andern Ehrgeitz kennt, als diesem wohl zu thun.

Marie. So weiß ich also nicht recht, was man unter dem Worte Vaterlandsliebe versteht.

Auguste. Die nächste Lehrstunde wird mir Gelegenheit geben, Sie darüber zu belehren, sie wird uns mit einem Manne bekannt machen, der auch als Heide sehr gut alle Pflichten gegen seine Kinder mit jenen für das Vaterland zu vereinbaren wußte; seine Geschichte wird Ihnen auch die Verschiedenheit der Gesinnungen zeigen, aus denen die Menschen handeln, bis dahin ge-dulden Sie sich also.

Marie. Nun wohl! war denn aber Veturiens entsetzliche Aufführung nothwendig, oder mußten die Römer gerade ihre Frauen abschicken? konnten sie nicht diese Zunftmeister, die doch an allem Unheile Schuld waren, an Händen und Füßen gebunden, dem Beleidigten zu-schicken?

Frid. Ach so etwas fiel den klugen Römern gar nicht ein, du wirst sie bald zu noch größern Thorheiten durch ihre weisen Rathgeber verleitet sehen.

Caroline. Was? zu noch größern? und

ich möchte schon lange die abscheulichen Zunftmeister mit einigen Duzend Maulschellen beehren, wenn ich nur könnte.

Emilie. Warum fiel es Veturien nicht ein die schöne Gelegenheit zu benutzen, Rom von seiner öffentlichen Pest, von diesen satanischen Zunftmeistern zu befreyen? Jetzt, da sie dem verzagenden Volke keinen Rath mehr zu geben wußten, würde es sich willig allen Foderungen unterworfen haben, die man nur zu machen Lust gehabt hätte. Ich, an Veturiens Stelle, würde mich zwar nicht geweigert haben, meinen Mitbürgern den verlangten Dienst zu leisten, aber ich würde mir auch ausbedungen haben, daß vor allen andern die Zunftmeister auf immer abgeschafft, und jene, die meinen Sohn verbannt hätten, dafür bestraft würden, weil sie einen um den Staat verdienten unschuldigen Bürger aus Neid und Haß zu verbannen wagten, ich würde verlangt haben, daß man meinem Sohne seinen guten Nahmen, seine Würde, seine Güter wiedergäbe. Alle diese Forderungen hätten mit Billigkeit und Edelmuth bestehen können, man war nicht in der Lage sie abzuschlagen, Rom und Coriolan wären auf einmahl gerettet gewesen.

Sophie. Sage mir doch, liebes Julchen,

wo saß denn die Freyheit, welche dein Freund Poplicola den Römern geben wollte, ich suche sie überall vergebens und finde nur gräuliche Sclaverey. Diese Zunftmeister oder vielmehr diese Teufel in Menschengestalt bekümmerten sich eben so wenig um das Beste des Volkes, als ich mich um die Wohlfahrt des türkischen Reichs; sie wollten den Adel unterdrücken, und sich auf seinem Sturze erheben, das war ihre ganze Absicht. Wenn es ja eine Freyheit zu Rom gab, so war es die, sich wider die Gesetze, wider die gesunde Vernunft und wider die Gerechtigkeit zu erheben.

Julie. Du bist grausam Fickchen, meiner Eigenliebe in diesem Augenblicke eine so arge Buße aufzulegen; sie soll mich aber nicht abhalten zu gestehen, daß ich voreilig urtheilte, ich sehe nunmehr alles aus einem andern Lichte.

Auguste. Möchten Sie uns nicht auch sagen, was Sie bisher abhielt, das zu sehen, was Sie doch jetzt wahrnehmen?

Julie. Sehr gern, wenn es mir nur gelingt mich deutlich genug auszudrücken, so viel ist indessen gewiß, daß ich erst seit kurzem die böse Gewohnheit an mir entdecke, eine Sache, die ich beurtheilen will, nicht vorher von allen Seiten zu beobachten, ich sehe sie, so zu sagen,

nur von einer Seite an, so ungefähr, wie auf dieser Tapete das Bein und den Arm, welche hinter jenem Bilde hervorstehen; nach meiner schönen Gewohnheit würde ich ohne weitere Untersuchung urtheilen, der Künstler, welcher diese Tapete mahlte, müsse ein unwissender Mensch gewesen seyn, weil er diese Kleider ohne Zusammenhang mahlte. So ungefähr sah ich ehedem die Bemühungen des Valerius für das Volk an: die Härte einiger unter den Römischen Edlen hielt mich sogleich fest bey dem Schlusse gegen alle, ich untersuchte nicht mehr, ich wünschte nur diese Hartherzigen gestraft zu sehen, es schien mir nie möglich, daß meine Lieblinge ihre Gewalt mißbrauchen könnten.

Auguste. Sie haben sich sehr gut erklärt, die meisten Menschen urtheilen nicht viel besser, und nur daher entstehen alle die Streitigkeiten, welche das Unglück des gesellschaftlichen Lebens ausmachen; man entzweyt sich nur gar zu oft über eine Sache, die an sich gut ist, die aber verschiedene Seiten hat, wovon jeder nur eine sieht, ohne sich Mühe zu geben auch die andern zu betrachten. Da ist nun gerade die Freyheit eine solche vielseitige Sache; damit wir uns aber nicht auch übereilen, so wollen wir die Römer mit ihrer Freyheitssucht nicht eher ver-

dammen, bis wir uns überzeugt haben, was sie eigentlich ist, und indessen unsere Erdbeschreibung fortsetzen. Ein sehr natürlicher Übergang führt uns von der Betrachtung Rußlands nach Pohlen, dessen mächtiger Nachbar es einst war.

Frid. Pohlen hatte das Schicksal aller übrigen Reiche, seine Gränzen wurden durch Kriege oft erweitert, oft verengt; einst in seinen besten Zeiten war es sehr groß, sank aber auch bald durch innere Unruhen in eben dem Maße herab, als sein Nachbar Rußland sich unter weisen Monarchen und gehorsamen Unterthanen hob. Jetzt begreift man dasjenige Land unter Pohlen, welches gegen Morgen und Mitternacht an das eigentliche Rußland, Preußen und die Ostsee, gegen Abend an Brandenburg und Schlesien, gegen Mittag aber an Ungarn und das Türkische Reich stößt. Es ist fast ganz eben, und der Nahme Pohlen bedeutet in der Landessprache eine ebene Gegend, darum ist es auch einer strengen Kälte unterworfen, weil die Heftigkeit der Nordwinde durch keine Gebirge aufgehalten wird, es hat aber sonst überhaupt einen gemäßigten gesunden Himmelsstrich. An Fruchtbarkeit hat er wenig seines gleichen, denn es bringt bey einem sehr nachlässi-

gen Feldbau doch eine solche Menge des schönsten Getreides hervor, daß davon noch sehr viel an andere Nationen verkauft wird, in den südlichen Pohlnischen Landschaften wächst es fast ganz ohne Zubereitung des Ackers durch Dünger. Die Viehzucht gedeiht bey den herrlichen Weiden dieses Landes vortrefflich, und verschafft nebst der innern Wohlfeilheit auch noch große Vortheile für die Ausländer. Auch für die Bienenzucht ist Pohlen der Hauptsitz, daher sind Wachs und Honig, so wie die Felle seiner in den vielen Wäldern zahlreichen Bären, Biber, Füchse und Wölfe im Überfluß zu haben; eben so wenig fehlt es an Flachs, Hanf, vielerley Holz und noch manchen Naturgeschenken, von denen die Pohlen an Fremde einen beträchtlichen Theil als Überfluß abgeben können.

Die Hauptstadt von Pohlen heißt Warschau, und seine beträchtlichsten Flüsse sind die Weichsel, die Warthe und der Bug. Das ganze Königreich theilte man ehedem in Groß- und Klein-Pohlen, und in das Herzogthum Litthauen. Warschau, ehedem des Königs Residenzstadt, liegt in dem ehemahligen Großpohlen an der Weichsel. Die Krone von Pohlen war sonst nicht erblich, das heißt, man wählte nach dem Tode des Königs in einer Ver-

sammlung der Edlen des Landes einen aus ihrer Mitte zu seinem Nachfolger, der sehr selten, fast niemahls mit dem Verstorbenen aus einer Familie war. Die Pohlen sind starke, kräftige Leute, Slavischer Abkunft, und noch wenig gebildet, woran aber nicht Mangel an Talent, sondern die durch ihre Königswahlen stets erneuerten Bürgerkriege Ursache sind, welche am Ende auch den Untergang des ganzen Reiches nach sich zogen. Jetzt haben sich seine Nachbarn Rußland, Preußen und Österreich in diese Länder theils getheilt, oder auch das, was sie in frühern Kriegen an Pohlen einbüßten, zurückgenommen, jedoch besitzt Rußland den größten Theil, und der Kaiser von Rußland hat erst kürzlich den Königstitel von Pohlen angenommen.

Emilie. Preußen, Pohlens zweyter Nachbar, liegt an der Ostsee, zwischen Deutschland, Rußland und Pohlen. Es war ehedem das kleinste Königreich in Europa, nur 1213 Quadratmeilen groß, mit höchstens 120,000 Einwohnern, erst seit dem Jahre 1772 gehört es dem König von Preußen ganz zu, denn schon von alten Zeiten her war fast die Hälfte an Pohlen gekommen, und wurde Pohlnisch-Preußen genannt; allein die Könige von Preußen erneuerten ihre Ansprüche so oft und so lange,

bis es Friedrich dem Zweyten durch die Pohlnischen Unruhen gelang, sich wieder in Besitz dieser Provinzen zu setzen, bis auf die Städte Danzig und Thorn. In den Jahren 1793 und 1798 ward Pohlen endlich ganz zerstückt, und das eigentliche Preußen wuchs dadurch zu einem Flächeninhalt von 3026 Quadratmeilen an. Nun sind seine Gränzen in Norden Rußland und die Ostsee, gegen Süden andere dazu gehörige Länder, gegen Osten Galizien und Schlesien, gegen Westen Pommern und die Ostsee.

Das Land selbst ist eben, fruchtbar, mit Wiesen und Landseen versorgt. Es hat alle Arten Getreide, gute Vieh-, Pferde-, Gänse- und Bienenzucht, alle Gattungen Wildpret, holzreiche Waldungen, Fische, Bernstein, Eisen, Bley, andere Metalle und Mineralien, aber keinen Wein und wenig Salz. Preußen ist eine unumschränkte erbliche Monarchie, die Hauptreligion die Evangelische, doch werden auch alle übrigen seit Friedrich dem Zweyten geduldet. Das ganze Königreich wird in Ost-, West- und Südpreußen eingetheilt; seine Hauptstadt ist Königsberg, die Residenz aber Berlin. Durch den wichtigen Zuwachs in den Jahren 1793 und 1798 erhielt Preußen fast das ganze

ehemahlige Großpohlen, einen ansehnlichen Theil von Kleinpohlen, ein Stück von Litthauen, und die Städte Danzig und Thorn nebst ihren Gebiethen, wovon es aber im Jahre 1807 wieder den größten Theil verlor.

Einwohner rechnet man auf Preußen ungegefähr 3,400000. Im ganzen Königreiche werden die Deutsche und Pohlnische Sprache geredet. Im Ackerbau, in der Viehzucht und Handlung haben sich die Preußen sehr fleißig bewiesen; sie besitzen gute Lein- und Wollwebereyen, und ihre Gelehrten haben Deutschland seit einem halben Jahrhundert wichtige Dienste in den Wissenschaften geleistet.

Außer diesem Königreiche besitzt der Monarch von Preußen auch noch in Deutschland die Mark Brandenburg, den größten Theil von Pommern, den größten Theil vom Herzogthume Schlesien nebst der Grafschaft Glatz, und noch mehrere Fürstenthümer und Grafschaften. — Ich hatte dießmahl eine kleine Aufgabe, liebe Auguste!

Auguste. Sie könnten leicht das nächste Mahl eine desto größere dafür bekommen, denn wir werden von Pohlens drittem Nachbar Österreich handeln.

Marie. Ach! da freue ich mich recht herz-

lich auf die künftige Lehrstunde, sie wird mein liebes Vaterland enthalten!

Auguste. Ich zweifle, denn die Österreichischen Erblande bestehen aus so vielen Provinzen, daß es uns leicht einige Tage kosten kann, bevor wir sie alle durchgegangen haben, da möchte das eigentliche Österreich, weil es fast in der Mitte liegt, nicht so bald an die Reihe kommen. Ich will indessen die Geschichte der Wallfische zu Ende bringen. Der Nordkaper lebt außer dem nördlichen Ocean auch im mittelländischen Meere, und hat seinen Nahmen vom Nordkap oder der äußersten Spitze Norwegens, wo er gewöhnlich gefangen wird. Sein Körper ist oben braun, unten weiß, einige und zwanzig Fuß lang, doch gibt es auch viel größere. Er hat einen spitzigen langen Stachel auf dem Rücken, mit dem er große Fische tödtet, und sie mit seinen vierzig breiten Zähnen zermalmt. Seine Lieblingsspeise, die Häringe, verschlingt er in erstaunlicher Menge, indem er sie mit seinem Schweif zusammentreibt. Sein Rachen ist so ungeheuer groß, daß einst in dem Rachen eines Nordkapers, der 78 Fuß lang und 35 Fuß breit war, vierzehn Menschen aufrecht neben einander stehen konnten. Sein Speck gibt noch bessern Thran als der des Grönländischen Wall-

fisches, und aus seinem Gehirn, das in einer weißen öhlichten Materie besteht, die plötzlich zusammenfährt und gerinnt, sobald sie aus dem Schädel herausgenommen wird, entsteht der in der Arzeney so brauchbare Wallrath, aus dem man auch mit Wachs vermischt gute Lichter ziehen kann. Ein einziger Fisch gibt oft zehn und noch mehr Tonnen dieses Gehirns.

Der Finnfisch hat von seiner einige Fuß hohen Rückenfloße diesen Nahmen, so wie der Mastfisch von einer ähnlichen, wie ein Mastbaum aufrechtstehenden Floße. Beyde haben mit dem Wallfisch gleiches Vaterland und gleiche Länge, sind aber schmähler, geben weniger Speck und ihre Barten sind auch nicht so brauchbar. Weit lieber hat man dafür den Pottfisch, der mit seinem ungeheuren Rachen klafterlange Haifische verschlingt, weil er nebst dem Speck auch Wallrath gibt, und sich zuweilen unter seinem Koth die kostbare graue Ambra findet. Den Nahmen Pottfisch erhielt er von seinem unförmlichen Kopfe, der fast die Hälfte von ihm ausmacht.

Das Meerschwein hat seinen Deutschen Nahmen von einer Art Rüssel, womit der fast kegelförmige Kopf versehen ist. Er ist der kleinste von allen Wallfischarten, selten länger als acht

Fuß, schwimmt sehr schnell, auch gegen den Wind, und begleitet gern die Schiffe, um den herausgeworfenen Unrath aufzufangen. Sein Hervorspringen aus dem Wasser halten die Schiffer für das Zeichen eines nahen Sturmes, und richten sich darnach. Sein Fleisch, besonders das der jüngern ist eßbar.

Marie. Ach! ich hätte wohl noch eine Bitte. Friedchen nannte da bey Pohlen ein Thier, von dem ich auch wissen möchte, was es ist.

Auguste. Das war vermuthlich der Biber?

Marie. Ja, liebe Auguste! Wozu ist denn derselbe nützlich? Kömmt vielleicht die häßliche Bibergeil von ihm.

Auguste. Ja, mein Schatz, er ist aber auch in anderer Rücksicht ein nützliches und seiner Kunsttriebe wegen bewundernswürdiges Thier. Der im Verhältniß des Körpers kleine Kopf ähnelt dem Kopfe einer Katze, hat kleine Augen und kurze runde Ohren. Die fünf Zoll langen Vorderfüße sind an den Fingern mit langen schwarzen Nägeln besetzt, welche an den Hinterfüßen stumpf und mit einer Schwimmhaut verbunden sind. Der über eine Elle lange und einen Zoll dicke breite Schweif gleicht durch seine Schuppenhaut und Gestalt einem Karpfen, nur nahe am Leibe ist er behaart. Das Fleisch davon hat

einen Fischgeschmack und wird für einen Leckerbissen gehalten. Der übrige Körper ist mit glänzend schwarzen, oder braunen oder rostfarbenen Haaren bedeckt, ganz weiße Biber sind selten. Übrigens hat das Thier die Größe eines Hundes. In der Gegend des Afters befindet sich bey beyden Geschlechtern in zwey Säckchen jene zimmetfarbige fette Materie mit vielen Häutchen durchwebt, die man Bibergeil nennt; sie hat einen unangenehm betäubenden Geruch, bittern Geschmack, und erscheint, wenn man sie im Rauch getrocknet hat, als ein dunkelbraunes bröckliches Wesen, das sieben bis acht Jahre brauchbar bleibt. Sie dient als ein wirksames Mittel in Nervenkrankheiten. Das beste Bibergeil erhalten wir aus Preußen, Pohlen und Rußland, das schlechteste aus Amerika.

Die Biber halten sich in den nördlichen Ländern von Europa, Asien und Amerika, in der Nähe von Flüssen und Seen, entfernt von menschlichen Wohnuugen, in großen Gesellschaften zusammen, in allen mehr bewohnten Gegenden, zum Beyspiel in Deutschland, leben sie zerstreut in Höhlen, an Flüssen, und haben daher den Nahmen einsame Biber, deren Fell, durch den Aufenthalt in der Erde verdorben, auch bey weitem den Werth nicht hat, als jenes vom ge-

sellschaftlichen Biber, den man aber nur in Nordamerika findet, wo zuweilen einige hundert gemeinschaftlich einen bewundernswürdigen Bau anlegen. Denn wenn sie an einem Flusse oder See einen mit Baumaterialien und Lebensmitteln versehenen Ort gefunden haben, so fällen sie mit ihren schief zugeschärften Vorderzähnen Holz, behauen es mit denselben, und rollen oder flößen es an den Platz hin, wo sie ihre Hütten bauen wollen. Hier führen sie zuerst unterhalb der anzulegenden Wohnungen einen Damm von hinreichender Länge mit erstaunlicher Kunst und großer Festigkeit auf, bauen dann, in kleine Haufen vertheilt, die einzelnen Hütten, die von verschiedener Größe, fast wie Bienenkörbe gestaltet sind; zu einer jeden schlagen sie sechs Pfähle an dem Ufer des Flusses im Wasser fest ein, führen dann zwey Fuß dicke Wände von durchflochtenen Zweigen auf, die sie mit Schlamm, Lehm und Moos so fest und dicht ausfüllen, daß kein Wasser eindringen kann. Jede Hütte besteht aus drey Stockwerken, wovon das erste noch unter dem Wasser stehende ihr Magazin für den Winter abgibt, denn in dasselbe tragen sie zartes Holz, frische Rinde, Blätter, Knospen u. s. w., woraus größten Theils ihre Winternahrung besteht. Die zwey oberen Stockwerke sind

inwendig glatt und reinlich, der Fußboden ist mit Moos belegt, und ein gewölbtes Dach bedeckt die ganze Hütte, zu welcher zwey Zugänge führen, einer von der Landseite, der andere von der Wasserseite. Zehn bis zwölf solche Wohnungen liegen neben einander in einer Reihe, und in jeder wohnen vier bis acht Paar Biber, welche paarweise beysammen sitzen, so daß der Schweif ins Wasser hinab hängt.

Bey ihren schweren und künstlichen Arbeiten bedienen sie sich der Zähne statt der Äxte und Sägen, der Vorderpfoten statt der Hände, der Hinterfüße zum Rudern, und des Schweifes als Schaufel und Kelle. Der July und August ist die Zeit, wo sie bauen oder die alten Wohnungen ausbessern, und vom September an bewohnen sie die Hütten bis gegen den Frühlingsanfang. Das Weibchen wirft zwey, auch vier blinde Junge, die leicht zu zähmen sind, das Männchen sucht indessen frische Nahrung im Walde, und kommt nur zuweilen nach Hause. Die Jungen sind erst im dritten Jahre völlig ausgewachsen und leben fünfzehn bis zwanzig Jahre.

Der Gang des Bibers ist schwerfällig, um so behender schwimmt er aber, und sucht daher

bey Annäherung eines Feindes seine Rettung im Wasser, wo er schnell untertaucht, aber nicht lange darunter aufhalten kann. Auch der Fische und Krebse wegen, die er sehr gerne speist, hält er sich oft im Wasser auf. Er sitzt, wie die Eichhörnchen, auf den Hinterfüßen aufrecht, und geht auch bloß auf diesen, wenn er in den vordern etwas trägt.

Das unter die kostbarsten Pelzwerke gezählte Fell des Bibers ist die Ursache, warum man ihm nachstellt, die glänzend schwarzen Felle werden am höchsten geschätzt. Die langen Haare dienen zu Strümpfen und Handschuhen, die kurzen wolligen seidenartigen zu Hüten. Ein erwachsener Biber gibt ungefähr anderthalb Pfund Haare. Das Leder verarbeiten die Sattler und andere Handwerker. Der Vorderzähne bedient sich der Vergolder zum Glätten; und das ausgeschmolzene Fett wird in der Heilkunde gegen Krämpfe und Gliederreissen gebraucht.

Alle diese Vortheile überwiegen den Schaden, welchen die Biber an den Waldungen und Wassergebäuden anrichten, man sollte sie also billig schonen, besonders jetzt, da ihre Abnahme merkbar wird.

Die Fischotter hat einerley Heimath mit

dem Biber, dem sie auch sehr in der Lebensart gleichet. Sie ist fast von der Größe eines Dachses, hat aber viel kürzere Füße, woran fünf scharfe Zehen mit einer Schwimmhaut verbunden sind. Die breite Schnautze am glatten Kopfe ist mit drey Zoll langen Barthaaren besetzt. Ihre Wohnungen sind Löcher an den Ufern oder unter den Wurzeln der Bäume, die sie nur erweitern, der Eingang ist unter dem Wasser; in diesem Aufenthalte riecht es sehr übel von den Überresten der Fische, Krebse und Wasserratzen, worin ihre Nahrung besteht, denn Baumrinden fressen sie nur im Nothfall. Im Februar pfeifen sie des Nachts so hell wie ein Mensch. Sie schwimmen sehr gut, können aber nicht lange unter dem Wasser dauern. Die blinden Jungen lernen bald sehen, sind nach zwey Jahren ausgewachsen, und können ein Alter von achtzehn Jahren erreichen. Ob sie gleich in der Wuth mit ihrem sehr scharfen Gebiß auch Menschen gefährlich sind, so können sie doch jung gezähmt und zum Fischfang abgerichtet werden. Ihr kastanienbrauner, schön glänzender Balg wird zwar als Pelzwerk sehr hoch geschätzt, aber durch die Verheerung, welche sie in kurzem bey Fischteichen, wo sie sich am liebsten aufhalten, anrichten,

macht sie schädlich. Ihr Fleisch wird, so wie jenes des Bibers, unter die kostbarsten Leckerbissen an Fasttagen gerechnet.

Das kostbarste Pelzwerk liefert die schwarze und silbergraue Meerotter, die aber nur um Kamtschatka und an den Kurulischen Inseln angetroffen wird.

Marie. Wenn man die Biberhaare zu Strümpfen und Handschuhen benutzt, wie kann denn nachher ihr Fell noch ein Pelzwerk abgeben?

Auguste. Jene Felle, denen man die Haare nimmt, sind freylich dazu nicht mehr zu gebrauchen, allein man sucht zu Pelzen auch nur die schönsten aus, und es gibt überhaupt dreyerley Gattungen Felle, deren Werth verschieden ist. Man rechnet frische, trockne und fette Biberfelle; erstere geben die im Winter gefangenen Biber, die trocknen liefern die im Sommer gefangenen, von denen die Haare nur in Hutfabriken gebraucht werden können, und fette bekommt man nur aus Amerika, wo sie die Wilden eine Zeit lang auf dem bloßen Leibe tragen und durch ihren eigenen Schweiß fett machen oder gärben, zu Pelzen sind diese die besten. Die feinen Kastorhüte werden aus Biberhaaren gemacht.

Caroline. Aber die Hüte sind ja so dicht, wie macht man denn das?

Auguste. Sie sollen es erfahren, wenn wir in der Technologie bis zu den Handwerken vorgerückt sind, heute wäre es ohnehin zu spät.

Encyklopädie

für die

weibliche Jugend.

Von

Antonia Wutka.

Achter Band.

Wien,

Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

1 8 1 6.


Tetschner Bibliothek

Encyklopädie

für die

weibliche Jugend.

Achter Band.

Drey und sechzigstes Gespräch.

Marie. Der bey uns sehr gemeine Haselstrauch kam durch die Römer aus Klein-Asien nach Italien. Außer den gemeinen Haselnüssen zieht man noch in den Gärten die weißen und rothen Bartnüsse. Nicht so süß, aber fast zwey Zoll lang und Daumens dick ist die große Spanische Haselnuß; sie reift später als die vorigen. Eben so beliebt ist die Zellernuß und die große Mandelnuß. Alle diese Arten kann man bey gehöriger Sorgfalt zu Bäumen ziehen, wenn die Wurzeln von Nebenschößlingen rein gehalten werden. Sie lassen sich zwar leicht durch Nüsse vermehren, da sie aber gern ausarten, so pflanzt man sie lieber durch Absenker, oder pfropft eine edle Sorte auf einen aus der Nuß gezogenen Strauch. Der beste Boden für sie ist ein lockerer, feuchter, schattiger Grund, vorzüglich am Fuße der Berge, auch dienen sie zu Hecken. In Südeuropa wird mit diesen Nüssen ein ansehnlicher Handel getrieben, aber ihr zu häufiger Genuß ist ungesund; denn reif ver-

ursachen sie Verstopfung, und unreif die Ruhr. Die Haselnüsse geben viel schönes Öhl, das, von edlen Sorten gepreßt, selbst dem Mandelöhl nichts nachgibt. Das verkohlte Holz der Haselsträucher gibt die Reißkohle zum Zeichnen, und das ungebrannte Holz brauchen die Tischler zu schönen Einrichtungs-Geräthschaften.

Der Hagebutten- oder wilde Rosenstrauch bringt hellrothe Früchte, welche in einer fleischigen Kapsel viele kleine sehr harte Kerne enthalten. Von den zwey Arten, die vorzüglich große Früchte tragen, heißt die eine mit blaßrother Blüthe die wilde Feldrose, die andere, deren größere Früchte mit feinen Stacheln besetzt sind, die rauhe Rose. Wenn man diesen Strauch, der sich leicht durch Ableger und Wurzelsprossen vermehren läßt, in Gärten zieht, so trägt er runde Früchte von der Größe der Holzäpfel, und wird auf zehn Fuß hoch. Die Früchte werden gewöhnlich, nachdem sie von ihren feinen Stacheln und innern Kernen befreyet sind, getrocknet, oder mit Zucker eingemacht, und auf verschiedene Art in der Kochkunst angewendet; die jungen Blätter des Strauches können zum Thee gebraucht werden. Im Österreichischen heißt dieser Strauch mit seinen Früchten Hätschepätsch. Man hat auch

ganz schwarze, die aber nur in der Heilkunde gebraucht werden. Die Beeren von beyden Sorten geben gebrannt, unter den Kaffe gemischt, demselben einen angenehmen Vanillen-Geschmack.

Carol. Der schwarze Hohlunder, im Österreichischen Holler genannt, hat außer dem gemeinen, der in jedem feuchten, lockern Boden fünfzehn bis zwanzig Fuß hoch wird, und dessen röthliche Beeren nicht so kräftig sind, als die schwarzen, nebst diesem schwarzen noch den Zwerghohlunder oder Attich zu Nebenarten; er vermehrt sich aber auch in jedem andern Boden leicht durch Wurzelsprossen, und trägt, aus dem Samen gezogen, schon im vierten Jahre. Seine Blätter und Beeren enthalten viele Heilkräfte gegen verschiedene, durch Stockungen innerer Säfte verursachte Krankheiten; durch Destillation geben die Blätter ein schweißtreibendes Wasser, und die Blüthen getrocknet, den Hohlunderthee, ein vortreffliches Mittel wider alle Brustkrankheiten, auch dienen sie, in Milch gekocht und in Säckchen genäht, wider Hals- und Zahnschmerzen, und trocken, mit Rockenmehl vermischt und warm aufgelegt, wider alle entzündbaren Geschwülste. Die aus den reifen Beeren gekochte Latwerge hat eine gelind abführende blutreinigende Kraft, desglei-

chen geben auch die Beeren einen gesunden Wein. Die innere Rinde, das Laub und der Same sind noch wirksamer als die Blüthen und Beeren, müssen aber behutsam und darum nicht ohne Geheiß des Arztes angewendet werden; auch der Genuß des jungen Laubes, welches man in manchen Gegenden als Salat speist, kann ohne gehörige Mäßigung gefährliche Zufälle erregen. Das Holz ist zu feinen Holzarbeiten sehr brauchbar. Die Blätter des Attichs riechen sehr stark und so widrig, daß man damit die Wanzen soll vertreiben können, aber ihre Ausdünstung ist dem Menschen schädlich; dagegen empfiehlt man den Samen und die aus den Beeren gekochte Latwerge als ein Mittel gegen die Wassersucht.

Auguste. Die übrigen, wiewohl auch in der Wirthschaft brauchbaren Staudengewächse wollen wir, da sie fast alle wild im Freyen wachsen, bey den Waldstämmen einschalten; in die Gärten gehört von inländischen Gewächsen nur noch der Maulbeerbaum, der Feigenbaum und der Weinstock. Ersterer ist zwar ein Baum, kann aber auch zu Hecken gezogen werden, und darum rechnet man ihn zuweilen auch unter die Stauden, da er überdieß noch beerenartige Früchte trägt.

Clarisse. Der Maulbeerbaum ist in

Asien einheimisch, und wurde zuerst als Fruchtbaum von den Römern nach Italien gebracht. Es gibt dreyerley Arten, den weißen, rothen und schwarzen; die Beeren des letztern sind besonders schmackhaft, kühlend und ihr Saft, gehörig zubereitet, ein Heilmittel gegen Halsentzündungen, daher man ihn auch Anfangs am meisten anpflanzte; als aber im zwölften Jahrhundert der Seidenbau nach Europa kam, pflanzte man den Baum mehr der Blätter wegen, womit die Seidenraupen gefüttert werden, und zwar besonders den weißen, weil seine Blätter die zartesten sind, doch sollen die Chinesen, welche die schönste Seide ziehen, das Laub des rothen Maulbeerbaumes vorzüglicher achten.

Obgleich der Maulbeerbaum in warmen Ländern einheimisch ist, so hat er sich doch nun an das gemäßigte Klima Deutschlands so gewöhnt, daß ihm die strengste Kälte nicht schadet, wenn er nur einigen Schutz gegen die Nordwinde hat. Man kann ihn auf verschiedene Art vermehren, die dauerhaftesten Bäume werden aber aus dem Samen gezogen. Die jungen Pflanzen müssen gegen die Sonnenhitze und Nachtfröste durch Matten geschützt werden. Im Herbst schneidet man sie bey der Wurzel ab, damit die dadurch gestärkte Wurzel stärkere Sprößlinge treibt, nach=

her kommen die Bäumchen in die Pflanzschule, drey Fuß weit aus einander, und nach einigen Jahren an ihren bestimmten Ort in einen guten Sandboden, wo sie 25 bis 30 Fuß von einander stehen müssen, weil sich ihre Krone sehr ausbreitet; kann man sie aber gleich auf der Stelle, wo sie angebaut wurden, stehen lassen, ohne sie vorher zu übersetzen, so werden sie dauerhafter. Auch Hecken werden daraus gezogen, wo man zwar früher, aber nicht so gutes Laub erhält, als von ordentlichen Bäumen. Das vorsichtige Abblatten des Laubes scheint diesen Bäumen mehr nützlich als schädlich zu seyn. Der zum Seidenbau bey uns am häufigsten gezogene Maulbeerbaum hat weiße, kleine, widerlich süße Beeren, die man der Gesundheit nachtheilig hält. Der schwarze, wegen seiner Beeren von dieser Farbe so genannt, wird auch nur wegen dieser in Gärten gezogen. Seine angenehmen Früchte reifen Anfangs September; der Baum verträgt aber wenig Kälte. Weit dauerhafter ist der mit rothen Beeren aus Nordamerika, dessen Blätter eine vortreffliche Nahrung für die Seidenraupen sind, so wie auch die Blätter des Tartarischen Maulbeerbaums, welcher an den Ufern der Wolga wächst. Asien zählt, so wie Nordamerika, noch mehr Gattungen dieses Baumes; dahin

gehört der Papiermaulbeerbaum in Japan, China, und Südcarolina, aus dessen Rinde von den jungen Zweigen man Papier, Stricke und Zeuge verfertiget. Der Färbermaulbeerbaum, auf Jamaika und Brasilien, hat ein schönes gelbes Holz, welches zum Färben und Einlegen dienet, und unter dem Nahmen gelbes Brasilienholz bekannt ist; aber auch der unsrige liefert ein festes, zu allen feinen Holzarbeiten brauchbares Holz, und die Rinde der Wurzel gibt ein Mittel wider die Würmer.

Amalie. Der Weinstock hat sich aus dem wärmern Asien auch in den südlichen und gemäßigten Ländern Europens ausgebreitet, kömmt aber zu weit gegen Norden und Süden, wo das Klima zu rauh wird, nicht fort. Von den unzähligen, durch Cultur und Verpflanzung entstandenen Abänderungen dieses Gewächses zieht man in Gärten nur die edelsten Sorten, als die weiße und schwarze Muskatellertraube, die Korinther-, Burgunder-, und Schweitzertraube. Die Vermehrung des Weinstocks, der eigentlich nur ein Rankengewächs, und weder Baum, noch Staude, noch Strauch ist, geschieht durch Absenker und Schnittlinge; die ersten sind die schönsten Ranken eines fruchtbaren Stocks, die andern

sind jährige, aber etwas verkürzte, ungefähr anderthalb Fuß lange Sprossen, welche wenigstens drey Knoten haben müssen.

Zum guten Gedeihen des Weinstocks gehören Anhöhen gegen Morgen und Mittag, welche einen lockern Boden haben, und alle sechs bis sieben Jahre recht verfaulten Dünger, der aber nicht an die Wurzel kommen darf, oder frische Erde. Die meisten Trauben reifen in unsern Gegenden vom September bis zum November, und wenn zeitig Frost einfällt, kann man sie auch in Kellern zum Nachreifen aufhängen. Die Bearbeitung des Weinstocks hält man vielleicht nicht ganz mit Recht unter allen Feld- und Gartenarbeiten für die beschwerlichste und mühsamste, die kostspieligste ist sie aber unstreitig für den, der sich die Arbeiter bezahlen muß; die Landleute, welche sich damit abgeben, heißen auch nicht Bauern, sondern Hauer.

Der Saft, welchen der Weinstock beym Beschneiden im Frühjahr fließen läßt, oder die sogenannten Rebenthränen, dient zur Stärkung schwacher Augen als Augenwasser, und die Rebenasche zum Färben. Der Stock trägt erst im vierten oder fünften Jahre, erfordert aber schon drey Jahre zuvor alle die Arbeit des tragbaren, und stirbt bey einer guten Bearbeitung erst nach

einigen vierzig Jahren völlig ab, man läßt ihn aber gewöhnlich nur ein Alter von zwanzig Jahren, von der Zeit seines guten Tragens an gerechnet, erreichen, weil er bald nachher matt oder weniger fruchtbar zu werden anfängt. Frühe und späte Reife schaden seiner zarten Blüthe, und den Früchten oft noch, wenn man sie bereits einsammeln will, und vereiteln dem Landmanne alle Hoffnung auf Gewinn.

Sophie. Die Früchte des Weinstockes geben den eigentlichen Wein, welcher allen übrigen, die aus andern Gewächsen gezeugt werden, mit Recht vorgezogen wird, indessen findet sich auch ein großer Unterschied in der Güte desselben, welcher theils von der natürlichen Beschaffenheit der Trauben verursacht wird, theils von der Behandlung derselben entsteht. Der Traubensaft ist gewöhnlich etwas säuerlich, bey einigen Arten aber ganz süß, indessen geben süße Trauben doch nicht allezeit süßen Wein. Ein günstiges Klima und vollkommene Reife der Trauben sind zur Bereitung eines guten Weins die ersten Erfordernisse, daher übernahm es die Regierung in unsern Weinländern, den Zeitpunct der Weinlese alljährlich zu bestimmen.

Die reifen Trauben werden dann in große Gefäße geschüttet, zerstampft, und der erste

Saft oder Most abgezäpft, so lange er gutwillig abläuft; der Überrest kömmt alsdann in die Presse oder Kelter, wo er vollends durch oft wiederhohltes Umwenden ausgepreßt, und der dadurch erhaltene Most in Fässer gefüllt, und der Gährung überlassen wird.

Die Gährung reiniget den Most von den gröbern erdigten Theilen und Unreinigkeiten, die sich in Gestalt eines weißen Schaumes von oben, und einer musartigen dichten Lage am Boden der Fässer absondert, welche man Hefen, auch Lager nennt. Sie entwickelt ferner seine geistigen Kräfte, und so lange der Wein gährt, müssen die Fässer oben offen bleiben, weil er sie sonst zersprengen würde; die Keller werden davon mit Dampf angefüllt, und man muß sich hüthen die ersten Tage über hinein zu gehen, weil dieser Dampf leicht betäubt und endlich gar erstickt. Sobald die stärkste Gährung vorüber ist, welches man aus dem Aufhören des Dampfens und Schäumens abnehmen kann, muß der Most in frische Fässer abgezogen werden, weil sonst die zweyte Gährung eintritt, und der Wein zu Essig wird. Auch diese Fässer bleiben so lange noch offen, bis sich der Wein völlig verarbeitet oder geklärt hat, worauf sie zugespundet werden.

Wer recht guten Wein haben will, und Ver-

mögen genug besitzt, ihn nicht sogleich verkaufen zu müssen, zieht den schon geklärten Wein doch noch einmahl von Zeit zu Zeit in frische Gefäße ab, damit der fortwährende Absatz des Weinsteins und der Hefen ihn nicht verderben.

Aus den übrig gebliebenen Hülsen oder Trebern der Trauben, und aus den Hefen wird der Branntwein gemacht; von schlechtem Wein bereitet man durch die zweyte ungestörte Gährung den so nützlichen Essig, der nicht nur in der Haushaltung unentbehrlich, sondern auch gegen ansteckende Krankheiten ein Hausmittel, und in verschiedenen Künsten von unbeschreiblichem Nutzen ist. Übrigens sind die Blätter und Trebern noch für das Hornvieh ein herrliches Futter, doch sind sie nicht stets daran gewöhnten Kühen nur mit Vorsicht, Anfangs in kleinen Gaben zu reichen, weil sie sonst die Milch verlieren, sind sie aber einmahl daran gewöhnt, so vermehrt sich die Milch dadurch an Menge und Güte.

Frid. Der Weinstein gehört ja auch unter die Arzeneyen?

Auguste. Ja, er muß aber erst in kochendem Wasser aufgelöst, gereiniget und auf verschiedene Art zubereitet werden, dann erhält man den zur Arzeney am meisten gebräuchlichen Weinsteinrahm, durch andere chemische Zuberei-

tungen das Weinsteinsalz und Öhl, auch zur Färberey ist Weinstein oder Drusenasche sehr nützlich.

Marie. Und von meinen lieben Rosinen wird gar nichts gesagt? Wenn ich jemahls einen Weingarten habe, so will ich mir einen guten Antheil Trauben dazu trocknen; ich esse sie so gern, und sie sind ja auch zu vielen Backwerken nöthig.

Auguste. Unsere Deutschen Trauben liefern aber keine so großen oder so süßen Beeren, wie die Rosinen sind, sie kommen meistens aus Südeuropa und Asien zu uns, wo der Weinbau auch lange nicht so beschwerlich ist und am meisten betrieben wird.

Carol. Da muß also auch der Wein viel besser seyn?

Auguste. Im Geschmack wohl, aber nicht an Haltbarkeit, denn die meisten jener süßen Weine halten sich nicht über drey Jahre. Viele von den kostbarsten Arten werden erst aus den schon getrockneten Rosinen gepreßt, welche die außerordentliche Hitze jener Länder schon am Stocke in freyer Luft dörrt.

Clarisse. Es muß aber in Asien bey alle dem viel Wein geben, denn die Rosinen sind, wenn man die weite Entfernung rechnet, aus

der sie zu uns kommen, und was ihre Fracht kosten muß, noch sehr wohlfeil.

Auguste. Ein Hauptumstand dabey ist, daß die Asiaten, vermög ihrer Religion, keinen Wein trinken dürfen, folglich ihren Überfluß an Trauben nicht anders benützen können.

Marie. Aber die kleinen ganz schwarzen Rosinchen sind doch wohl einheimisch? Wir haben ja schwarze Trauben.

Auguste. Auch diese kommen aus Asien, sie wachsen meistens in der Gegend von Korinth im ehemahligen Griechenland, und auf den Inseln des Archipelagus.

Clarisse. Der rothe Wein kömmt aber von den schwarzen Trauben?

Auguste. Die schwarzen Trauben geben an sich keinen rothen Weinsaft, denn wenn man sie, wie die andern, sogleich auspreßt, bekömmt der Wein auch keine andere als die gewöhnliche Farbe; soll er roth werden, so muß der gestampfte Most mit den Traubenbälgen einige Zeit stehen bleiben, dann erhält er die schöne Farbe, und so verfährt man auch in jenen Gegenden, wo die Trauben größten Theils schwarz sind. In Asien gibt es so große Trauben, daß sich ein Kind leicht hinter einer einzigen verbergen kann.

Marie. O! Sie scherzen liebe Auguste!

Auguste. Nein, im Ernste Mariechen! Diese Trauben sind gewöhnlich über eine Elle lang und fast eben so dick, jede Beere hat die Größe eines Taubeneyes, allein die Ranken dieser Riesentrauben gleichen auch völligen Bäumen.

Frid. Nun da war es freylich kein Wunder, wenn zwey Männer an einer solchen Rebe zu tragen hatten, wie es in der heiligen Schrift steht; die Herren, welche so oft über jene Erzählungen der Bibel spotten, sollten sich doch vorher ein wenig in der Naturgeschichte fremder Länder umsehen, so würden sie nicht bey jeder Gelegenheit ihre Unwissenheit verrathen.

Auguste. Die Unwissenheit war von jeher die Mutter aller Thorheiten und Laster; wenn man sie von der Erde verbannen könnte, so würden auf einmahl die meisten gesellschaftlichen Übel verschwinden.

Emilie. Aber woher entstand denn das Sprichwort, wo scharfer Essig zu finden wäre, da gäbe es eine böse Frau im Hause? Man bedient sich dessen freylich nur als Scherz, aber der Ausdruck ist doch zu arg.

Auguste. Man muß ihn also auch nur als Scherz und nicht buchstäblich nehmen; das Sprichwort entstand aber, wie ich vermuthe, durch nachlässige Dienstmägde, die von einer sorgsamen

Hausmutter gewiß am öftesten Verweise bekommen. Der Essig gehört als ein unentbehrliches Haushaltungsstück unter ihr Gebieth, und bedarf, wenn er stets gleich gut seyn soll, einer unausgesetzten genauen Aufsicht, besonders darf man die Essiggefäße niemahls halb leer lassen, oder bald aus diesem, bald aus jenem ohne Ordnung zum Gebrauch heraus nehmen; dawider sündigen nun die Mägde gar zu gerne, erhalten Verweise und verschreyen ihre Frau als zänkisch, da sie doch nur nach ihrer Pflicht handelte. Das Sprichwort heißt also im Grunde nichts anders, als: Guter Essig beweist die Ordnungsliebe der Hauswirthinn, allein gerade diese Ordnungsliebe heißt auch in der Sprache nachlässiger Dienstleute bösartige Zanksucht.

Sophie. Wie behandelt man aber den schon fertigen Essig, daß er gut bleibt?

Auguste. In kleinen Haushaltungen versieht man sich wenigstens mit drey Flaschen, davon jede drey, höchstens vier Maaß hält, diese werden mit gutem Essig gefüllt, in Strohkörbchen, welche über die Hälfte der Flasche reichen, im Sommer auf dem Fenster in die Sonne, im Winter auf oder unter den Ofen gestellt. Zum täglichen Gebrauch gießt man in eine kleine Flasche so viel, als man in einigen Tagen zu ver-

brauchen glaubt, füllt die große Flasche mit schwächerem, aber ja nicht verdorbenen Essig, oder mit Überresten von Wein sogleich wieder voll, und stellt sie auf den Platz der dritten, so kömmt beym nächsten Herausgießen die zweyte Flasche, und endlich die dritte an die Reihe, die alle sogleich auf eben die Art wieder voll gefüllt werden müssen; bis sie nun wieder an die erste Flasche kommen, hat der neu zugegossene Stoff Zeit gehabt, sich auch zum Essig umzuschaffen, und so erhält er sich stets gleich gut, und man kann einige Jahre nach einander so verfahren, bis man bemerkt, daß die Mutter, welche der Essig bildet, und die dem neu zugegossenen seine Kraft ertheilt, zu schwach wird, alsdann leert man die Flasche aus, reiniget sie und setzt eine neue Mutter an.

Amalie. Wie macht man denn die Mutter?

Auguste. Sie entsteht in guten Weinen, die man zu Essig vergähren läßt, von selbst, man hat auch sonst mancherley Vorschriften dazu, da ich aber keine davon jemahls versucht habe, so weiß ich Ihnen auch nicht die beste zu empfehlen. Ich bereitete mir meinen Essig entweder von Wein, oder kaufte mir sogleich sehr guten Essig von den Händlern, die mir gegen Bezahlung ein Stück gute Mutter zukommen ließen; da man aber doch damit dem Betrug

dieser eigennützigen Menschen ausgesetzt bleibt, so ist es am rathsamsten, sich die erste Mutter aus gutem Weine selbst zu verschaffen. Eine gute Hauswirthinn wird nach der Lage ihres Hauses auch einige Flaschen mit Himbeer-, Weichsel- und Bertrameßig bereiten, letzterer ist jedoch nicht ohne Unterschied auf Tafeln zu bringen, weil vielen Menschen der Geschmack des Bertramkrautes widerlich, manchen sogar unerträglich ist. In Ermanglung der Himbeeren und Weichseln ersetzen die Blätter der dunkelrothen Nelken, in Essig gelegt, sowohl die Farbe als den angenehmen Geruch jener Obstgattungen, aber auch die Gefäße dieser Essige dürfen nicht leer gelassen werden, wenn die Essige dauern sollen.

Frid. Nun haben Sie uns alle zu bösen Frauen gemacht, liebe Auguste! Ist das auch Recht?

Auguste. Ihre künftigen Gatten, Ihre Hausrechnungen und selbst Ihre Dienstleute werden mich einst nicht dafür schmählen, und so denke ich es verantworten zu können.

Frid. Aber Sie sagen uns gar nichts von dem Nutzen, welchen der Weinbau gewährt, und man schreyt doch so viel davon.

Auguste. Später, meine Lieben, wenn wir

die Eintheilung einer ordentlichen Landwirthschaft vornehmen, wird auch der Weinbau nicht wegbleiben, und was das viele Geschrey von seinem großen Nutzen betrifft, so geht es damit, wie mit so manchen andern Dingen, man spricht, lobt, empfiehlt und weiß nicht, was. Dieß übertriebene Geschrey hat uns indessen beynahe Mangel an Brot und Fleisch zugezogen, denn man vergaß, daß der Mensch zur Noth mit den Gänsen trinken, aber nicht mit ihnen Gras essen kann, daß also der Weinbau nur nützlich seyn kann, wenn nicht Ackerbau und Viehzucht darunter leiden. — Julchen, lösen Sie mich mit Ihrer Aufgabe ab.

Julie. Pluto, auch Orcus, Dis, Stygischer Jupiter genannt, des Saturn und der Rhea dritter Sohn, ward bey der Theilung des Reichs nach Saturns Entfernung zum Gott der Unterwelt oder der Hölle und aller verborgenen Schätze ernannt. Er führt eine große zweyzackige Gabel statt des Zepters, sein Thron ist schwarz, und seinen Wagen ziehen schwarze Pferde. Oft wird er mit einer Krone, oft auch mit einem Diadem gemahlt, zuweilen legt man ihm einen Schlüssel zur Seite, dadurch anzudeuten, daß keine Seele sein finsteres Reich ohne seine Einwilligung wieder verlassen könne.

Pluto stand seinem Bruder Jupiter wider die Titanen bey, und erhielt zu diesem Kriege von den Cyklopen einen unsichtbar machenden Helm. Auch wider die Giganten leistete er ihm Hülfe. Ihm waren die Cypressen heilig und der zweyte Monath des Jahrs, der Februar, und in diesem wurde sein Fest, besonders den zweyten Tag, begangen. Die Griechen opferten ihm schwarze Ziegen oder Stiere, von denen sie das Blut in tiefe Gruben fließen ließen.

Weil nun Pluto's Reich kein angenehmer Aufenthalt war, so wollte sich auch keine Göttinn bequemen, seine Gemahlinn zu werden, er mußte also mit Gewalt zu erhalten suchen, was man ihm gutwillig nicht geben wollte, und seine Wahl fiel auf Proserpinen, der Göttinn Ceres und des Jupiters schöne Tochter. Er sah sie, als er einst einen Besuch in dem Berge Ätna bey den Cyklopen ablegen wollte, auf der angenehmen Flur mit ihren Gespielen Blumen pflücken, hob sie mit starkem Arm auf seinen Wagen, stieß mit dem Zweyzack in die Erde, und führte sie durch die gemachte Öffnung zur Unterwelt hinab. Cyone, eine Gespielinn Proserpinens und ihre Freundinn, wollte ihn aufhalten, er verwandelte sie aber in eine Quelle.

Proserpina wird meistens auf dem Throne,

neben ihrem Gemahl sitzend, vorgestellt; allein abgebildet führt sie als Kennzeichen den Zweyzack ihres Gemahls, zuweilen hält sie einige Purpurlilien in der Hand, welche sie eben pflückte, als sich Pluto ihrer bemächtigte, oder einen Granatapfel, weil dieser die erste Frucht war, welche sie in der Hölle aß, und die auch ihr Schicksal, dort bleiben zu müssen, entschied. Ceres hatte nähmlich vom Jupiter die Erlaubniß erhalten, die geliebte Tochter wieder mit zur Oberwelt herauf führen zu dürfen, wenn sie von den Früchten der Hölle noch nichts genossen hätte, Proserpina hatte aber heimlich einige Kerne von einem Granatapfel zu sich genommen, es ward verrathen, und sie mußte in der Unterwelt bleiben, doch erhielt ihre Mutter auf vieles Bitten die Erlaubniß, daß sie die eine Hälfte des Jahres bey ihr zubringen durfte; ein Umstand, welchen die Dichter auf den Samen des Getreides deuten, der eine Zeit lang in der Erde verborgen bleibt, und dann wieder über derselben erscheint; andere deuten ihn auf den Mond, der eben so lange über unserem Horizont als unter demselben verweilt, und verwechseln diese Göttinn mit der Luna oder Diana, nennen sie auch Hekate oder die Dreyförmige.

Proserpina bekam keine Kinder, sie war

deßwegen so eifersüchtig auf ihren Gemahl, daß sie die Menthe, Tochter des Höllenflusses Kocytus, die er nur zu lieben schien, in eine Krausemünze verwandelte. Die Griechen opferten ihr schwarze unfruchtbare Kühe, und unter dem Nahmen Libitina hatte sie bey den Römern einen Tempel und heiligen Hain, in welchem man für jede Leiche ein gewisses Geld opfern mußte.

Hekate wird aber von vielen Alten für eine besondere unterirdische Gottheit genommen, bald für eine Tochter der Nacht, bald für eine Tochter des Tartarus, die meisten aber hielten sie für eine Tochter der Asteria. Ihr Dienst wurde mit brennenden Fackeln, besonders von den Zauberinnen begangen, die sie bey ihren geheimen Künsten anzurufen pflegten; zum Opfer brachte man ihr ein schwarzes Lamm. Sie wird auf verschiedene Art abgebildet, zuweilen mit drey Menschenköpfen und sechs Armen, zuweilen mit drey verschiedenen Thierköpfen, eines Pferdes, eines Schweines und Hundes, auch findet man sie als eine Säule von drey mit den Rücken zusammengefügten Göttinnen vorgestellt, wovon die eine den gehörnten Mond, die andere eine Phrygische Mütze, mit einer Strahlenkrone umgeben, und die dritte einen Lorberkranz auf dem

Haupte trägt, die erste führt in der Hand eine Fackel, die zweyte einen Dolch und eine Schlange, die dritte Stricke und einen Schlüssel. Jupiter gestand dieser Göttinn einen so hohen Rang im Himmel zu, und gab ihr so viele Gewalt über die Erde und das Meer, daß man sie als eine Gottheit verehrte, die Ehre und Reichthum bescheren, in Rathsversammlungen und vor Gericht Beystand leisten, im Kriege und bey Kampfspielen Sieg verleihen könne, die den Seefahrern reiche Beute verschaffe, die Viehställe segne, die Kinder wohl gedeihen lasse, und unter deren Herrschaft Leben und Tod stände, auch war sie den Scheidewegen, oder der Gefahr, sich zu verirren, als eine schützende Göttinn vorgesetzt.

Marie. Nun die arme Hekate hatte gewiß genug zu thun! Was sollte aber Proserpina bedeuten?

Auguste. Sie sollte die Möglichkeit bezeichnen, früh oder im blühenden Alter der Jugend sterben zu können, denn auf den Marmorsärgen der Alten findet man oft den Raub Proserpinens abgebildet.

Frid. Ach lassen wir die Alten mit ihren albernen Gottheiten! sie wußten für alles eine Bedeutung, nur nicht für ihre Thorheit, die war auch über allen Ausdruck. Hat uns denn

[J]ulchen gar nichts zu sagen? Ich sterbe fast [v]or Neugierde.

Julie. Viel, viel habe ich Ihnen allen zu [e]rzählen. Zuerst aber erlauben Sie mir, Augu[s]ten meine Danksagung für den so gütig ertheil[t]en Rath abzustatten.

Auguste. Sie haben also die Probe damit schon gemacht?

Julie. Heute Vormittag nach geendigter Lehrstunde ward er, sobald ich nach Hause kam, glücklich ausgeführt. Ach Gott! mit welchem Zittern trat ich in meines Vaters Zimmer, wo er um diese Zeit alle Mahl sicher allein anzutreffen ist, und die ich so oft zu bittern Klagen benützt hatte. Sein halb besorgter, halb unwilliger Blick sagte, daß er eine ähnliche Scene erwarte, doch fragte er gelassen, was mir fehle? Ich kniete an seinem Lehnstuhl nieder, und fing meine Beichte unter vielen Thränen an, gewann aber mit jedem Worte mehr Muth, denn mein Vater sah mich immer heiterer, endlich sogar froh an, er wollte mich ein Par Mahl unterbrechen, ich bath ihn aber dringend, mich das Geständniß meiner großen Schuld ungestört vollenden zu lassen.

Marie. Nun, was sagte er denn? Brach vielleicht erst zuletzt ein kleines Donnerwetter los?

Julie. Ich wäre darauf gefaßt gewesen und hätte es verdient, aber es erfolgte gerade das Gegentheil. Mein Vater hörte mich bis an das Ende gütig an, fragte dann, ob ich aus eigenem Antriebe dieß Bekenntniß ablegte, und als ich ihm alles, was hier vorgefallen war, gesagt hatte, nebst meinem Entschluß, auch meine so schwer beleidigte Stiefmutter um Vergebung zu bitten, nahm er mich freudig in seine Arme, küßte mich, nannte mich sein gutes, liebes Julchen, und ging sogleich mit mir in meiner Mutter Zimmer.

Caroline. Die wird ein Paar Augen gemacht haben?

Julie. Sie erschrack, als sie uns beyde, mich wirklich, Papa beynahe weinend vor sich sah, weil so etwas sonst gewöhnlich der Vorbothe eines für sie sehr kränkenden Sturmes war, kaum aber hatte ihr mein Vater die Ursache unseres Weinens erklärt, und ich angefangen sie fußfällig um Vergebung zu bitten, so legte sie ihre Hand auf meinen Mund, umarmte mich, und versicherte, sie vergäbe mir alles gern, sie hätte mich nie für ganz boshaft gehalten, darum immer gehofft, mich mein Unrecht einst noch erkennen zu sehen, und indessen für mich nach Möglichkeit gesorgt; ich würde künftig, wenn

ich mich darnach betrüge, nur dem Nahmen nach die Stiefmutter in ihr sehen können. Die gute Frau weinte dabey, daß eine Thräne die andere jagte. Mein Vater bath sie, auch ihm allen wegen mir gehabten Verdruß von seiner Seite zu verzeihen. Nachdem wir uns alle drey ein wenig gefaßt hatten, klingelte mein Vater um die übrigen Kinder; ich küßte alle herzlich, besonders die kleine dreyjährige Julie. Mama sagte nun ihren Söhnen, ich hätte eingesehen, daß sie mich, wie sie alle, als eine gute Mutter liebe, ich würde nun auch ihre gute Schwester seyn, und sie sollten mich nie mehr mit dem Nahmen Stiefschwester beleidigen.

Auguste. Wie war Ihnen bey alle dem zu Muthe, Julchen?

Julie. Wie? Ja, wenn ich es sagen könnte! So wohl und doch so wehe, so innig froh und doch auch beschämt, denn die Brüder umarmten mich nur halb, und Eduard schien an meine Besserung gar nicht zu glauben.

Clarisse. Je der böse Junge! Aber so sind die Brüder, die meinigen necken mich auch zuweilen so arg, daß ich weine, sie sind mir indessen doch gut, und bitten wohl wieder ab. Meine Mutter sagt auch, die Buben machten es nicht anders, und das wäre im Grunde nicht

schlimm, weil wir Mädchen uns dadurch gewöhnten von Jugend auf nachgiebig, sanft und versöhnlich gegen die Männer zu seyn, wie es jede Frau seyn muß, wenn sie mit einem Manne zufrieden leben will.

Julie. Nach Tische nahm mich Mamma noch allein in ihr Cabinet, wo ich ihr alles, was mich zu diesem Schritte bewog, erzählen mußte, sie wünscht Ihnen ihre Danksagung abstatten zu können, liebe Auguste, und bittet Sie, ihr eine Stunde zu bestimmen, wo sie, ohne Ihnen überlästig zu seyn, mit Ihnen allein sprechen kann.

Auguste. Es wird nur auf Ihre Frau Mutter ankommen, wann sie mir die Ehre ihres Besuchs gönnen will, jene Stunden, die den Haushaltungsgeschäften gewidmet sind, allein ausgenommen; sagen Sie aber auch, meine Liebe, daß ich eine Danksagung nicht annehmen kann, die nur Gott gebührt, der vielleicht durch mich schwaches Werkzeug wieder einmahl zeigen wollte, wie viel er mit wenigen ganz natürlich scheinenden Umständen auszurichten vermag, seine Gnade mußte zuerst Ihr Herz rühren, denn sonst wäre jede Bemühung vergebens gewesen.

Julie. O! ich weiß recht gut, wie viel darum doch auf Ihre Rechnung kömmt, liebe Auguste! Haben Sie aber auch die Güte und

lehren Sie mich das Herz meiner Brüder gewinnen.

Auguste. Clarisse hat es schon vorhin gethan, mit Sanftmuth, Versöhnlichkeit, Geduld und Gefälligkeit; die Ausübung dieser Tugenden ist vermögend den härtesten Mannsinn zu beugen. Übrigens, mein Kind, kann ich Ihnen jetzt nichts besseres rathen, als über Ihr ganzes Betragen sorgfältig zu wachen, über kleine Unannehmlichkeiten muthig hinweg zu sehen, und sie ja nicht als wiederkehrende Gehässigkeit, sondern als eine unvermeidliche Folge Ihres vorhergegangenen unschicklichen Betragens geduldig zu ertragen. Sie besitzen Verstand und Gutmüthigkeit, Ihr Herz wird Ihnen also jede Gelegenheit zuweisen, wo Sie mit einem guten Worte, mit einer Gefälligkeit, die man nicht erwartete, mit einem kleinen unverhofften Geschenk die Herzen Ihrer Geschwister an sich ketten können. Der aufrichtigen Liebe ist alles möglich, das glauben Sie, und handeln Sie darnach, so wird auch alles gut werden. — Emilie! es ist Zeit Ihre Vorlesung zu halten.

Emilie. Während dieses neunjährigen Krieges mit den Schweden vergaß Peter niemahls die weitere Verbesserung seiner Länder fortzusetzen, er brachte mitten im Kriege solche

Werke zu Stande, die sonst gewöhnlich dadurch gehemmt werden, freylich erleichterte ihm König Carl selbst diese Unternehmungen, indem er viele Jahre seine Hauptmacht mehr gegen Pohlen wandte, allein da Peter doch auch diese Zeit hindurch mit jährlichen Feldzügen beschäftiget, außerordentliche Ausgaben, Unruhen, Gefahren, mancherley Verlust, und einer fortdauernden Ungewißheit des Ausgangs überlassen war, auch einen sehr beträchtlichen Theil seines Lebens außer seinem Reiche, eigenen Unterricht einzusammeln, zubrachte, so bleibt es immer eine Art von Wunder, wie er für dasselbe eben damahls so viel thun konnte. Er ließ aus Pohlen und Sachsen Schafe kommen, legte hin und wieder Leinwandfabriken, Papiermühlen, Gewehrwerkstätte, und andere derley Anstalten an, wozu er die Künstler aus andern Staaten in die seinigen mit großen Belohnungen verschrieb. Er beförderte die Handlung des Inlandes durch Canäle, machte den Anfang, die Bergwerke in Siberien zu benützen, und war, so viel möglich, überall selbst gegenwärtig, um den Fortgang seiner Bemühungen zu beobachten. Zu Moskau stiftete er eine Seeschule, um aus den Russen selbst geschickte Leute für dieses Fach zu ziehen; auf dem Ladoga-See wurden Galee-

ren oder Ruderschiffe gebaut, mit denen er Anfangs die Schweden schlug, bis die gemachten Eroberungen an der Ostsee ihm erlaubten, in dem Finnischen Meerbusen die jetzige kaiserliche Residenzstadt Petersburg anzulegen.

Indessen hatte Carl der Zwölfte es unter den Türken dahin zu bringen gewußt, daß sie wider den Zaar die Waffen ergriffen, und nun beging Peter in diesem Kriege eben jene Fehler, welche Carln vorher so unglücklich gemacht hatten. Er wurde in der Moldau am Flusse Pruth von den Türken so enge eingeschlossen, daß der Friede kaum mit vielen Geschenken und großem Verlust zu erkaufen war. Peter bestrafte Carls Bosheit, ihm die Türken auf den Hals gejagt zu haben, damit, daß er seinen Feinden half, ihm seine Länder in Deutschland wegzunehmen, für sich nahm er einen großen Theil von Finnland, und erfocht sogar mit seinen Galeeren einen Sieg über die Schwedische Flotte. Bey dieser Schlacht diente der Kaiser noch als geringer Officier unter dem General Apraxin, und ließ sich nach erfochtenem Siege von ihm zum Viceadmiral seiner eigenen Flotte ernennen. Der glänzende Fortgang seines Seewesens freute den Kaiser auch so herzlich, daß

er noch in demselben Jahre, als ein neues großes Kriegsschiff vom Stappel gelassen, das heißt, von dem Orte, wo man es baute, in die See hinabgesenkt wurde, mit froher Empfindung zu den anwesenden vornehmen Russen sagte: „Wer von euch, meine Brüder, hätte vor zwanzig Jahren zu denken gewagt, daß ihr mit mir hier an der Ostsee Schiffe bauen, und mit Deutscher Kleidung in den, durch unsere Mühe eroberten Ländern neue Wohnsitze aufschlagen, solche tapfere Soldaten, solche geschickte Seeleute aus Russischem Geblüte, solche gebildete und aus fremden Landen zurückgekommene Söhne, so viele auswärtige Künstler in unserem Gebiethe, und so große Hochachtung anderer Monarchen gegen uns sehen und erleben würdet? Griechenland war einst der Sitz aller Wissenschaften, von da verbreiteten sie sich nachher in alle Europäischen Länder; nur unserer Vorfahren Unart hinderte sie, weiter als nach Pohlen zu dringen, da doch die Pohlen sowohl als die Deutschen, durch unendliche Mühe ihrer Regenten, sich lange vor uns in Besitz der ehemahligen Griechischen Künste und Lebensart gesetzt sahen. Nun wird endlich die Reihe an uns kommen, wenn ihr mich in meinem Bestreben durch willigen Gehorsam unterstützt, darum ermahne ich euch,

das lateinische Sprichwort: Bethe und arbeite, wohl in Acht zu nehmen, dann könnt ihr versichert seyn, bald, vielleicht noch bey unserm Leben, andere gesittete Länder zu beschämen, und den Russischen Nahmen dauernd berühmt zu sehen."

Der Fürst, der auf diese Weise, mit solcher Zuversicht sprechen konnte, that wirklich alles, seine Nation empor zu heben; hier lag keine blinde Eigenliebe zum Grunde, die Thatsachen lagen vor Augen, und eben jene Russen, die vor zwanzig Jahren noch kein Kriegsschiff hatten bauen oder führen können, waren jetzt den Schweden völlig überlegen, und diese mußten den Frieden mit allen jenen Ländern erkaufen, welche noch jetzt unter dem Nahmen Schwedisch-Rußland bekannt sind. Zufälliger Weise halfen selbst Peters Feinde seine guten Absichten befördern, denn die Schwedischen Kriegsgefangenen, welche Peter nach Siberien schickte, fingen dort aus langer Weile an, allerhand den Russen unbekannte Künste zu treiben. Männer, die sonst große Scharen geführt hatten, hielten dort Schulen und lehrten ihre Feinde.

Bey dieser unaufhörlichen Geschäftigkeit des Kaisers zum Besten seiner Völker war es für ihn das traurigste, befürchten zu müssen, alle

diese so edlen, so wohl angelegten und größten Theils schon ausgeführten Entwürfe nach seinem Tode, allem Anscheine nach, der Zerstörung Preis zu geben, denn ein sehr beträchtlicher Theil der Nation sah dieselben noch immer als lästige Neuerungen an, die ihre, ihnen aus Gewohnheit ehrwürdig gewordenen, alten Sitten verdrängten, und das Unglück voll zu machen, stimmte noch der Kronprinz nicht mit seinem Vater überein. Peter hatte nur diesen einzigen Sohn von seiner ersten Gemahlinn, die ihm aber so zuwider war, daß er sich von ihr schied. Während der langen Abwesenheiten des Kaisers war nun dieses arme Kind Lehrern in die Hände gerathen, welche ihm den entschiedensten Abscheu gegen alle neuen Einrichtungen des Kaisers nach ihren eigenen bösen Grundsätzen beybrachten. Peter bemühete sich zwar, als sein Sohn herangewachsen war, ihm eine richtigere Denkungsart beyzubringen, allein es war zu spät, Alexei vereinigte sich mit unruhigen aufrührischen Großen, und führte ein träges unordentliches, von allem, was ihn zur Regierung geschickt machen konnte, entferntes Leben. Seinen Vater besser hintergehen zu können, erklärte er, sein Leben als Mönch in einem Kloster führen zu wollen, und als der Kaiser ihm dazu die Er-

laubniß willig ertheilte, flüchtete er sich zum Deutschen Kaiser, und beschuldigte dort seinen Vater der Ungerechtigkeit, des Hasses und der Grausamkeit gegen ihn. So viele Vergehungen ließen Petern mit Entsetzen an einen solchen Nachfolger denken; er sah in ihm nicht mehr den Sohn, nicht mehr den wegen erwiesenen Hochverraths allein strafbaren Verbrecher, beyden hätte der Vater und Richter noch verzeihen können, er sah vielmehr das bevorstehende Unglück seines Volkes, die Vernichtung alles dessen, was er mit so vieljähriger Arbeit, mit so großen Opfern bewirkt hatte. Alexei war vor einem Gericht von 150 Staatsmännern, Feldherren und Bischöfen, des Todes schuldig befunden worden, weil er selbst eingestanden hatte, stets mit heimtückischen Anschlägen gegen seinen Vater selbst zu der Zeit umgegangen zu seyn, wenn er reuevoll Besserung angelobt hätte; auch die beysitzenden Bischöfe konnten nach diesem Geständniß nichts weiter für den Unglücklichen thun, als nebst der Anerkennung der Gerechtigkeit des Todesurtheils ihn dem Mitleid des Kaisers zu empfehlen. Peter ließ das Urtheil in der Stille an dem Prinzen vollziehen, nachdem er sich vorher als Vater völlig mit ihm versöhnt hatte. Noch voll von den Empfindungen des gekränkten Vaterherzens, und

jedem seiner Nachfolger eine ähnliche traurige Pflichterfüllung zu ersparen, verordnete er, daß die Thronfolge künftig nicht unbedingt bey dem erstgebornen Prinzen verbleiben, sondern ein jeder Kaiser das Recht haben sollte, den zu seinem Nachfolger zu ernennen, welchen er dazu am tauglichsten finden würde; dennoch starb er selbst, ohne eine solche Verfügung getroffen zu haben, weil ihn der Tod im drey und fünfzigsten Jahre seines Alters, früher, als er vermuthete, übereilte. Seine Unterthanen gaben ihm bereits den Beynahmen des Großen, die Nachwelt stimmte nachher damit ein, und er gebührt diesem Fürsten vielleicht mit mehr Recht, als so vielen andern, denn Peter hatte in der That eine ihm eigene Größe der Seele, die nicht leicht sonst in der Geschichte vorkömmt. Er hob sich allein durch außerordentliche Geistesgaben, er war alles, was er war, durch sich selbst, ohne Unterricht, bey einer durchaus vernachlässigten, zum Theil noch geflissentlich schlechten Erziehung geworden, er bildete sich selbst so völlig um, als es nur die Einsichten und Kräfte eines einzigen Menschen binnen dreyßig Jahren erlauben. Wenn andere Fürsten ihr Reich besser eingerichtet, ihre Unterthanen glücklicher gemacht haben, so hat Peter in dem seinigen alles neu hervorgebracht, oder

doch so weit über den rohen Anfang hinausgeführt, daß man es als neu annehmen konnte; bedenkt man noch die unbeschreibliche Arbeit, welche dazu gehörte, den öffentlichen und noch schlimmern geheimen Widerstand von Millionen Mißvergnügter, seine Standhaftigkeit unter oftmahligem Fehlschlagen, sein alles umfassendes Auge, und sein über alles immer so treffendes Urtheil, besonders aber die Überwindung seiner selbst, welche ihm unbeschreiblich viel gekostet haben muß, so kann man sich nicht enthalten den Fürsten zu bewundern, der alles sich selbst zu danken hatte, gegen den sich alles vergebens sträubte. Kein Monarch war bis auf ihn noch in so hohem Grade Lehrer und Beyspiel seines Volkes gewesen, keiner hatte dabey so wenig Stolz, so wenig Prachtliebe; dennoch behielt er, trotz aller angewandten Mühe, immer einen Rest der vorigen rauhen Sitten, sie zeigten sich in seiner Neigung zum unmäßigen Trunke, und in manchen Handlungen, deren Härte sich der Grausamkeit zu nähern schien, und die ihm von vielen Kurzsichtigen sehr übel angerechnet werden, denn sie bedenken nicht, daß derley, in andern schon gesitteten Ländern ungewöhnlich strenge Strafen für das seinige in den damahligen Zeiten mehrmahls nothwendig waren. Es fanden sich in sei-

nen Werken mangelhafte Seiten, wie in allem, was Menschen unternehmen, er besaß aber dabey die wahre Demuth, sich nicht viel darauf einzubilden und seine Fehler aufrichtig zu gestehen; er wird darum doch allen künftigen Regenten ein schönes Vorbild zur Nachahmung bleiben, weil er mehr that, als kaum unter vielen Tausenden ein Mensch, auch durch die günstigsten Umstände aufgemuntert, durch unzählige Gelegenheiten sich um die Menschheit verdient zu machen, ausführen würde.

Frid. Wer folgte nun Petern auf den Thron, da er nichts darüber beschloß?

Auguste. Seine zweyte Gemahlinn Catharina, dieses Nahmens auf dem Russischen Throne die Erste. Ihre Geschichte wollen wir in der nächsten Vorlesung hören, denn es ist für uns besonders merkwürdig und ehrenvoll, daß der glückliche Bau zur Russischen Größe, wozu Peter den Grund mit so viel Weisheit gelegt hatte, durch vier Kaiserinnen nach einander fortgesetzt wurde, da hingegen die beyden Kaiser, welche nach ihm regierten, nur eine geschwind vorübergehende Erscheinung ausmachten.

Emilie. Ach! warum leben so gute Menschen, wie dieser Kaiser war, nicht ewig oder wenigstens nicht bis in ein hohes Alter? Der

liebe Gott sollte sie doch nicht so geschwind abhohlen.

Auguste. Wir können uns aber bey der gerechten Trauer über ihren Verlust auch damit trösten, daß Gottes Weisheit nichts ohne gute Gründe thut; er läßt doch allen diesen Menschen Zeit, uns das Beyspiel zu geben, was ein ernstlicher Wille auszurichten vermag. Kaiser Peter macht alle diejenigen schamroth, die ihre Unwissenheit, ihr unthätiges zweckloses Leben von einer vernachlässigten Erziehung herleiten; die seinige war es gewiß, aber er wollte, und es mußte anders werden. Wir können alles, wenn wie nur wollen, wenn uns nur keine Mühe zu viel ist.

Sophie. Er konnte aber doch nicht ganz damit fertig werden.

Auguste. Daraus können Sie sich die Lehre ziehen, wie nothwendig es ist, heftige Neigungen und Gewohnheiten in früher Jugend zu bestreiten, weil selbst die äußerste Anstrengung in spätern Jahren nicht ganz damit zu Stande kommen kann. Sehen Sie auch, wie viel darauf ankömmt, daß eine Frau die Erziehung ihrer Söhne wenigstens zu leiten verstehe. Alexei's Mutter hätte das Unglück ihres Sohnes und Gemahls wahrscheinlich abwenden können, wenn

sie den einen an sich zu fesseln, den andern in der Abwesenheit seines Vaters unter ihrer Aufsicht zu behalten, oder über seine Erzieher zu urtheilen verstanden hätte. Wer weiß, ob nicht der Haß dieses Prinzen gegen seinen Vater, und die Abneigung des Vaters gegen ihn in dem Betragen der Mutter seinen Grund hatte! Bemerken Sie auch, meine Lieben, woher es kömmt, daß so mancher durch Rang und Hoheit über andere erhabene Mensch Schwachheiten und wohl auch Laster an sich hat, die man nicht mit seinem Stande zusammen reimen kann. Eine sehr oft mit Vorbedacht vernachlässigte Ausbildung ist der Grund davon, solch ein Kind kann noch kaum lallen, kaum ordentliche Begriffe an einander reihen, so sieht es sich schon geschmeichelt, so ist es schon mit Menschen umgeben, die ihre Plane haben, warum sie ihm so manches hingehen lassen, was man an einem andern Kinde ohne Nachsicht bestrafen würde. Die Fortsetzung der Weltgeschichte wird uns noch oft Gelegenheit darbiethen, diesen Punct genauer abzuhandeln, und Ihr zunehmendes Alter wird mir auch bald erlauben, ausführlicher über die noch immer verkannte Wahrheit zu sprechen, welch einen sichern Einfluß das Betragen der Frauen und Mütter nicht nur auf das einzelne

Familienglück, sondern auch auf die Wohlfahrt des Staates habe, und somit wollen wir es für heute gut seyn lassen.

Vier und sechzigstes Gespräch.

Marie. Während die Juden in den ersten vierzig Jahren des Christenthums fortfuhren, die ihnen durch Jesum erschienene geistliche Hülfe von sich zu weisen, legten sie auch in ihrer bürgerlichen Verfassung den Grund zu ihrem größten Elende. Das Mißvergnügen über die Herrschaft der Römer, unter welchen sie standen, vermehrte sich mit jedem Jahre; sie weigerten sich daher zuweilen, denselben zu gehorchen, und mußten den Versuch immer mit erneuerten Drangsalen büßen. Jeder Betrieger, der sie in Freyheit zu setzen versprach, war ihnen daher willkommen, daraus entstanden denn Empörungen, die durch die Verwüstung ihres Landes, und den Tod einer Menge Einwohner gedämpft wurden. Überhaupt verwilderten sich die Sitten des jüdischen Volkes täglich mehr, Raub und Mord war ihnen nun schon zur Gewohnheit geworden, selbst die Priester hatten sich allerley Unordnungen überlassen, theilten

sich in Parteyen, und erfüllten Jerusalem, manchmahl sogar den Tempel, mit Blutvergießen. Mehrere Betrieger gaben sich zu gleicher Zeit für den Messias aus, und bethörten das unwissende Volk so sehr, daß es den wenigen verständigen Männern, die noch hier und da vorhanden waren, unmöglich war dagegen zu arbeiten, der wilde unruhige Pöbel behielt nach und nach die Oberhand. Auch erbitterten die Römischen Landpfleger das Volk oft, mehrere von ihnen begingen viele grausame Ungerechtigkeiten, theils aus Verachtung gegen die Juden, theils um sich zu bereichern; unter diese gehörte auch Pontius Pilatus, obschon er sich bey der Verurtheilung Jesu menschlicher als alle Juden bewies. Im Jahre 66 nach Christi Geburt überfielen die Juden plötzlich die Römische Besatzung, tödteten viele, und vertrieben die Römischen Befehlshaber aus ganz Palästina; die Folge davon war ein langwieriger Krieg, der sich mit der gänzlichen Zerstreuung des Jüdischen Volkes, mit der Zerstörung ihrer Stadt und des Tempels endigte, wie es ihnen Jesus vorausgesagt hatte. Dieser Krieg ist darum einer der merkwürdigsten, die jemahls geführt worden sind, und verdient in dieser Rücksicht näher betrachtet zu werden.

Carol. Die Römer, damahls das reichste, im Kriege geübteste Volk der Welt, wurden von den Juden, ihren bisherigen Unterthanen, feindlich angegriffen, die, lange nicht so furchtbar durch ihre Waffen und Siege, nur Bewohner einer im Vergleich des Römischen Reichs mäßigen Landschaft waren, die sich aber, von Liebe zur Unabhängigkeit angefeuert, auf ihren standhaften Muth, auf ihre Tapferkeit und — wodurch sie sich vollends unüberwindlich wähnten — auf die Sache Gottes und seiner Religion, für welche sie zu streiten glaubten, verließen. Die Verblendeten bedachten nicht, daß auch ihre Voraltern nur dann sich des göttlichen Beystandes zu erfreuen hatten, wenn sie ihr Leben ganz nach seinen heiligen Gebothen einrichteten, daß sie sich aber jetzt bey ihren ruchlosen Ausschweifungen dieses Beystandes nicht zu trösten haben könnten; dazu gesellte sich noch der Glaube, Gott würde seinen Tempel, den Sitz der von ihm vorgeschriebenen Religion, nicht in heidnische Hände übergeben wollen, ob sie ihn gleich durch ihre lasterhaften Handlungen entehrt, schon einmahl in älteren Jahrhunderten, zu ihrer Strafe, verloren hatten, und vor kurzem erst durch Jesum nachdrücklich gewarnt worden waren, daß

sie ihn, bey ihren fortdauernden Sünden, auf immer verlieren würden.

Ihr Krieg mit den Römern hatte bald den Erfolg, daß ganz Palästina bis auf Jerusalem von diesen wieder erobert, und auch diese Hauptstadt, von Titus, dem Sohne des Römischen Kaisers Vespasian, im Jahre 70 der christlichen Zeitrechnung belagert wurde. Jerusalem war damahls die berühmteste Festung in der Welt, so wie eine der größten Städte; sie war mit dicken dreyfachen Mauern umgeben, an manchen Orten wurde sie noch durch tiefe Thäler und steile Hügel beschützt, starke hohe Thürme und Anhöhen in der Stadt selbst, ein Schloß in ihrer Mitte und der prächtige Tempel, dessen Lage, Umfang und Bauart ihn zu einer eigenen Festung machten, waren gleichsam eine Kette von Befestigungen. Durch die unerschrockene Entschlossenheit derjenigen Juden, welche den Krieg erregt, und eher ihr Leben zu verlieren, als die Stadt zu übergeben geschworen hatten, schienen alle diese Vortheile noch vergrößert zu werden; allein eben diese Juden waren auch die wildesten, wüthendsten unter allen, ihnen mußten sich die bessern friedliebenden entweder unterwerfen, oder, ihren Verfolgungen zu entgehen, sich durch die Flucht retten; es waren Men-

schen, die zwar immer die Freyheit, die Wohlfahrt ihres Vaterlandes im Munde führten, in der That aber nur nach jener ungezähmten Freyheit trachteten, wo sie, mit den Waffen in der Hand, die abscheulichsten Gewaltthätigkeiten ausüben konnten, und so waren sie ihren Mitbürgern gefährlichere Feinde als die Römer. Sie geriethen auch bald unter einander in Händel und Parteyen, thaten sich allen möglichen Schaden, ermordeten einander, und verdarben sich so viele Lebensmittel, als zum Unterhalte der Stadt auf viele Jahre hinlänglich gewesen wären; daraus entstand denn bald eine so gräuliche Hungersnoth, daß die unglücklichen Einwohner zu Tausenden dahinstarben. Zwar vertheidigten diese grausamen Bösewichte die Stadt bis zur Verzweiflung, und fochten gemeinschaftlich gegen die Römer, allein die Unordnungen, welche sie begangen hatten, die kriegserfahrne Tapferkeit der Feinde, und der gänzliche Mangel an Hülfe machten zuletzt allen Widerstand vergeblich; Jerusalem wurde erobert, und ging am achten September im Jahre 70 durch Feuer völlig zu Grunde.

Clarisse. Dieses Unglück der Juden bewegt zwar jeden, der es liest, zum Abscheu gegen die Urheber desselben, und zum Mitleide

gegen mehrere Hunderttausende ihrer weniger schuldigen Mitbrüder, welche damahls auf die grausamste Art umkamen, aber Titus, ihr Überwinder, zeichnete sich auch bey dieser Gelegenheit durch eine Großmuth und Menschenfreundlichkeit aus, welche nicht weniger rührend ist. Nach den damahligen Begriffen war es der höchste Ruhm, den ein Feldherr sich erwerben konnte, eine fast unbezwingliche Stadt in kurzer Zeit durch tapfern Muth, kluge Anstalten und standhafte Beharrlichkeit zu erobern, Titus aber strebte nach dem edlern Ruhme, hartnäckigen Feinden gleichsam wider ihren Willen das Leben zu retten, und eine aufrührische, aber so schöne Stadt, wo möglich, zur Zierde des Reichs zu erhalten; mehrmahls both er daher den Jüdischen Obersten Verzeihung an, wenn sie sich ergeben wollten, und als diese unempfindlichen Wüthriche die Leichen der unzähligen Menge sterbender Einwohner nicht mehr in der Stadt begraben konnten, und sie daher über die Mauer warfen, seufzte Titus bey dem Anblicke so vieler faulenden Körper, und rief, indem er seine Hände gegen Himmel erhob, die Gottheit zum Zeugen an, daß er an diesem entsetzlichen Elende keine Schuld habe. Dieser tugendhafte Heide erboth sich sogar, den Juden ihren Gottesdienst, wel-

cher aufgehört hatte, wieder ganz, wie sie wollten, herzustellen, sie sollten nur aufhören als Unsinnige gegen ihn zu wüthen, aber alle seine Bitten und Ermahnungen bestärkten sie nur in ihrer Erbitterung. Titus eroberte also nach und nach den größten Theil von Jerusalem mit Sturm, Feuer und Zertrümmerung alles dessen, was ihn aufhielt; schon waren die mit Silberblech beschlagenen Thore des Tempels mit allen bedeckten Gängen und Vorhöfen desselben verbrannt, nur das Hauptgebäude stand noch, und alle seine Feldherren riethen ihm, es ebenfalls mit Feuer zu bezwingen, er hingegen sagte großmüthig: Wenn gleich die Juden von ihrem Tempel herab gegen mich fechten werden, so will ich mich doch nicht an leblosen Dingen rächen; durch mich soll kein so unvergleichliches Werk, wie dieses Gebäude ist, umkommen. Er beschloß also den Tempel stürmend einzunehmen, als aber die Juden noch einen Ausfall wagten, warf ein Römischer Soldat, mitten im Gefecht, einen Feuerbrand durch ein Fenster in eines von den Zimmern, welche an den Tempel stießen, und gar bald stand ein Theil der Nebengebäude in Flammen. Titus eilte nun freylich, so viel ihm möglich war, herbey, er befahl mit Worten und Zeichen zu löschen, aber das Getümmel war zu

groß, man hörte ihn nicht, seine Soldaten ermunterten vielmehr einander, das Feuer zu unterhalten. Er ging also mit seinen Feldherren in das Innerste oder Heiligste und Allerheiligste des Tempels, rettete noch den goldenen Leuchter, den Tisch der Schaubrote, und verschiedene kostbare Gefäße, die sich dort fanden, konnte aber nicht mehr verhindern, daß der ganze Tempel vom Feuer verzehrt wurde.

Einige Wochen darauf bezwang er auch noch den übrigen Theil der Stadt, nachdem die Juden einige der festesten Plätze aus Bestürzung über den verbrannten Tempel verlassen hatten. Bey der bald darauf angestellten genauen Untersuchung aller Befestigungswerke von Jerusalem konnte sich Titus nicht enthalten auszurufen: Wir haben mit Gottes Beystand gesiegt! Nur Gott konnte die Juden aus diesen Festungen herausreissen, denn was würden Menschenhände und Maschinen gegen solche Thürme auszurichten vermögen? — So erkannte ein Heide, daß er ohne Gottes Fügung nichts würde ausgerichtet haben, und die Juden merkten es nicht, daß sie von ihm verlassen waren.

Auguste. Das ist auch für uns das Merkwürdigste an dem Ausgange dieses Krieges: Menschen konnten unmöglich eine Stadt und einen

Tempel retten, die Gott zu verderben beschlossen hatte. Sonst es uns zwar nicht erlaubt, Unglücksfälle, welche unsere Mitmenschen betreffen, sogleich als Strafgerichte anzusehen, weil sie sehr leicht auch nur Prüfungen seyn können, aber hier, wo den Juden kurz zuvor durch den Heiland diese Strafe war angekündigt worden, ist ihre Anerkennung die Stütze unseres Glaubens auf sein untrügliches Wort. Man kann nicht ohne Bewunderung der mitleidigen Liebe Jesu in dem Evangelium lesen, wie oft er sie nachdrücklich warnte, dieser bevorstehenden Strafe durch Besserung ihrer Herzen zu entgehen, wie er einmahl, beym Herabgehen vom Öhlberge, die Stadt überschauend, weinend ausruft: Ach! wenn du doch jetzt, da es noch Zeit ist, und du daran erinnert wirst, ernstlich überlegen möchtest, was dir heilsam ist! aber das achtest du jetzt nicht, und bald wird die Zeit kommen, da deine Feinde dich von allen Seiten einschließen und belagern werden; sie werden dich schleifen, und keinen Stein in dir auf dem andern lassen, weil du dich der Zeit nicht bedienet hast, welche dir zu deiner Rettung angebothen wurde. — Da nun der göttliche Stifter der christlichen Religion dieses Unglück den Juden hauptsächlich als eine Strafe ihres Un-

glaubens und der Verachtung, welche sie seinen Lehren entgegen setzten, vorhersagte, so wurde dadurch diese Begebenheit eine der allerwichtigsten. Die als Werkzeuge der Zerstörung gebrauchten Heiden müssen es aber doch selbst bekennen, daß nicht sie, nicht ihre Kriegsmacht allein dazu hinreichen; Jerusalem sollte mit seinem Tempel in Staub und Asche zusammen fallen, damit über ihren Trümmern die Weissagung des Gottmenschen erfüllt, die Wahrheit und Göttlichkeit seiner Religion sich hoch erheben möchte. Dieß Geschlecht wird nicht vergehen, sagte Jesus, bis alles, was ich euch vorhersage, geschehen ist; Himmel und Erde könnten eher in Nichts zusammen stürzen, als eines meiner Worte unerfüllt bleiben.

Frid. O! Sie haben Recht, liebe Auguste! Wer an der Wahrheit alles dessen, was uns Christus in seiner heiligen Lehre zu glauben befiehlt, zweifeln kann, der muß von allen diesen eingetroffenen Prophezeyungen nichts wissen, oder aus Bosheit Thatsachen läugnen, welche die Geschichte bewährt.

Auguste. Wir wollen die erfolgte Erfüllung noch anderer Prophezeyungen abwarten, bevor wir einen festen Entschluß fassen, alles, was uns der Glaube an unbegreiflichen Dingen

vorstellt, mit Demuth als Wahrheiten anzunehmen, die uns nur darum unbegreiflich sind, weil der schwache Menschenverstand nicht hinreichen kann, sie einzusehen; denn wir haben vorher noch die Frage zu beantworten, ob unser Glaube an etwas Unbegreifliches mit Vernunft gerechtfertiget werden kann? Und damit Sie besser damit zurechte kommen, will ich Sie mit einigen Wirkungen der Elektricität, oder des in allen Körpern vertheilten Elementarfeuers, das man auch die phosphorische Materie nennt, bekannt machen; nichts ist so geschickt uns zu überzeugen, daß wir mit unserm eingeschränkten Verstande sehr leicht etwas für wunderbar halten, was doch nach den ewigen Gesetzen der Natur nichts als eine nothwendige Wirkung irgend einer bestehenden Ursache ist. Die elektrischen Versuche werden mit einem gläsernen Gefäße gemacht, welches man eine Röhre nennt; reibt man es mit einem Stücke Wollenzeug, oder, was noch besser ist, mit der flachen Hand, wenn sie recht trocken ist, oder mit einem Fuchsschweif, und bringt in die Nähe der Röhre einige Goldblättchen oder Flaumfedern, so werden die Goldblättchen von selbst in die Höhe fliegen und sich an die Röhre anhängen, die Feder beugt sich ganz sanft in die Höhe, die Röhre

zu küssen, und legt sich dann wieder nieder. Reibt man die Röhre noch ein wenig mehr, so werden sich das Goldblättchen und die Flaumfeder mit Lebhaftigkeit nähern, mit Gewalt von der Röhre zurückgestoßen werden, und sich ganz allein in der Luft erhalten, wenigstens sieht man nichts, was sie unterstützt. Wird die Röhre an einem finstern Orte mit der Hand gerieben, so werden sie zwischen der Hand und der Röhre Funken wahrnehmen. Das nähmliche geschieht, wenn man derselben mit einer eisernen Stange oder mit einem nassen Stricke nahe kömmt. Wenn man die Röhre, oder auch eine gläserne Kugel mit einem Rade umdrehen läßt, und legt die Finger ganz leicht darauf, oder bringt sie sonst nahe daran, so wird man unter den Fingern Funken herausfahren sehen, die eben so knistern, als wenn man Haare verbrennt, und die einen Geruch geben.

Hängt man ein Stück Eisen an seidenen Schnüren in einer gewissen Weite von der Röhre, so werden aus einem Ende der Stange zwey beständige Lichter, und aus dem andern Ende Büschel oder Sträußer von Feuer ausgehen. Wenn Sie den Finger auf einen Zoll weit hinan bringen, so kömmt der Feuerstrauß zu Ihnen, und sticht Sie sehr stark; spritzt man nach der

Länge der Stange einige Tropfen Wasser, und kömmt mit der Hand ganz nahe, so bringt jeder Wassertropfen ein solches Feuersträußchen hervor.

Marie. Ach, liebe Auguste! ist das auch wahr?

Auguste. Haben Sie nur Geduld, es kömmt wohl noch ärger. Stellt man einen Menschen auf einen eigens dazu verfertigten Harz- oder Pechkuchen, und läßt ihn mit der Hand ein Ende dieser Stange fassen, so erhält sein ganzer Leib eben diese Eigenschaft, man wird Feuerfunken aus allen seinen Kleidern herausziehen, wo man nur mit dem Finger hintupfet, und er empfindet, so lange er auf dem Pechkuchen steht, eine Art subtilen Stechens. Wenn er mit dem Finger der andern Hand die Stange nicht hält, und einem Löffel voll Weingeist nahe kömmt, so bringt dieser Finger Feuerfunken hinein, die den Branntwein anzünden; wenn er dieses selbst nicht thun will, sondern den Löffel einer andern Person darreicht, ihn aber nur selbst hält, so wird der Finger dieser andern Person den Weingeist eben so gut anzünden, und wenn dreyßig Personen auf solchen Pechkuchen einander an der Hand fassen, und nur eine davon die Hand derjenigen hält, welche die eiserne Stange anfasset, so werden alle Leber

dieser dreyßig Menschen Feuer von sich sprühen, wo man sie anrühret.

Marie. Sie scherzen wohl ein wenig mit uns, liebe Auguste! so etwas ist ja nicht möglich.

Sophie. Den Anfang glaube ich, denn wenn ich zum Spaß Siegellack reibe, so hebe ich auch Strohhälmchen und Papierblättchen damit in die Höhe, folglich kann diese Röhre wohl auch Goldblättchen oder eine Feder aufheben.

Frid. Aber das Feuer, welches aus allen Theilen des Leibes herausfährt, ohne daß diese Personen brennen? Haben Sie alles das gesehen, liebe Auguste? oder haben Sie es irgendwo gelesen?

Auguste. Ich habe es gesehen, ich habe es empfunden und noch viele andere Dinge. Wenn man zum Beyspiel einen Menschen so stellet, daß seine Füße nahe an der Glaskugel sind, und viele andere die Hände über seinen Kopf halten, so werden sich seine Haare in die Höhe richten, es werden Feuerbüschel aus jedem Haarende herauskommen, und sein Haupt mit einem Strahlenkranze umgeben.

Marie. Ich möchte meinen Kopf nicht dazu hergeben.

Auguste. Sie würden gar nichts davon

leiden, alle diese genannten Versuche verursachen außer einem kleinen kaum fühlbaren Stechen gar keine Empfindung, nur der Wetterstrahlsfunken macht empfindlichen Schmerz.

Carol. Was ist das für ein Funken?

Auguste. Was man den eigentlichen Wetterstrahlsfunken nennt, hat viele Ähnlichkeit mit dem Donnerschlage, weil er vermögend ist vielen Thierarten das Leben zu nehmen; diesen hatte ich nicht das Herz zu versuchen, dafür aber das, was einige Ähnlichkeit mit ihm hat. Die Probe geschah auf dem Lande, wo man sich eine Unterhaltung damit machen wollte, und darum auch alle Dienstleute dazu nahm; wir mußten uns alle an der Hand fassen, als ob wir in einem Kreise tanzen wollten. Ich kam von ungefähr neben eine starke dicke Bauernmagd zu stehen, welche recht herzlich über alle diese Ceremonien lachte. Als wir uns alle gestellet hatten, tupfte jene Frau, welche den Reihen führte, mit der Spitze ihres Fingers die schon bereitete gläserne Kugel an, und in eben dem Augenblicke empfanden wir alle zugleich etwas, das nicht anders war, als wenn man uns mit einem Stabe zwey gute Schläge auf die Ellenbogen gäbe. Die dicke Magd kehrte sich geschwind um, und da sie nicht weit entfernt ihre Frau erblickte,

sagte sie ganz erboßt, es wäre nicht Recht, daß man sie heraufgerufen hätte, um sie schlagen zu können. Keine Betheurung reichte hin, ihr glauben zu machen, sie wäre von niemanden berührt worden; sie stellte sich endlich mit dem Rücken fest an die Wand, stützte beyde Ellenbogen recht daran und verlangte, man solle es nun noch einmahl machen. Da sie nun die Schläge richtig wieder erhielt, zugleich aber gewiß wußte, daß ihr kein Mensch vom Rücken hätte nahen können, so bildete sie sich fest ein, die ganze elektrische Probe wäre Zauberey, und der Teufel theile die Schläge aus; es war unmöglich, ihr diese Einbildung wieder zu benehmen, denn ihr schwach erleuchteter Verstand konnte die Gründe, welche man ihr angab, nicht fassen.

Clarisse. Diese Magd hatte nicht so groß Unrecht. Sie versichern mich, liebe Auguste, alles das gesehen, sogar mit empfunden zu haben; ich glaube Ihnen, weil Sie mich noch niemahls etwas Unwahres bereden wollten, es kömmt mir aber doch so unmöglich vor, daß ich zu diesem Glauben meines ganzen Vertrauens auf Ihr Wort bedarf.

Frid. Und ich möchte um alles in der Welt diese natürlichen Ursachen zu solchen Wirkungen kennen.

Auguste. Heute ist es mir unmöglich, weiter darüber fortzufahren, unsere Römer fordern auch ihr Stündchen, das nächste Mahl aber will ich Ihnen alles sagen, was ich selbst davon weiß.

Frid. Mit der wiederkehrenden Ruhe nach Coriolans Abzuge stieg auch der Übermuth der Zunftmeister, und die Rathsherren faßten endlich einen so entschiedenen Groll gegen alles, was jene verlangten, daß sie ihnen auch die gerechte billige Bitte um geschriebene Gesetze hartnäckig abschlugen, welche den Römern fehlten, und in deren Ermangelung die Richter nur nach ihren Einsichten urtheilten, welches vielleicht die beste Art, Streitigkeiten zu schlichten, seyn würde, wenn die Richter nicht auch den Leidenschaften unterworfene Menschen wären. Der junge Römer Cäso, des Quinctius Cincinnatus Sohn, beschloß, in Verbindung mit den übrigen jungen Adeligen, endlich einmahl den Zunftmeistern Trotz zu biethen; diese forderten ihn aber, wie gewöhnlich, vor die Versammlung des Volkes, und brachten, da sie ihn mit Wahrheit nicht anklagen konnten, einen falschen Zeugen, der den jungen Mann eines begangenen Mordes beschuldigte. Cäso wäre verloren gewesen, hätten sich seine Freunde nicht sogleich mit großen Geldsummen verbürgt, damit er

nicht in's Gefängniß gehen durfte; er aber, der keine Möglichkeit sah, den falschen Zeugen zu widerlegen, wählte das klügste und entfloh. Nun waren aber auch die verbürgten Summen verloren; sein Vater verkaufte indessen alle seine Güter, um dieses Geld den Freunden seines Sohnes wieder zu bezahlen, und es blieb ihm nichts als ein kleines Feld, das er selbst bauen mußte.

Die Erbitterung stieg endlich so hoch, daß ganz Rom, in Parteyen getheilt, sich zu bekriegen anfing; ein Theil hatte sich bereits des Capitols bemächtiget, und die übrigen schickten sich eben an, es zu belagern, als man die Nachricht erhielt, benachbarte Feinde kämen angezogen, um aus dem Bürgerkriege der Römer Vortheil zu ziehen. Nun erst sah das Volk die Gefahr, worein seine Zunftmeister es gestürzt hatten, es both sich haufenweise zum Kriegsdienste an, und da ein Bürgermeister bey der Belagerung des Capitols geblieben war, wählte man den **Cincinnatus** an dessen Stelle.

Die Abgeschickten fanden den edlen Mann in einem schlechten Rocke auf seinem Felde arbeitend, und hatten Mühe ihn zur Annahme dieser Würde zu bereden. Bey seiner Ankunft in Rom machte er zuerst dem Rathe bittere Vorwürfe über seine Zaghaftigkeit, welche allein an

dem Übermuthe der Zunftmeister Schuld wäre, dann wandte er sich an das beynahe ganz bewaffnete Volk und sagte, er wolle sie alle so weit von Rom hinwegführen, daß sie von ihren Zunftmeistern nicht mehr sollten aufgewiegelt werden können. (Die Gewalt dieser Männer erstreckte sich nähmlich nicht über eine gewisse Weite von der Stadt.) Die Zunftmeister antworteten trotzig, so könnte er denn auch nur allein ausziehen, die Soldaten hätten nicht ihm, sondern dem gebliebenen Bürgermeister Treue geschworen. Sie haben gelobt ihre Fahnen nicht zu verlassen, antwortete Cincinnatus, wir wollen sehen, ob ihr ihnen, nachdem ihr sie zum Ungehorsam gewöhnt habt, auch die Furcht vor den Göttern nehmen werdet, welche den Meineid rächen; zugleich befahl er die Fahnen fortzuführen. Diese Standhaftigkeit erschreckte die Zunftmeister so sehr, daß sie ihn mit allem Volke fußfällig um Gnade bathen, und seinen Befehlen willig folgten. Er wußte auch die ganze Zeit seiner Regierung Sanftmuth und Standhaftigkeit so geschickt zu vereinbaren, daß Rath und Volk ruhig blieben; beyde Stände waren daher auch so zufrieden mit ihm, daß sie ihm das Bürgermeisteramt beständig lassen wollten, Cincinnatus weigerte sich aber, ein Hauptgesetz übertre=

ten zu lassen, und kehrte wieder zu seiner Feldarbeit zurück. Sein Nachfolger belagerte bald darauf eine feindliche Stadt so ungeschickt, daß die Römer den Cincinnatus zum Dictator ernennen mußten. Er gehorchte willig dem Rufe seines Vaterlandes, befreyte den eingeschlossenen Bürgermeister, eroberte die Stadt, und übergab sie denen, die mit ihm gesiegt hatten, zur Plünderung, die übrigen aber, welche man sammt ihrem Feldherrn erst hatte befreyen müssen, bekamen nichts von der Beute. Sie fühlten das Gerechte in dieser Strafe so sehr, daß sie dem Dictator, zum Beweise ihrer Zufriedenheit, eine silberne Krone verehrten. Während der Zwischenzeit seines eigenen Bürgermeisteramtes und der jetzigen Dictatorwürde hatte Cincinnatus Mittel gefunden, die Unschuld seines Sohnes zu beweisen, er rief ihn also zurück, begnügte sich aber damit, den Verleumder, welcher die Todesstrafe verdient hätte, nur zu verbannen. In sechszehn Tagen waren alle diese Geschäfte beendigt, Cincinnatus legte seine Stelle nieder, schlug alle Geschenke, die man ihm, zur Vergütung seines ehemahligen großen Verlustes, geben wollte, aus, und kehrte wieder auf sein Landgütchen zurück.

Julie. O, die rühmliche Armuth dieses

würdigen Mannes! Cincinnatus ist auch stets mein Held gewesen.

Marie. Warum nennen Sie ihn einen Helden wegen dieser Armuth?

Auguste. Weil der Heldenmuth nicht allein in dem tapfern Kampfe gegen Feinde sich zeiget, alle großmüthigen Handlungen fordern diesen Muth. Sehen Sie nun, ob Cincinnatus nicht, ohne seinen Mitbürgern zu schaden, die Sache eines geliebten unschuldigen Sohnes zu berichtigen wußte, und er war doch durch die Unbilligkeit dieser Mitbürger so arm geworden, daß er einst, als Bürgermeister im Kriege abwesend, den Rath um Erlaubniß bitten mußte, das Heer auf eine kurze Zeit verlassen zu dürfen, weil sein einziger Sclave entlaufen, und er also genöthiget wäre nach Hause zu eilen, um sein Feld selbst zu bestellen, damit seine Familie nicht in Gefahr käme Hungers zu sterben.

Julie. Diese einfachen Sitten waren es auch, die mich blendeten, ich schloß ohne weitere Untersuchung, sie wären eine Folge der Regierungsform.

Auguste. Und sie waren doch nur die Folge ihrer Armuth, welche ihnen die Mittel nahm, ausschweifend zu leben. Wenn aber die Römer wirklich nicht lasterhaft waren, so konnte man

sie doch eben so wenig tugendhaft nennen: außer dem Beystand der Armuth, die sie nur von groben Lastern entfernte, hieß die herrschende Leidenschaft des Ehrgeitzes alle übrigen schweigen; sie haben noch keinen einzigen so edelmüthigen Mann aufzuweisen, als die Griechen unter gleichen Umständen hatten. Cincinnatus handelte nur damahls wirklich edel, als er sich seines Vermögens beraubte; jetzt, da er nach der bewiesenen Unschuld seines Sohnes dieses Vermögen nicht verlangte, und nicht einmahl annahm, da man es ihm freywillig geben wollte, handelte er aus eben jenem in tausenderley Gestalten verkleideten Römischen ehrgeitzigen Stolze. Alle Tugenden, meine lieben Kinder, haben ihre Gränzen, außer denen sie aufhören Tugenden zu seyn. Cincinnatus hatte seine übrigen Kinder arm gemacht, den einen Sohn zu retten, er mußte sie diesem unglücklichen Zustande aber nicht überlassen, da keine Nothwendigkeit mehr dazu vorhanden war. Der geheime Beweggrund, warum man so oder so handelt, bestimmt erst, ob diese Handlung aus wirklicher Tugend, oder nur aus versteckten Nebenabsichten geschehe, ob sie zu schätzen oder zu verdammen ist. Cincinnatus wußte als guter Bürger das Beste seines Vaterlandes dem beleidigten Vaterherzen vorzu-

ziehen, warum wußte er nun nicht auch das Beste seiner Kinder zu bedenken, da er es ohne Nachtheil dieses geliebten Landes sicherstellen konnte? — Weil ihm dann die allgemeine Bewunderung nicht so sicher nachgefolgt wäre, um die es ihm doch sehr zu thun war.

Carol. Cincinnatus ist also noch nicht ganz der Mann, welchen sie uns letzthin zu zeigen versprachen?

Auguste. Er ist es, aber es kommt erst noch einer nach, der Sie noch mehr einnehmen wird, weil die Beweggründe zu seinen Handlungen durchaus rein waren.

Emilie. Der Rath hatte endlich dem Anhalten der Zunftmeister nachgegeben, und einige geschickte Männer nach Griechenland geschickt, dort die besten eingeführten Gesetze, besonders jene des Solon, zu sammeln, woraus man mit kluger Auswahl jene für die Römer festsetzen wollte, welche sich für sie am besten schicken würden. Diese Männer waren nun zurückgekommen, und das Volk ernannte ganz neue Obrigkeiten unter dem Nahmen Decemviren. Sie bestanden aus zehn Männern, neun davon mußten an den Gesetzen arbeiten, und der zehnte regierte fünf Tage, dann trat er unter die andern neun zurück, ein zweyter von ihnen über-

nahm die Regierung wieder auf fünf Tage, und so ging es ein ganzes Jahr fort, bis alle Gesetze, in zehn Capiteln oder Tafeln abgefaßt, auf dem Markte zur allgemeinen Übersicht aufgestellt werden konnten.

Die Römer waren mit diesen geschriebenen Gesetzen zwar sehr zufrieden, nur schien noch hier und da etwas daran zu fehlen, man wählte also neuerdings zehn Männer, die das noch Fehlende ergänzen sollten; doch hatten die Rathsherren an einem der vorigen Decemviren viele Anlage zur Herrschsucht bemerkt. Damit dieser nun bey der zweyten Wahl nicht mitbegriffen seyn könnte, so übertrug man es ihm, die Zehenmänner zu ernennen, allein Appius war schamlos genug sich selbst die erste Stelle zu geben, und ernannte sich eben so würdige Gehülfen. Es gab keine Ungerechtigkeit, welche diese Bösewichter nicht ausübten. Das bedrängte Volk hoffte Beystand von den Senatoren, diese aber ließen es eine Strafe tragen, die es durch seine unsinnige Lust, immer neue Regenten zu haben, sehr wohl verdient hatte. Die Decemviren thaten also, was sie wollten. Ihr Jahr war lange zu Ende, ohne daß sie ihre Ämter niederlegten; sie beriefen den Rath niemahls zusammen, und nur ein neuer Krieg bewog sie endlich dazu.

Neun von den Decemviren gingen mit dem Heere zu Felde, Appius aber blieb zurück die Regierung zu führen; er benützte diese Zeit, um den abwesenden Bürger Virginius anklagen zu lassen, daß er die Tochter einer fremden entlaufenen Sclavinn für sein eigenes Kind ausgebe. Der Kläger behauptete, die Gattinn des Virginius habe niemahls Kinder gehabt, sondern seiner entlaufenen Leibeigenen dieses Mädchen heimlich abgekauft, es ihrem Manne unterschoben, und also alle betrogen, er fordere hiemit sein Eigenthum zurück. Virginia, die Appius gern in seiner Gewalt gehabt hätte, wurde nun vorgerufen, alle Anverwandten begleiteten sie. Vergebens stellten diese vor, der Kläger habe zu lange gewartet, als daß sein Vorgeben gegründet seyn könnte, allein Appius betheuerte, die Sache wäre ihm selbst lange bekannt, und befahl, Virginia sollte ihrem angeblichen Herrn ausgeliefert werden. Die Anverwandten drangen nun darauf, Virginius sollte vorher selbst vernommen werden, und Appius schickte auch wirklich einen Bothen ab, befahl ihm aber heimlich, die andern Decemviren zu bitten, dem alten Virginius die Erlaubniß, nach der Stadt zu kommen, nicht zu geben; der Bothe kam aber zu spät, Virginius war schon nach Rom geeilt.

Aber seine Betheuerungen, seine Bitten blieben vergebens; der Kläger schwur, er könne nicht behaupten, daß dieses Mädchen sein Kind wäre, weil ihn seine Gattinn eben so wohl als alle andern Anverwandten hintergangen hätte. Da nun der unglückliche Vater kein Mittel mehr sah, sein einziges Kind von der Leibeigenschaft zu retten, begehrte er noch einige Worte mit ihr allein zu sprechen, führte sie an eine Krämerbude, und stieß ihr schnell ein dort gefundenes Messer ins Herz. Mit dem noch blutigen Messer öffnete er sich nun einen Weg durch das Volk, welches ihn vor Grauen über seine That nicht aufzuhalten wagte, eilte damit zum Heere, zeigte es den bestürzten Soldaten, und beschwor sie ihm sein Kind rächen zu helfen; sogleich eilten alle mit ihm zurück, man ernannte neue Bürgermeister, und diese überließen es dem aufgebrachten Volke gern, ihre Tyrannen zu bestrafen, die auch alle hingerichtet wurden. So hatte denn die Regierung der Decemviren auf einmahl ein Ende.

Marie. Die arme Virginia kam mit ihrem Vater doch am schlimmsten bey dieser Geschichte weg, der Unglückliche hatte gewiß keine frohe Stunde mehr.

Carol. Die Römer hatten aber nicht den

Fehler allzu zärtlich zu seyn, sie trösteten sich leicht, wenn sie nur Rache nehmen konnten.

Auguste. Ich sehe nicht ein, warum Sie die Römer der Hartherzigkeit beschuldigen: sie waren rauh, wie es unser gemeines Volk noch jetzt ist, ihre Liebe hatte also nicht jene Feinheit, die man in gebildeten Menschen findet, sie war aber darum nicht weniger wirklich und gegründet.

Carol. War denn also die That des Virginius gut?

Auguste. Nein, sie war nicht sittlich gut, aber einiger Maßen entschuldigen läßt sie sich durch die Umstände. Der arme Vater hatte nicht Zeit zu überlegen, und konnte also nicht frey wählen. Die Gefahr, sein einziges Kind auf eine so schändliche Weise zu verlieren, der unvermuthete Anblick des Messers, erweckten in seiner Seele eine unwillkührliche Bewegung, er sah in diesem Augenblicke nur das Mittel zur Rettung vor der Schande, die jeder Römer weit mehr als den Tod zu fürchten von Jugend auf gelehrt wurde.

Clarisse. Virginiens Mutter lebte also nicht mehr, denn sonst würde sie den Streit mit einem Worte haben entscheiden können.

Auguste. Der Schwur einer Mutter würde in solchen Fällen nichts helfen; man beweist

die Echtheit eines Kindes nicht durch das Zeugniß seiner Ältern, die sehr leicht ihre Absichten dabey haben könnten. Der Stand eines Bürgers ist ein so heiliges, von allen gesitteten Völkern so geehrtes Recht, daß man nicht Vorsicht genug brauchen kann, ihn sicher zu stellen; unsere noch bestehenden Gesetze ziehen aber die Gefahr, zehn unrechtmäßige Kinder für rechtliche zu erklären, der Möglichkeit vor, ein rechtmäßiges für ein unterschobenes halten zu lassen. Der Taufschein, das heißt ein Zeugniß aus dem Kirchenbuche, worein man jedes Kind schreibt, wenn es getauft wird, weiset ihm den Vater und die Mutter an, welche sich dazu bekannten; die Älter dürften nachher immerhin schwören wollen, das Kind, dessen Taufschein sie unterzeichnet haben, gehöre nicht ihnen, man würde ihnen den Eid nicht gestatten, und dieß Kind würde alle Rechte, mit den übrigen Kindern gleicher Erbe zu seyn, behalten.

Frid. Aber liebe Auguste, ist das auch Recht?

Auguste. Es ist der nothwendige Damm gegen Leidenschaften, welchen alle Menschen unterworfen sind. Eigennutz, Haß, Unversöhnlichkeit u. dgl. könnten gar leicht manche Menschen verleiten, sich ein Kind anzudichten, was

sie nie hatten, oder eines abzuläugnen, dem sie gram wären, sie könnten in der Folge diese That bereuen oder neuerdings schwören wollen, daraus würde eine Verwirrung entstehen, aus der sich niemand mehr heraus finden könnte; daß es aber wirklich Ältern gibt, die ein Kind ohne Ursache hassen, und das andere eben so allen andern vorziehen, darüber will ich Ihnen bald einige Beyspiele vorlegen. Jetzt lassen Sie uns fortfahren.

Sophie. Die Zunftmeister hörten auch, nachdem wieder alles in Ordnung war, nicht auf, den Rath zu kränken; bald fanden sie an den Gesetzen etwas nicht zureichend, bald fehlte es an einer Obrigkeit, und so ernannten sie immer neue. Auf diese Art wurden auch Soldaten-Zunftmeister ernannt, und endlich nebst den Consuln auch noch Censoren, deren Amt darin bestand, alle fünf Jahre das Vermögen eines jeden Bürgers zu untersuchen, und ihm seine Steuerclasse anzuweisen; sie mußten die Sitten beobachten, und hatten das Recht, jeden, der sich nicht wohl verhielt, zu bestrafen, ihre Bedienung blieb ihnen aber auch nicht lebenslänglich. Unter diesen Censoren war einer der redlichsten Camillus, ein Patrizier, der aber endlich einmahl nicht seinen Ehrgeitz, son-

dern nur das allgemeine Beste bey seinen Handlungen vor Augen hatte; unter den beständigen Neckereyen der Zunftmeister wußte er doch manches Gute einzuführen. Als tapferer Krieger wollte er seine Siege doch nur dem Muthe seiner Soldaten, niemahls aber einer unanständigen List, oder gar der Verrätherey danken; daher erwählten ihn auch die Römer fünf Mahl zum Dictator, wenn durch die gegenseitigen Neckereyen das Vaterland wieder in Noth gerathen war. So nahm er die Stadt Veji in kurzem weg, die von ungeschickten Bürgermeistern neun Jahre lang belagert worden war, und vermochte den Rath dahin, einen bestimmten Sold für die Krieger festzusetzen, denn die so häufigen, langwährenden, und zuletzt sehr entfernten Kriege richteten viele arme Bürger zu Grunde, weil sie sich bey dem Heere selbst unterhalten mußten, dieß machte sie muthlos und verdrossen; nun aber, da sie einen Sold bekamen (wovon unser Deutsches Wort Soldat herkommt), konnten sie anhaltender dienen, und ihre Angehörigen litten auch nichts mehr. Das Volk sah die Weisheit dieser Verordnung so gut ein, daß es sich nicht weigerte, zu diesem Solde eine erhöhete Steuer zu bezahlen, allein die Zunftmeister gönnten dem redlichen Camillus die Liebe

der Bürger nicht, sie beschuldigten ihn des Geizes, und bewirkten bey dem wetterwendischen Pöbel leicht seine Verbannung. Camillus verließ gelassen diese Undankbaren, er wünschte ihnen nur, daß sie sich, wenn er unschuldig wäre, recht bald nach ihm sehnen möchten.

Nur zu bald mußten die Römer seine Abwesenheit empfinden, denn die Gallier, welche sich schon lange aus dem heutigen Frankreich, damahls Gallien genannt, über die Alpen in das obere Italien gezogen hatten, näherten sich nun auch dem Römischen Gebiethe; ihre friedlichen Anerbiethungen wurden von den unklugen Römern verworfen, und so entstand ein Krieg, in dem diese, weil ihnen ein Camillus zum Heerführer fehlte, so gänzlich geschlagen wurden, daß sie sich in der Bestürzung nach Veji retteten. Die übrigen Einwohner Roms flüchteten in die benachbarten Städte. Rom wurde von den Galliern zerstört und verbrannt, und sie hätten beynahe auch das Capitolium erstiegen, worin nur eine schwache Besatzung lag, wenn nicht einige darin befindliche Gänse durch ihr bey der Nacht ungewöhnliches Schnattern die Annäherung der Feinde verrathen hätten.

In dieser Bedrängniß waren auch einige Römer in die Gegend gekommen, wo Camillus als

ein Verbannter lebte; sie bathen ihn, sich ihrer anzunehmen, er hatte aber so viel Ehrerbiethung für die Gesetze, die ihm die Feldherrnstelle unter solchen Umständen nicht anzunehmen erlaubten, daß er ihnen zwar gutwillig Rath ertheilte, aber den Oberbefehl doch nicht eher übernahm, bis man Mittel gefunden hatte, von den im Capitolium eingesperrten Consuln seine Lossprechung zu erhalten. Diese hatten indessen, von der fürchterlichsten Hungersnoth getrieben, mit dem Gallischen Befehlshaber, den Frieden gegen tausend Pfund Gold zu erkaufen, einen Vergleich geschlossen; Camillus kam eben, als man auf dem Markte das Gold zu wägen versammelt war, und sah, wie der Gallische König in die Wagschale der Gewichte noch seine schweren Waffen legte, indem er spottend ausrief: Wehe den Überwundenen! — Nicht also! sagte Camillus, ohne mein Wissen, denn ich bin nun Dictator, hattet ihr kein Recht Frieden zu schliessen, am allerwenigsten mit einem Feinde, der mehr nehmen will, als ihm nach diesem Schlusse gebührt; Rom muß mit Stahl, und nicht mit Golde gelöset werden! Der Krieg ging also von neuem an, und die Gallier wurden auch in der folgenden Schlacht völlig zerstreuet. Die Römer wollten sich nun eine andere Stadt

zu ihrem Aufenthalte wählen, Camillus ermunterte sie aber, Rom wieder aufzubauen. Noch zu seiner Zeit, fast vier hundert Jahre nach der ersten Erbauung dieser Stadt, brachten die Zunftmeister es endlich dahin, daß die Obrigkeiten nicht mehr allein aus den Patriziern gewählt werden durften.

Julie. Diese Abänderung war doch nicht so unrecht, liebe Auguste, es mußte ja in Rom, wie überall, auch unter den Gemeinen fähige Männer geben.

Auguste. Das ist wahr, mein Schatz, und der Rath hätte selbst darauf gedacht, wenn das Volk nicht mit unaufhörlichem, Trotz immer neue Forderungen zu erdichten, von seinen Zunftmeistern aufgefordert worden wäre; zu dieser Stelle hätte es seine fähigen Männer wählen, und diese durch ihr unparteyisches Betragen beweisen sollen, daß sie einen obrigkeitlichen Posten, wo diese Tugend so nothwendig ist, zu bekleiden fähig wären, allein die Zunftmeister hatten nur die Befriedigung ihres Ehrgeitzes vor Augen, und beneideten den Glanz des Adels. Wer seinem Vaterlande Dienste zu leisten fähig ist, und sie auch leisten will, wird, wenn er es aus wirklich gutem Bürgerherzen thun will, in jedem Stande dazu Gelegenheit finden, und

dem wird es auch gleichgültig seyn, von wem sein Land regiert wird, wenn er nur das Seinige zum allgemeinen Besten mit beytragen kann. — Doch wir haben nicht Zeit über diesen Punct jetzt weiter zu streiten, der Grund zu allen Römischen Übeln lag schon in ihrer ersten Verfassung, und wir werden in der neuern Weltgeschichte schon Gelegenheit finden, ähnliche Fehler zu bemerken.

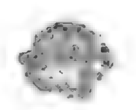
Amalie. Es fehlte den Römern bey ihren innerlichen Unruhen nie an auswärtigen Kriegen; ihre vielen Siege hatten sie endlich allen Völkern Italiens so furchtbar gemacht, daß die Tarentiner sogar den Griechischen König Pyrrhus zu Hülfe riefen. An diesem geschickten Fürsten fanden die Römer einen fürchterlichern Feind, als alle vorigen waren; sein Heer war besser geordnet, er hatte eine zahlreichere Reiterey, und dabey noch viele Elephanten, vor denen die Römischen Pferde scheu wurden, doch blieb die erste Schlacht, bey gleichem Verluste, auf beyden Seiten unentschieden. Pyrrhus gestand selbst den Römern allen verdienten Ruhm zu, und da er sah, mit welcher Geschwindigkeit ein neues Heer sich sammelte, so schickte er seinen geheimen Rath Cyneas mit Friedensvorschlägen nach Rom, von dem er zu sagen pflegte,

seine Beredsamkeit habe ihm mehr Städte besiegen helfen, als die beste Kriegskunst.

Cyneas fieng damit an, den Senatoren und ihren Frauen viele Geschenke anzubiethen, die aber als Bestechungen ausgeschlagen wurden; er trug darauf die Friedensvorschläge mit so guten Bedingungen und einer so einnehmenden Art vor, daß sie Eindruck gemacht haben würden, wenn nicht der alte, nun schon blinde Appius Claudius mit Eifer bewiesen hätte, es fänden sich unter den Bedingungen nur anscheinende, aber keine wirklichen Vortheile. Cyneas mußte also unverrichteter Sache abziehen. Er sagte seinem König, der Senat wäre ihm wie eine Gesellschaft von Königen vorgekommen.

Pyrrhus hatte auch bald Gelegenheit, ein Mitglied desselben in dem alten tugendhaften, aber armen Senator Fabricius zu bewundern, der, ob er gleich schon Consul gewesen war, doch nichts als einen silbernen Becher hatte, dessen Boden noch von Horn war, und dessen Töchter der Senat ausstattete, weil ihr Vater ihnen nichts geben konnte, und die Geschenke eines Italienischen Volkes mit den Worten ausgeschlagen hatte, er wäre schon dadurch reich genug, daß er seine Begierden zu mäßigen wisse.

Diesen Mann hatten die Römer an den Kö-



nig Pyrrhus als Gesandten abgeschickt, welcher, da er ihm erst vergebens Geschenke anboth, des andern Tages, um seinen Muth zu prüfen, einen Elephanten hinter die Tapeten verstecken ließ, der plötzlich seinen Rüssel hinter dem Kopfe des Römers hervorstreckte und ein gewaltiges Geschrey erregte. Fabricius sagte gelassen: Dein großes Thier, König! rühret mich heute eben so wenig, als gestern dein Geld. Der Krieg ward also fortgesetzt, Fabricius führte ihn als Consul. Nun both sich ihm des Königs Leibarzt an, seinen Herrn gegen eine große Belohnung, die ihm die Römer geben sollten, zu vergiften, aber Fabricius gab voll Abscheu gegen den Verräther dem König Nachricht davon, und ließ ihm zugleich sagen, die Römer wären gewohnt, ihre Feinde nur durch die Waffen in offenem Kampfe, aber nicht durch niederträchtige List zu überwinden. Ja, rief Pyrrhus erstaunt, daran erkenne ich eben den Fabricius, den man so wenig von der Tugend, als die Sonne von ihrem Laufe abziehen kann. Zum Dank gab er den Römern alle Gefangenen ohne Lösegeld zurück, sie aber, die für eine Handlung der Redlichkeit keinen Dank verdient zu haben glaubten, schickten ihm eben so viele von den seinigen zurück, schlugen ihn in dem folgenden Treffen, eroberten sein

Lager, und lernten daran erst, wie sich ein Kriegs-
heer gehörig verschanzen müsse. Nach diesem Sie-
ge waren die Römer Herrn von ganz Italien,
und nunmehr im Stande, es mit mächtigern
Gegnern aufzunehmen; sie geriethen auch bald
wegen des Besitzes des schönen Siciliens mit
den Karthaginensern in einen zwanzigjäh-
rigen Krieg, der von ihnen, da sie es noch nie
mit Feinden auf dem Meere zu thun gehabt hat-
ten, auf eine ganz neue Art geführt werden
mußte. Der Consul Regulus, welcher diesen
Krieg führte, nahm den Karthaginensern so viel,
daß ihnen fast nichts als ihre Hauptstadt übrig
blieb, zuletzt gerieth er aber in ihre Gefangen-
schaft. Sie schickten ihn, nach einem langen
Aufenthalt in dem schrecklichsten Kerker, mit der
Bedingung nach Rom, daß er ihnen entweder
den Frieden vermitteln, oder sich wieder als ihr
Gefangener stellen sollte. Regulus fand bey sei-
ner Ankunft die Fortsetzung des Krieges vortheil-
hafter, und bewies es, ohne auf sein eigenes
Schicksal Rücksicht zu nehmen; seine Mitbürger
suchten ihn vergebens in Rom zu behalten, er
reiste mit so gelassenem Muthe wieder ab, als
ob es eine Lustparthie gälte, da ihm doch wohl
bekannt war, welche Martern seiner harrten.

Die grausamen Karthaginenser quälten ihn auch wirklich zu Tode.

Auguste. Sehen Sie da den Mann, der aus wahrer Vaterlandsliebe handelt.

Marie. Aber mußte er denn wieder abreisen? hätte er als Feldherr seinem Lande nicht mehr genützt?

Auguste. Und wie hätten die Soldaten einem Meineidigen trauen können? Es gibt keine Entschuldigung für den Bruch eines heilig abgelegten Versprechens, Regulus hatte also keine andere Wahl als zu sterben. Er benützte die Erlaubniß nach Rom zu gehen, entweder, weil er als ein so lange Eingesperrter nicht wissen konnte, wie die Sachen stånden, in der Hoffnung, den Frieden wirklich vermitteln zu können, oder es war ihm schon bewußt, und er suchte nur seinem Vaterlande durch manche wichtige Entdeckung noch den letzten Dienst zu leisten, und schob also seinen Tod nur dazu auf, denn die Karthaginenser würden ihn, hätte er nicht reisen wollen, gewiß sogleich getödtet haben, da sie seiner, nach dieser heldenmüthigen Treue gegen sein gegebenes Wort, nicht schonten.

Carol. Ja, solchen Bösewichtern sollte man auch gar nicht Wort halten.

Auguste. Schön! Würde das nicht eben

so viel heissen, als weil du ein schlechter Mensch bist, so habe ich auch die Freyheit deines gleichen zu werden? wenn du mich betriegst, darf ich dich wieder betriegen? wenn du mich bestiehlst, darf ich dich auch zu bestehlen suchen? wenn dieser mich verleumdet, so ist es auch mir erlaubt, ihm seinen guten Nahmen zu nehmen? — Was würde bey dieser Verfahrungsart aus der menschlichen Gesellschaft werden? was aus den Lehren des Christenthums?

Carol. Je die Römer waren ja noch Heiden.

Auguste. Sie hatten aber die natürliche Religion, welche auch die Grundlage des Christenthums ist; ohne sie könnte die menschliche Gesellschaft gar nicht bestehen, und darum gab Gott dieses Vermögen, Recht von Unrecht zu unterscheiden, allen Völkern der Erde; man findet dieses Gefühl, wenn schon in verschiedenen Wendungen, aber doch überall.

Julie. Gestehen Sie nur auch, liebe Auguste, daß meine Römer bey allen ihren Fehlern doch auch viele Tugenden besaßen.

Auguste. Die wird ihnen niemand abstreiten, jedes Volk hat einzelne große Männer aufzuweisen, jedes seine eigenthümlichen schönen Eigenschaften. Das übrige, was die Kar-

thaginenser betrifft, haben Sie bereits in der Geschichte dieses Volkes gelesen. Es ist gewiß, daß die Römer manche gegründete Ursache hatten diesen Krieg zu führen, es ist aber auch wahr, daß sie, stolz auf ihre Macht, anfiengen, alles für erlaubt zu halten; sie mischten sich unter dem Scheine der Gerechtigkeit in alle Händel ihrer Nachbarn, kamen als Helfer, und erklärten sich plötzlich für die Herren derer, denen sie erst nur zu Hülfe geeilt waren. So hatten sie den Griechen Beystand gegen Philipp von Macedonien selbst angebothen. Es gibt also eine Nation, riefen damahls die armen bethörten Griechen, die auf eigene Gefahr und Unkosten für die Freyheit anderer Kriege führt, die nicht etwa nur unterdrückte Nachbarn zu retten sucht, die sogar über Meere schifft, damit ja nirgend Gewalt über Recht und Gesetze herrsche. Hätten die Armen damahls voraussehen können, wie es die Römer nachher mit ihnen zu halten gedächten, sie würden sich vorher ein wenig näher um die häusliche Beschaffenheit dieser Retter erkundiget und gefunden haben, daß ein Volk, welches zu Hause immer Gewaltthätigkeiten unter sich ausübt, nicht geschickt seyn könne, andere vor der eigenmächtigen Gewalt zu retten. Der Römische Trotz ging sogar

so weit, Königen, mit denen sie nicht Kriege führten, bestimmte Antworten mit der beleidigendsten Art abzufordern, ihnen gebietherisch zu befehlen, schon eroberte Länder zurückzugeben. Was war von diesem Stolze anderes zu erwarten, als daß die Römer jede Gelegenheit, sich auch mit Ungerechtigkeit auszubreiten, ergreifen würden, und wo blieb da die Tugend der Gerechtigkeit, von der die Römer so viel schwatzten?

Frid. Aber wie kommt es, liebe Auguste, daß noch jetzt so viele Menschen von diesen Römern wie behext sind? Ich habe mich gestern Abends fast im Ernste mit meinem Vetter Julius gezankt, der sonst ein recht kluger Mensch ist; der behauptet mir steif und fest, die Römer wären damahls am glücklichsten gewesen, wo sie an ihren Zunftmeistern so feste Vertheidiger der Volksfreyheit gehabt, und unter ihren Consuln fast die halbe Welt erobert hätten. Wie kann man solchen Unsinn mit gutem Verstande behaupten?

Auguste. Sehr leicht, mein Schatz! es ist aber jetzt zu spät es Ihnen zu erklären, unsere Erdbeschreibung ruft, wir wollen das nächste Mahl weiter davon sprechen.

Frid. Bey der Theilung Pohlens unter seine drey Nachbarn, erhielt Österreich das

wenigste, und zum Theil nur, was ihm von Pohlen ehedem ohnehin gehörte, weil es nur durch Übermacht entrissene, aber nie auf ihren Besitz ganz entsagte Landstriche sind, mit einigen kleinen Zugaben; das Österreichische Pohlen besteht also aus den Königreichen Ost-Galizien, Lodomerien, und der Landschaft Bukowina. Es gränzt gegen Westen an Preußen und Österreichisch-Schlesien, gegen Norden und Osten an Rußland, gegen Süden an Siebenbürgen, Ungarn und Schlesien. Es enthält nebst der Bukowina 1594 Quadratmeilen mit 3,645000 Einwohnern. Lemberg ist die Hauptstadt, und der Sitz des Guberniums. Die Pohlnische und Deutsche Sprache sind die Hauptsprachen. Die Einwohner bekennen sich meistens zur katholischen Religion, doch werden alle übrigen geduldet, und die Juden haben vorzüglich große bürgerliche Rechte und Freyheiten; in der Bukowina bekennen sich viele Einwohner zur Griechischen Kirche. Die Einwohner dieser Provinzen sind noch größten Theils sehr roh, und bedürfen noch vieler Bildung, darum findet sich auch in diesen Ländern noch wenig Kunstfleiß; dagegen ist dieser Antheil Pohlens durch wichtige Salzwerke, und eine vorzügliche Viehzucht sehr einträglich, und liefert überdieß viel Wolle,

Wachs, Honig und Wildbret, worunter auch Biber sind, viel und gutes Getreide, Obst, Holz, Marmor, Alabaster, verschiedene edle Steinarten nebst andern Mineralien, an Metallen: Eisen, Bley und Kupfer.

Die Bukowina war ehedem ein Theil der Moldau zwischen den Flüssen Pruth und Dniester, hat gute Schaf-, Pferde- und Bienenzucht, und ist ein vorzüglich gesundes Land, so wie Galizien überhaupt, seine strenge Winterkälte abgerechnet, gesunde Luft hat.

Emilie. Ungarn oder das Land, wo die Nation gleichen Nahmens ungefähr seit 900 Jahren ihren Sitz hat, wird durch das Karpathische Gebirge, eine lange Reihe von Bergen, die sich gegen Mitternacht von Preßburg an bis nach Siebenbürgen hin erstreckt, von Mähren, Schlesien und Pohlen getrennt; auf seiner Morgenseite stößt es an Siebenbürgen und die Wallachey, gegen Mittag an Servien, Sclavonien, endlich gegen Abend an Österreich und Steyermark. Gewöhnlich nimmt man aber das Großfürstenthum Siebenbürgen nebst den Königreichen Sclavonien, Croatien, Dalmatien, das Banat oder die Landschaft Temeswar dazu. Alle diese Länder enthalten ungefähr 5080 Quadratmeilen; vier Hauptflüsse,

die Donau, Waag, Theiß und Drawe durchströmen es. Man rechnet 10 Millionen Einwohner auf diese Gegenden. Die Regierungsart ist eine eingeschränkte erbliche Monarchie, welche seit 1526 dem Hause Österreich gehört, das heißt, der König von Ungarn theilt die gesetzgebende Macht mit seinen hohen Reichsständen, die er, wenn neue Gesetze oder andere das Reich betreffende Einrichtungen gemacht werden sollen, auf eine allgemeine Versammlung, die man Landtag nennt, zusammen beruft, ihnen seine Absichten vorträgt, ihren Rath oder ihre Einwendungen gütig anhört, und dann mit ihrer Einwilligung beschließt, was geschehen oder unterlassen werden soll. Die Römisch-katholische Religion ist die herrschende, und ehedem mußten sich andere Religionsverwandte in Ungarn vieles gefallen lassen. Joseph der Zweyte machte aber diesem Übel im Jahre 1782 dadurch ein Ende, daß er in Ungarn, so wie in allen seinen übrigen Erblanden, die freye Religionsübung allen seinen Unterthanen zugestand, mit dem einzigen billigen Vorbehalt, daß keine Religionspartey die andere beleidigen, oder einzelne Glieder durch Überredungen an sich zu ziehen suchen sollte, weil der weise Fürst wollte, daß nur der reine Antrieb des Gewissens, und kein

Zwang, noch die Hoffnung zeitlicher Vortheile einen so wichtigen Schritt hervorbringen sollte.

Da die Ungarn aus Asien stammen, so reden sie auch eine Sprache, die mit keiner Europäischen verwandt ist, angenehm klingt, und vorzüglich dem Frauenzimmer sehr gut läßt; außerdem wird auch Slavisch, Deutsch und Latein gesprochen.

Julie. Die Hauptstadt von Ungarn ist Preßburg an der Donau. In ihrem Schlosse bewahrt sie die Ungarische Krone mit den übrigen Reichskleinodien, und in ihrer Domkirche werden die Könige gekrönt. Ofen, die ehemahlige Hauptstadt, liegt auch an der Donau: in ihrer Gegend wächst der berühmte rothe Wein, der unter dem Nahmen Ofner weit und breit verführt wird. Neusol, Kremnitz und Schemnitz heißen die wegen ihrer Silber- und Goldbergwerke bekannten Bergstädte, wo überhaupt alle edlen Metalle aus Ungarns ergiebigen Bergwerken geschmolzen werden. Auch der Flecken Tokay ist wegen des vortrefflichen Weines merkwürdig, der in seiner Gegend wächst, an Wohlgeschmack jedem andern edlen Weine nichts nachgibt, und auch für von schweren Krankheiten Genesende ein vorzügliches Heilmittel ist.

Der nördliche Theil von Ungarn ist zwar wegen

seiner Gebirge ziemlich kalt und wenig fruchtbar, daß er aber der Gesundheit zuträglich seyn muß, zeigt die Stärke und das lange Leben seiner Einwohner. Die mittleren, mehr ebenen Gegenden sind warm, und die südlichen heißer, fruchtbarer, aber wegen der häufigen Seen und Moräste mit einer ungesunden Luft heimgesucht, die jedoch oft durch Winde gereiniget wird, und sich bey vermehrtem Anbau und zunehmender Bevölkerung noch verbessern kann; denn obschon Ungarn eines der herrlichsten Länder auf der Welt ist, das alle Lebensbedürfnisse, alles, was Bequemlichkeit und Wohlleben fordern können, im Überflusse besitzt, so ist es doch lange noch nicht so sehr bevölkert und angebaut, als es sein Umfang und seine Vortrefflichkeit gestatteten, doch kann es auch jetzt mit seinem Überflusse viele auswärtige Nationen unterstützen. Die Donau, der ansehnlichste Fluß von Europa, wird in Ungarn besonders breit, durchströmt einen großen Theil davon, und führt eine Menge der schmackhaftesten Fische bey sich, unter andern auch den größten aller Flußfische, den Hausen, welcher aus dem schwarzen Meere zu gewissen Zeiten hoch herauf in die Donau schwimmt. Unter den übrigen Flüssen wird die Theiß für den fischreichsten in Europa gehalten. Das Ungarische

Ackerland ist äußerst fruchtbar, es gibt Gegenden darunter, wo alle Arten des schönsten Getreides, besonders Weitzen, fast ohne Bearbeitung, hervorwachsen, eben so reich ist dieses Land an jeder Gattung des vortrefflichsten Obstes. Die Viehzucht kann nicht leicht in einem bessern Zustande angetroffen werden; man rechnet, daß jährlich wenigstens 150,000 Ochsen ausgetrieben, und an Fremde verkauft werden, ohne daß darum das Fleisch in Ungarn theuer würde. Die Pferde sind zwar klein, aber sehr schnell im Laufe, und dabey dauerhaft. Da die meisten Berge mit Weinstöcken bewachsen sind, so besitzt Ungarn auch eine große Mannigfaltigkeit an vorzüglich guten Weinen. In seinen Gebirgen finden sich alle Metalle, nur das Zinn ausgenommen, hauptsächlich aber Gold, Silber und Kupfer; schöne Marmorarten und Edelsteine fehlen auch nicht, nur an Holz hat es an manchen Gegenden Mangel.

Carol. Nun in der That, Ungarn ist ein artiges Ländchen. Wenn mich einmahl so ein Asiatischer Abkömmling zur Frau begehrt und mir gefällt, so schlage ich gleich ein. — Doch halt! auf die dicke Luft hätte ich über all den Herrlichkeiten bald vergessen, denn man sagt, Ungarn wäre der Deutschen sicheres Grab.

Auguste. Es leben aber doch viele tausend Deutsche in Ungarn, und befinden sich selbst in jenen Gegenden sehr wohl, die man wegen ihrer Moräste für die ungesundesten hält, ein Beweis, daß es doch nicht immer die Luft eines Landes ist, welche der menschlichen Natur schadet; auch gibt es Verwahrungsmittel und Verhaltungsregeln, denen sich selbst die Eingebornen unterwerfen müssen, und die also auch der Fremdling zu beobachten nicht unterlassen darf. Die Ursache, warum Ungarn so vieler Deutschen frühes Grab wird, liegt wahrscheinlich weder im Klima, noch in der Nationalbeschaffenheit, sondern in der Lebensweise; unsere Landsleute halten viel auf gutes Essen und Trinken, beydes finden sie dort in außerordentlicher Menge vom besten Gehalt, die Wohlfeilheit der besten Nahrungsmittel, die aber nicht immer die gesundesten sind, der eben so herrliche, wohlfeile, aber starke Wein, reitzt den ohnehin zur Unmäßigkeit geneigten Deutschen gleich Anfangs zum unvernünftigen überhäuften Genusse, er überladet sich, und trägt also nicht die Schuld des Ungarischen Klima, sondern die Strafe seiner eigenen Thorheit. —

Marie. Da will ich also fein mäßig seyn, wenn ich einmahl nach Ungarn kommen sollte. Werden Sie uns aber heute nichts von einem

Thiere sagen, den Hausen zum Beyspiel möchte ich doch ein Bißchen näher als in der Küche kennen lernen, wo er nie ganz ist.

Auguste. Der Hausen gehört eigentlich unter die Meerfische, und zum Geschlecht der Störe, die in verschiedenen Gattungen alle im Meere leben, und nur zu gewissen Zeiten aus demselben in die Flüsse gehen, wenn sie ihre Brut ablegen wollen. Ihr Kopf endigt sich in einen Rüssel am runden zahnlosen Munde, welcher unterwärts liegt, und an jeder Seite befindet sich ein Luftloch zum Athemhohlen. Die verschiedenen Reihen scharfer Buckeln oder Schilde, womit ihr Körper bedeckt ist, geben ihm eine eckige Gestalt. Er nähret sich von Fischen, Würmern, auch wohl von Schlamm u. dgl. Der gemeine Stör hat von den fünf Reihen knochenartiger Schilde eine fünfeckige Gestalt, und sieht am Oberleibe blaugraulich aus, mit braunen und schwärzlichen Puncten besprengt. Er wird gegen achtzehn Fuß lang, und 700 bis 800 Pfund schwer, kömmt im April und May in die Flüsse zum Leichen — so heißt nähmlich sein Brüten — und vermehrt sich außerordentlich, denn Ein Weibchen hat zuweilen 200 Pfund Rogen bey sich. Die Störe finden sich in allen Europäischen Meeren, und wenn sie im

Sommer in die größten Flüsse treten, so schwimmen sie in einer langen Reihe hinter einander. Man fängt sie in großen starken Netzen, vorzüglich in der Wolga, Donau und Weichsel. Das Fleisch der nicht gar zu großen ist süßlich und fett; man ißt es theils frisch gekocht, theils eingesalzen und marinirt; der Rogen wird besonders eingesalzen, und macht unter dem Nahmen Caviar einen eigenen Handelsartikel aus. Der Russische Caviar wird seiner besondern Zubereitung wegen höher geschätzt, und häufig nach Italien und der Türkey verschickt. Man ißt ihn auf geröst eter Semmel oder zum Butterbrot, und gebraucht ihn auch, die Speisen wohlschmeckender zu machen, in unserer Kochkunst ist er aber nicht viel bekannt.

Höher achtet man das Fleisch und den Caviar vom Sterlet, welcher höchstens vier Fuß lang, und dreyßig Pfund schwer wird; er findet sich am häufigsten im Kaspischen Meere, und geht von da in die Wolga, man hat ihn auch in die Landseen versetzt. Eben so wichtig ist die Benutzung des Hausen, der oft den Stör an Größe noch übertrifft, und zuweilen über tausend Pfund wiegt. Er hat einen weißen Bauch, bläuliche Seiten und einen schwarzen Rücken, auf dem sich die Schilde bey zunehmendem Al-

ter nach und nach verlieren. Dieser sehr gefräßige Fisch lebt hauptsächlich im schwarzen, Caspischen und mittelländischen Meere, von wo aus er zur Leichzeit in die Wolga und Donau kommt. Ist er in Netzen gefangen, so muß ihn ein Fischer mit den Nägeln unter dem Bauche kitzeln, damit man ihm unterdessen einen Strick durchs Maul ziehen kann. Sein Fleisch und der Rogen werden, wie vom Stör, benützt. Außerdem wird noch aus seiner Blase und andern Theilen ein gewisser, unter dem Nahmen Hausenblase bekannter Leim bereitet; der von der besten Sorte wird allein von der Schwimmblase des Hausen gemacht, welcher unter andern, über Feuer in Branntwein aufgelöst, einen sehr fest bindenden Leim gibt, womit man zerbrochenes Glas und Porzellan kitten kann. Die zweyte Sorte ist schlechter, aber im Handel viel gewöhnlicher, dazu werden nicht nur die Blasen der genannten Fische, sondern auch andere knorplichte und schleimigte Theile genommen; man schneidet sie in Stücke, beitzt sie im warmen Wasser, und kocht sie hernach an einem gelinden Feuer so lange, bis alles sich in Sulz auflöset, diese gießt man in hölzerne Formen, daß sie die Gestalt dünner Blätter bekömmt, die man in Stü-

cke bricht, oder man bildet Stücke daraus von verschiedenen Figuren.

Die Hausenblase dient als Abklärungsmittel beym Caffee und Weine, in der Küche zu allen Geleen; seidene Zeuge und Bänder erhalten damit ihren Glanz und die gehörige Steife; ferner gebraucht man sie zu Abdrücken von Münzen, zur Verfertigung des sogenannten Englischen Pflasters und zu noch verschiedenen Arbeiten.

Marie. Ja, da konnte ich freylich keinen ganzen Hausen in unserer Küche zu sehen bekommen, wenn der Fisch so groß ist.

Carol. Also kommen aus dem Rogen die Fische her?

Auguste. Ja, mein Schatz! jedes Rogenkörnchen enthält bey jeder Fischgattung ein ihr ähnliches Fischchen.

Clarisse. Ah! das muß auch erschrecklich klein seyn, und die erstaunende Menge dazu, da sollte es mehr Fische als Wassertropfen geben.

Auguste. Wenn nicht so viel Rogen von Menschen und andern Thieren gespeist würde; mit jedem Rogenkörnchen, das wir essen, geht ein künftiger Fisch verloren.

Sophie. Ja, darum werden auch die Fische so theuer. Man sollte gar keine Weibchen fangen und verkaufen lassen.

Auguste. Nur mit etwas mehr Aufsicht und Auswahl, denn übrigens sind die Fische unter allen Thierarten diejenigen, welche sich am häufigsten vermehren.

Fünf und sechzigstes Gespräch.

Auguste. Wir kommen nun zu den Forstbäumen, und ich bitte Sie, meine Lieben, dieser Gattung nützlicher Gewächse nicht weniger Ihre Aufmerksamkeit zu schenken; denn ob wir gleich außer den Früchten auch das Holz der Fruchtbäume benützen können, so ist es doch zu vielen Zwecken weit weniger brauchbar und geschickt, als das Holz der Forstbäume, die man auch deßwegen besonders hegt und pflegt. Ehemahls dachte man zwar wenig an den Nachwachs dieser unentbehrlichen Naturproducte, rottete ganze Waldungen aus, ohne neue dagegen anzupflanzen, verbrannte eine unbeschreibliche Menge Holz ohne Nothwendigkeit, aber eben diese sorglose Unwirthschaft bey der zunehmenden Bevölkerung und der Errichtung verschiedener Fabriken stürzte uns in den jetzt allenthalben so empfindlichen Holzmangel; es ist also für uns alle von äußerster Wichtigkeit, diesem Übel ent-

gegen zu arbeiten, und wir können es nur durch die gehörige Kenntniß sowohl der Baumarten, ihrer Pflege und Benützung, als auch durch die sorgfältigste Wirthschaft mit diesem Artikel in unsern Haushaltungen.

Marie. Durch Schaden klüger gemacht, theilt man nun die Waldungen in ordentliche Bezirke ein, die man Forste nennt, und übergibt sie der Aufsicht erfahrner Männer, welche für die Anpflanzung, Hegung und wirthschaftliche Benützung der Wälder sorgen müssen, und dieß ist der Gegenstand der Forstwissenschaft.

Die Anpflanzung der Waldbäume erfordert weniger Mühe, als jene der Fruchtbäume; die meisten davon lassen sich am besten durch Samen vermehren, es seye denn, daß man zarte ausländische Gattungen durch Pfropfen auf einen vaterländischen Stamm abhärten wollte, sonst sind alle künstliche Vermehrungsarten der Festigkeit und Dauerhaftigkeit des Holzes nachtheilig. Man muß zur rechten Zeit den Samen einsammeln, und ihn, mit sechs Theilen Rocken oder Hafer vermischt, aussäen, denn dieses Getreide verschafft den jungen Bäumchen Schutz gegen die Sonnenhitze; es wird sodann zur Ärntezeit sorgfältig abgeschnitten. Größeren Samen, wie z. B. die Eicheln, steckt man in Rei-

hen. Ausländische, oder besonders nützliche einheimische Forstgewächse werden auch in Baumschulen erzogen, ihnen aber beym Versetzen die Pfahlwurzel nicht verkürzt, weil diese zum Wachsthum des Holzes nothwendig ist. Um nie Mangel an Brennholz zu haben, pflegt man einen Forst von Laubholz in 30 oder 40 Gehaue oder Schläge einzutheilen, wovon alle Jahre ein Gehau abgetrieben oder gefällt, und nach dem Fällen sogleich wieder mit neuem Holzsamen angepflanzt wird, damit man es nach 30 oder 40 Jahren wieder benutzen kann. Übrigens sucht der Forstmann allen Schaden, welchen Menschen und Thiere verursachen können, zu verhüten, und läßt das abgefallene Laub, als die einzige Düngung der Wälder, nicht zur Streu einsammeln. Bäume, die an der Dürre krank sind, werden, sobald man es bemerkt, umgehauen, damit sie ihre Nachbarn nicht anstecken. Gegen die Stürme sichert die Forste dichteres Anpflanzen der Bäume an den Seiten.

Außer der Hauptbenutzung der Waldungen, welche in dem Holze besteht, geben sie noch durch ihre Baumfrüchte, die Rinden und das Harz vielen Vortheil. Man scheidet sämmtliche Forstbäume in zwey Gattungen, in Laub- und Nadelholz.

Carol. Von den Laubhölzern ist die Eiche die Königinn des Waldes wegen ihrer Schönheit, Dauer, Stärke und großen Nutzbarkeit. Zu den verschiedenen bemerkenswerthen Gattungen dieser Baumart gehört die süße Eiche, in Italien und Spanien einheimisch, deren Früchte wie Kastanien eßbar sind; die immer grünende Eiche aus Südeuropa, welche auch bey uns fortkömmt; die Korkeiche, welche nur in dem wärmern Europa gedeihet, und nicht nur so stark als eine gemeine Eiche wird, sondern auch eßbare Eicheln trägt, und ein Alter von 150 Jahren erreicht. Die schwammichte aufgerissene Rinde dieses Baumes kann alle acht bis zehn Jahre abgeschälet werden, und liefert das bekannte Pantoffelholz oder Kork. Von der gemeinen Sorte kennt man bey uns die Winter- oder Steineiche und die Sommereiche; erstere wächst niedriger, schlägt später aus, trägt kleinere Früchte, und hat auch mürberes röthlicheres Holz, als die Sommereiche, welche noch manche andere Vorzüge besitzt.

Zur Fortpflanzung der Eichen dienen am besten die Eicheln, welche einen Zoll tief und einen Schritt weit von einander, in aufgelockertem Boden, im Herbste gesteckt werden, nach-

dem man den Boden vorher mit Rocken besäet hat. Nach zehn bis zwanzig Jahren läßt man von acht Bäumen nur Einen stehen, die übrigen abgehauenen lassen sich nach zwanzig Jahren wieder benützen, denn sie schlagen bald wieder aus. Zum guten Gedeihen der Eichen gehört ein etwas lehmiger, mäßig feuchter Boden, wo sie über 500 Jahre alt werden. Wegen ihrer starken Ausdünstung ziehen sie die Blitzstrahlen an sich. Ihr vorzüglichster Nutzen besteht in ihrem Holze, welches sich auch im Wasser gut hält, und darum zu allen Wassergebäuden genommen wird. Die Rinde, die jungen Zweige, Blätter und Sägespäne dienen zum Gärben, und die Eicheln zur Viehmastung, auch schreibt man den Eicheln, so wie der Rinde und den Blättern medicinische Kräfte zu. Die auf den Eichen entstehenden Galläpfel und Knoppern, so wie die Kelche der Eicheln, dienen zum Färben. Dieser Baum wächst unter allen Forsthölzern am langsamsten, und sein Holz ist zum Brennen das allerschlechteste, hingegen zu starken Tischlerarbeiten, Wassergefäßen und ordinären Schränken oder andern Behältnissen das beste.

Clarisse. Die Buche ist ein schöner, schnell heranwachsender Baum, hat theils rothes, theils

weißes Holz, welches von seinem Standort herrühren soll, denn diejenigen Buchen, welche der freyen Luft weniger ausgesetzt sind, haben meistens röthliches Holz. Die Buche gedeihet am besten in einem leichten schattigen Waldgrunde, wo sich die Wurzeln weit ausbreiten können; sie wird 50 bis 80 Fuß hoch, zuweilen zwey Klafter dick, und hat dann eine weißliche Rinde. Sie blühet im April oder May. Die süße öhlichte Frucht, mit einer stachlichten Kapsel bedeckt, besteht aus einem dreyeckigen Kern, und reift im October. Der Baum ist nach 100 oder 200 Jahren ausgewachsen, und dauert 400 Jahre. Man vermehrt ihn durch das Aussäen der Bucheicheln im November bey trockenem Wetter; nach vier Jahren können die jungen Bäume versetzt werden. Das Holz der Buche ist unter allen Forsthölzern zum Brennen das beste; als Bauholz wird es von Würmern und abwechselnder Witterung schadhaft, und ist auch zu andern Holzarbeiten zu spröde. Beym Brennen gibt es eine stille helle Flamme, starke Hitze und anhaltende Kohlengluth; seine Asche ist die beste zur Bereitung der Pottasche und aller Gattungen Lauge, daher wird eine gute Hauswirthinn dieses Holz, wenn sie es in ihrer Wirthschaft haben kann, allen andern vorziehen. Die Bucheicheln sind

zum Genuß für Menschen nicht zu empfehlen, wohl aber für die Schweine und das zahme Geflügel, auch erhält man von ihnen, wenn sie zwey bis drey Monathe gelegen sind, reichliches und schönes Öhl, welches sehr gut zum Brennen ist, und in manchen Gegenden statt des Olivenöhls, und in England zum Wollwaschen gebraucht wird. Das Mehl von den Bucheicheln gibt Stärke und Haarpuder.

Amalie. Die Birke, dieser vorzüglich in Amerika einheimische, mehr hohe als dicke Baum, hat über der gelblichen Rinde ein glänzend weißes Oberhäutchen, blühet im May, und hat im September sehr kleinen Samen in kleinen Zäpfchen, welcher, im October gesäet, im Frühjahr aufgehet. Die Birken lieben unfruchtbaren Sand- und Heideboden, wachsen 50 Jahre, und werden 100 Jahre alt, nach dem vierzigsten können sie aber schon gefällt werden. Ihr zähes Holz dient nicht zum Bauen, um so mehr aber zum Brennen und Verkohlen, und die zarten Reiser zu Besen; die Rinde gibt eine Art Theer, und aus den Blättern bereitet man einen gelben Färbestoff, Schüttgelb genannt. Im Frühjahr träufelt aus den Spitzen der Zweige ein für die Haushaltung und Medicin nutzbarer Saft, welcher durch die Gährung ein wein-

artiges Getränk liefert. Diesen Saft in Menge zu bekommen, bohrt man im März in den Stamm, von unten nach oben zu, ein bis zwey Zoll tief, befestiget unter die Öffnung eine blecherne Rinne, die den ausfließenden Saft in das darunter stehende Gefäß leitet; von einem gesunden starken Baume, der an mehreren Orten angebohrt ist, erhält man in 24 Stunden 10 bis 15 Maß Saft. Zapft man aber den Baum länger als 24 Stunden ab, ohne die Öffnungen mit einem hölzernen Zäpfchen zu verstopfen, so stirbt er. Dieser süße ungegohrene Saft treibt zum Stuhl und noch stärker zum Harn, daher er gegen den Stein, gegen den Ausschlag und andere Unreinigkeiten des Geblütes empfohlen wird. Er gibt auch durch die Abdampfung einen Syrup. Außer der gemeinen Birke kennt man noch die Hängebirke mit herabhängenden Zweigen, die sehr nützliche schwarze Birke aus Amerika, und die nur einige Fuß hohe Zwergbirke.

Sophie. Die Esche, ein hoher, gerader, sehr schöner Baum, ist nach 100 Jahren ausgewachsen, und lebt dann noch einige hundert Jahre. Seine aschgraue glatte Rinde wird ihrer zusammenziehenden Kraft wegen zuweilen statt der Chinarinde gebraucht, und bekommt nach drey-

ßig Jahren viele Risse. Die Blätter sind den Schafen und dem Rindvieh ein angenehmes Futter. Die Blüthe erscheint im May, und bringt im October röthlichen bittern Samen. Man pflanzt den Baum durch Samen und Wurzelsprossen, an schattigen, etwas feuchten Orten mit lockerem Grunde am besten fort, indessen leiden die jungen Sprossen leicht von Insecten. Das weißgelbe zähe Holz gibt außer der Feuerung auch brauchbare Kohlen, und dient zu allerhand Haus- und Ackergeräthe; eben so nutzbar ist die Amerikanische schwarze und weiße Esche.

Die Erle oder Eller, ein mittelmäßig starker Baum, wächst gern an Wässern und in feuchtem sumpfigten Boden, und hat dunkelgrüne klebrige Blätter, sie kömmt aber auch in trockenem Boden fort, nur sind ihre Blätter dann blaßgrün, und man nennt sie darum die weiße Erle. Die Blüthe erscheint im May. Den reifen Samen, wodurch man den Baum am leichtesten fortpflanzt, suchen die Zeisige im October begierig auf. Der Baum, dessen abfallendes Laub den Fischen schädlich ist, muß an keinem Teiche geduldet werden. Nach 40 Jahren hat er seine Vollkommenheit erreicht, und lebt dann ungefähr noch einmahl so lange. Sein röth-

liches, leichtes und sprödes Holz dient besonders zum Wasserbau, zu Brunnenröhren u. s. w., denn im Wasser ist es fast unzerstörbar, da es sich hingegen in freyer Luft nicht lange hält. Es dient ferner zu Leisten, zu Absätzen an Schuhen, zu hölzernen Schuhen und zu allerhand Schnitzwerk. Die Rinde dient zum Färben und Gärben; die zerschnittenen und auf einem Teller warm gemachten Blätter, mit etwas Körbelkraut vermischt, sollen das beste Mittel seyn, die Milch in den Brüsten der Säugenden zu zertheilen, wenn sie aufhören wollen ihre Kinder zu stillen.

Julie. Ist bey den heutigen Abhandlungen der Bäume nicht etwas ausgelassen worden?

Auguste. Warum fragen Sie darum, meine Liebe?

Julie. Weil mich Bruder Eduard gestern Abend versicherte, das Manna käme von Eschenbäumen; er wollte mich auch mit Gewalt bereden, das Manna, wovon in der heiligen Schrift die Rede sey, wäre gar nichts Wunderbares gewesen, man fände es in den warmen Ländern auf verschiedenen Bäumen, die auch bey uns, wie die Esche, einheimisch wären, nur daß es hier nicht warm genug wäre, es hervor zu locken. Ich stritt nach Möglichkeit, und war nahe daran mich zu ärgern, denn ich dachte, er

wolle mich nur necken, aber er versprach mir heute ein Buch zu bringen, welches Sie selbst mir zu lesen erlauben würden, weil es die Naturgeschichte für Kinder wäre, da würde ich seine Aussage bestätiget finden. Was werde ich ihm nun antworten, wenn er mich überzeugt?

Auguste. Das kann er nicht, und ich will Ihnen gleich sagen, wie die Sache zusammen hängt. Ihr Herr Bruder hat darin Recht, daß es in Südeuropa, besonders in Calabrien und Sicilien, wirklich eine Art Eschenbäume gibt, die einen gelblichen zähen Saft ausschwitzen, der in der Apotheke unter dem Nahmen Manna als ein gelind abführendes Mittel gebraucht wird. Fickchen vergaß es bey der Wiederhohlung ihrer Aufgabe, und ich bin Ihnen dafür verbunden, daß Sie uns daran erinnerten. Auch die gemeine Esche schwitzt in warmen Ländern einen ähnlichen Saft aus, der aber eine geringere Sorte Manna liefert. Dieser hervorquellende Saft ist Anfangs bitterlich, wird aber, wenn er sich an der Luft verdickt, süß. Einen ähnlichen zähen Saft liefern in heißen Ländern mehrere Gewächse, die beste Manna findet sich aber tropfenweise im Orient auf einer Art Klee, welche theils rein in gelblichen Körnern, theils in braunrothen Massen, mit Staub und Blät-

tern vermischt, aufbewahrt wird. In Spanien essen die Armen auch eine auf dem Cistenröschen befindliche Art von Manna frisch, denn sie hat da keine purgirende Kraft. Lassen sich nun alle diese Arten von Manna mit jenem, wovon in der Bibel die Rede ist, zusammen reimen?

Julie. O wahrhaftig nicht! Das Manna der Israeliten fiel mit dem Thau in weißen Körnchen, wie der Hagel. Es ließ sich nicht aufbehalten als am Sabath, und schmolz alle die übrigen Tage, wenn die Sonne warm darauf schien; die, welche es aus Geitz doch aufbewahren wollten, fanden es am andern Tage stinkend, voll Würmer. Auch müßten sich die Israeliten entweder zu Tode purgirt haben, oder es mußten vierzig Jahre lang in der ganzen Wüste unaufhörlich so viele Cistenröschen blühen, als eine so ungeheure Menge Menschen nöthig hatte, um davon so viel Manna zu sammeln, als sie, um satt zu werden, nöthig hatten; nun gibt es aber keine Blumenart, welche das ganze Jahr blühet, und schon dazu wäre ein Wunder nöthig gewesen. Nun komm nur, Brüderchen, mit deinem Buche, ich will dir den Kopf waschen.

Marie. Ja warum schreibt man aber solch unwahres Zeug in unsere Bücher?

Auguste. Ausdrücklich steht es in keinem,

aber als Vermuthung habe ich es selbst in einem Ihrer Bücher gelesen.*) Der Verfasser läßt darin einen Knaben die Frage thun, ob wohl das Manna der Israeliten, welches sie auf ihrer Reise nach Canaan durch die Arabischen Wüsten gespeist hätten, auch so, wie das Manna, welches er ihnen eben bekannt machte, ausgesehen habe, wie das, was noch jetzt in Arabien aus den Eschenbäumen hervorquillt? Der Lehrer antwortet sehr unüberlegt kurz weg: Ja, meine Lieben! ich glaube, daß das Manna der Israeliten eben so geschmeckt und eben so ausgesehen habe, als das jetzige Arabische Manna, gewiß aber kann ich es euch nicht sagen, weil ich nicht dabey gewesen bin, und es auch sonst niemand gesehen hat.

Marie. Niemand dabey gewesen? waren 600,000 Menschen niemand? so hätte ich wenigstens den Herrn Lehrer gefragt.

Frid. Ach, er würde dir geantwortet haben, da es sonst niemand als die Israeliten gesehen hätte, so könnten diese auch gelogen haben.

Marie. So? warum fanden sie es denn

---

*) Naturgeschichte für Kinder von M. Georg Christian Raff, ordentlichen Lehrer der Geschichte und Geographie auf dem Lyceum zu Göttingen, S. 38.

nicht eher, als nach Gottes Verheißung? warum würde sich jetzt ein Mensch zu Tode purgiren, wenn er so viel davon essen wollte, und warum waren die sonst so störrischen Israeliten gerade bey dem Manna, das ihnen am Ende auch nicht mehr gut genug war, so gefällig, dem Moises lügen zu helfen? unter einer ganzen, eben nicht leichtgläubigen Nation sollte sich kein einziger gefunden haben, einer so derben Lüge zu widersprechen? Denke nur, Fridchen, sie aßen es vierzig Jahre, das Wunder erneuerte sich täglich, und wenn es keines war, wenn man das Manna überall fand, so sollte in dieser langen Zeit, bey all dem Zanke mit Moises, bey ihrer Widerspenstigkeit gegen alle göttlichen Befehle, die ihre Schriften so ganz offen bekennen, keiner das Natürliche von dem Wunderbaren unterschieden haben? Geh, das ist nicht möglich zu denken. — Aber warum schreibt man so etwas ohne weitere Auslegung in unsere Bücher? Wie kann ein Lehrer sagen, er wisse auf eine solche Frage nichts Gewisses zu antworten?

Auguste. Aus Unwissenheit, aus Eitelkeit, und leider auch aus Bosheit, denn es gibt Menschen, die sich ein eigenes Geschäft daraus machen, aus einem, jedem vernünftig Denkenden unerklärlichen Hasse, alles, was die heil. Schrift

erzählt, zu verdrehen, oder ins Lächerliche zu kehren; es ist ihnen nicht genug, unwissende Erwachsene zu bethören, auch in eure jungen Herzen, meine lieben Kinder, wollen sie den Keim des Unglaubens säen, und da sie es nicht offenbar dürfen, so werfen sie nur hier und da so etwas hin. Ehedem, da man nichts Angelegentlicheres kannte, als die Jugend in Gottes Worte zu unterrichten, würde jedes Kind eine solche Behauptung so leicht, wie eben Mariechen, empört haben, und ihr Daseyn in einer Kinderschrift hätte wenig geschadet; aber heut zu Tage, wo man die Bibel nur so obenhin behandelt, wo unter hundert jungen Menschen kaum einer etwas Näheres davon weiß, machen derley fein eingestreute, mit dem Ansehen eines öffentlichen Lehrers gestämpelte Witzeleyen den schädlichsten Eindruck. Urtheilen Sie nun, meine Kinder, ob ich es Ihnen vergebens zur Pflicht mache, sich in allen Theilen der Wissenschaften hinlängliche Kenntnisse zu sammeln, damit sie einst Ihren Söhnen, und jetzt schon Ihren Brüdern und Freunden auf die wahre Bahn helfen können. Übrigens, liebes Julchen, wäre es sehr unklug gehandelt, Ihren Bruder über eine Sache schmähen zu wollen, bey der er ganz und gar keine Schuld hat; ein vorhergegangener schlechter

Unterricht in der heiligen Schrift machte ihn jene Antwort des Lehrers auffassen, denn ein gut unterrichteter Knabe konnte eine solche Frage gar nicht aufwerfen, so wenig, als sie ein wirklich christlicher Lehrer auf diese Art beantworten würde. Ihr armer Bruder kann nichts dafür, wenn es ihm an hinlänglichem Unterricht fehlt, zeigen Sie ihm aber seinen Irrthum mit freundlicher Güte, ohne Spott, ohne weitere Anmerkung, und Ihre Bemühung wird ihm nützlich seyn.

Julie. Er wird mir vermuthlich das nähmliche Buch bringen, von dem Sie vorher sagten, da will ich ihn dann nur bitten, die Eigenschaften des Israelitischen Manna mit jenem, was uns die Naturgeschichte beschreibt, zu vergleichen, er hat Verstand, und wird es bald selbst einsehen, — ist es so recht?

Auguste. Ja, mein Kind! — Nun wiederhohlen Sie uns Ihre Aufgabe.

Julie. Minerva, auch Pallas, Tritonia, Athene genannt, Jupiters Tochter, aus dessen Haupte sie ganz gewaffnet hervorsprang, ist nach der Fabellehre die Göttinn der Weisheit, der Kriegskunst, und die Erfinderinn der Webe- und Stickkunst; man schreibt ihr auch noch mehrere Kunsterfindungen zu, und gibt ihr deßwegen zuweilen den Nahmen Erga-

ne oder die Künstlerinn. Sie blieb stets Jungfrau, und wird mit einem schönen, aber mehr männlichen als weiblich reitzenden Gesichte und himmelblauen Augen gemahlt, Lanze, Helm, Schild und ein schuppichter Brustharnisch sind ihre Waffen. Auf den Helm setzt man ihr entweder das Bildniß der Sphinx, eine Löwinn mit einem Jungfrauenkopfe, oder eine Nachteule, und auf dem Schilde oder auf dem Brustharnisch fast allezeit den schlangenhaarigen Kopf der Medusa; zuweilen steht allein die Nachteule als ihr eigentliches Unterscheidungszeichen neben ihr, das späte Nachtwachen aller Schüler der Weisheit damit anzudeuten, weil dieser Vogel wacht, wenn jeder andere schläft, oder als ein Sinnbild der Scharfsichtigkeit, weil sie da sieht, wo andere Vögel gar nicht sehen. Ihr Helm ist manchmahl auch mit Öhlzweigen geziert, weil man ihr auch die Erschaffung dieses nützlichen Baumes zuschrieb; denn, da einst Neptun mit ihr stritt, welcher von ihnen beyden der Stadt Athen, die sie liebten, das beste Geschenk machen könnte, dessen Nahme sollte auch die Stadt künftig führen, brachte Minerva den Öhlbaum, und Neptun das Pferd hervor, der versammelte Götterrath erkannte den Öhlbaum für nützlicher, und die Stadt wurde Athen genannt.

Durch ihre Klugheit und Stärke erlegte Minerva das verderbliche feuerspeyende Ungeheuer Ägis, überzog mit dessen undurchdringlicher Haut ihren Schild, wovon dieser auch zuweilen die Ägide genannt wird, oder bediente sich dieser Haut statt eines Panzers, welchen ihr die Ciklopen mit goldenen Schuppen besetzten. Im Kriege mit den Giganten leistete sie ihrem Vater den besten Beystand durch den klugen Rath, einen Sterblichen zu Hülfe zu nehmen, wobey das Loos so glücklich ausfiel, daß es den Herkules traf. Sie selbst zerschmetterte in diesem Gefechte den Riesen Enceladus mit einer ausgerissenen Insel, stieß mit der Lanze den Typhon vom Himmel herunter, und verwandelte durch den Medusenkopf den Palles und Minos in Stein, auch ergriff sie den Drachen, welchen ihr die Giganten entgegen schickten, drehete ihn zusammen, und warf ihn an den Himmel, wo er noch als Stern zu sehen ist. Sie war selbst dem Kriegsgott Mars weit überlegen, weil sie ihre Tapferkeit mit Weisheit verband. Alle künstlichen Erfindungen der Menschen schreiben die Alten daher den Eingebungen dieser Göttinn zu.

Mars ist ein Sohn Jupiters und der Juno, der Gott des Krieges, ein Freund der

Zwietracht und des Blutvergießens; Spieß und Schwert oder Dolch sind seine Waffen, Helm, Schild und Panzer seine Rüstung. Zuweilen stellt man ihm eine Wölfinn zur Seite. Seinen Streitwagen regiert die Göttinn Bellona, Furcht und Schrecken spannen ihm die Pferde vor. Im Kriege wider die Riesen stand er auch seinem Vater bey. Ohne eine eigene Gemahlinn zu haben, bekam er doch viele Kinder, weil viele Göttinnen und auch Sterbliche den schönen tapfern Kriegsgott liebten.

Die Römer verehrten in den ältesten Zeiten, wo sie noch keine Statuen hatten, die Lanze als ein Sinnbild des Mars, und unter dem Sinnbilde eines Säbels verehrten ihn die Scythen. Man opferte ihm Pferde, welche ihm besonders geweihet waren, auch anderes Vieh, zuweilen sogar Menschen, wozu man meistens Kriegsgefangene wählte.

Bey den Römern waren dem Mars die Wölfe als das Sinnbild des Raubes und Krieges heilig, eben so die Hunde und Geyer, welche sich vom Fleische der Erschlagenen nähren. Den Hahn hielt man für des Mars Lieblingsvogel, weil er einst in einer Anwandlung von Grimm seinen jungen, ihm über alles werthen Diener Alectrio, der Wache halten sollte, aber eingeschla-

fen war, in dieses Thier verwandelt hatte, der dann zu jeder Stunde der Nacht krähete, die nothwendige Wachsamkeit einer Schildwache anzudeuten.

Dem Mars zu Ehren hatte Numa zwölf Priester angestellt, welche man die Salier nannte; sie mußten sich an seinen Festen mit Brustharnischen und ganz besonders geformten Schilden bewaffnen, welche König Numa nach Einem, der seinem Vorgeben nach vom Himmel gefallen war, hatte machen, und den himmlischen darunter mischen lassen, damit dieser nicht so leicht erkannt und entwendet werden möchte. Diese Schilde hießen Ancilien; sie hingen sonst immer im Tempel des Mars, und die Priester mußten sie auch wieder dahin tragen, bevor sie nach den feyerlichen Umherzügen und Tänzen das Fest mit einem reichen Opferschmaus endigten. Diese Mahlzeiten wurden nachher bey den reichen Römern so prächtig, daß man einen recht üppigen Schmaus eine Salische Mahlzeit nannte. Später weihete Brutus dem Mars zwischen der Tiber und Rom das berühmte Marsfeld, und bestimmte es zum Versammlungsorte des Volkes bey wichtigen Angelegenheiten, wo sie auch, diesem Schutzgott ih-

rer Stadt zu Ehren, alle ihre Kampfübungen hielten.

Auguste. Wenn wir heute die Geschichte von Rußlands Regenten zu Ende bringen wollen, so haben wir keinen Augenblick zu versäumen, sie ist noch ziemlich lang.

Clarisse. O ich bin herzlich froh, denn die Göttergeschichte macht mir immer lange Weile.

Auguste. Mir auch, sie ist aber doch nothwendig, und so muß man sich nicht abschrecken lassen, manchmahl etwas Unangenehmes mitzunehmen. Emilie, heitern Sie uns mit Ihrer Vorlesung wieder auf.

Emilie. Katharina die Erste, Peters des Großen zweyte Gemahlinn, war in dem Großfürstenthume Litthauen von geringen und so armen Ältern geboren, daß sie in den ersten Jahren ihrer Jugend diente, und nachher an einen Schwedischen Dragoner vermählt wurde, der aber noch am Hochzeittage bey einem Überfall der Russen im Gefechte blieb. Katharina fiel in die Hände der siegenden Russen, wo sich ein Deutscher General ihrer annahm, und das schöne Mädchen nach Petersburg mit sich nahm. Dort sah sie der Kaiser, ihre blühende Schönheit, ihr sanftes gefälliges Betragen, ihr heiterer Geist und die Güte ihres noch weit schöne-

ren Herzens bestimmten Petern, nach einer langen prüfenden Bekanntschaft mit ihr, sie öffentlich zur Gemahlinn zu nehmen. Dieses Glück, welches tausend andere Weiber eitel und stolz gemacht haben würde, bewirkte in Katharinens schöner Seele die höchste Dankbarkeit. Sie begleitete ihren Gemahl auf allen seinen Feldzügen, ertrug alle Beschwerden und Gefahren mit ihm, und ließ sich durch manche rauhe Begegnung, die sie in der Heftigkeit seiner aufbrausenden Gemüthsart manchmahl so gut als jeden andern, der ihm dann zu nahe kam, traf, nicht abschrecken, seine beständige Gefährtinn zu seyn, und ihn aufzumuntern; durch Anmuth, Scherz, Rath und Trost wußte auch niemand so gut, als sie, seine empörte Seele zu zähmen. Als Peter im Lager am Pruth, von den Türken eingeschlossen, in stumme Verzweiflung versunken, bey Lebensstrafe verbothen hatte, daß sich niemand unterstehen sollte in sein Zelt zu kommen, wagte es doch die treue Gattinn, sich seinem Unwillen auszusetzen, wenn sie ihn nur retten könnte. Sie entwarf mit den vornehmsten Staatsbedienten den Anschlag, durch das Anerbiethen großer Geldsummen den Türkischen Heerführer zum Frieden zu bewegen, überredete ihren Gemahl glücklich, darein zu willigen, und

legte zu dem bestimmten Gelde noch all ihren Schmuck, um des Türken Geitz ganz damit zu befriedigen. Alles gelang nach Wunsch, und man verehrte sie seitdem als die Retterinn des Reichs, Peter selbst pries laut ihre Klugheit. Sein Vertrauen in sie hatte nun keine Gränzen mehr, er ließ sie bald nachher zur Kaiserinn feyerlich krönen, und bestimmte sie dadurch, wiewohl nicht ausdrücklich, zu seiner Nachfolgerinn. Katharina hatte sich aber durch ihre Güte, mit der sie jedem Bedrängten zu helfen suchte, durch die unermüdete Sorgfalt während des Krieges für die verwundeten Soldaten, eine so allgemeine Liebe erworben, daß diese, bey der Nachricht von des Kaisers Tode, zwar sehr um ihn trauerten, aber doch zugleich getröstet ausriefen: Nun wohl! wenn auch unser Vater todt ist, so lebt doch unsere Mutter noch. Sie führte die Regierung nach den Absichten ihres Gemahls, aber nur zwey kurze Jahre, und überließ den Thron bey ihrem Tode Peter dem Zweyten, der ein Sohn des unglücklichen Prinzen Alexei, und erst zwölf Jahr alt war. Er regierte nicht volle drey Jahre, weil er durch allzuheftige Leibesübungen seinen jungen Körper schwächte. Seine Tante, des ehemahligen Zaar Joan jüngere Tochter Anna, verwitwete Herzo-

ginn von Curland, folgte ihm. Sie hatte Fähigkeit genug, Peter des Großen angefangenes Werk fortzusetzen, und ihre zehnjährige Regierung war ruhmvoll und glücklich. Sie gab, wie ihr Vorgänger bereits angefangen hatte, die ehemahls den Persern abgenommenen Provinzen wieder zurück, weil ihre Vertheidigung mehr kostete, als sie werth waren, auch verursachte die dortige Witterung dem Russischen dahin verlegten Militär viele Krankheiten, und die kluge Kaiserinn erlangte als Ersatz für diese Länder große Handlungsfreyheiten von den Persern, die ihrem Reiche weit nützlicher waren, als der Besitz von Provinzen, die man bey ihrer Ungesundheit nur schwer behaupten konnte. Ihre Vermittlung schaffte den Pohlnischen Königen wenigstens einen Anschein von Macht, sie schickte auch dem Deutschen Kaiser Hülfe, und führte gegen die Türken einen siegreichen Krieg.

Damahls sah man erst recht deutlich, welche gute Wirkungen Peters angefangene, durch seine Nachfolger glücklich fortgesetzte Anstalten hervorgebracht, und wie viel mit den Russen im Kriege auszurichten sey; sie fochten mit der anhaltendsten Tapferkeit gegen sehr überlegene Feinde, unter Umständen, welche ihren Muth hätten beugen können, sie ertrugen alle Beschwer-

lichkeiten des Mangels, der rauhen Witterung, der langen Züge und außerordentlichen Arbeiten mit mehr Gelassenheit, als irgend andere Europäische Krieger, und man fieng von dieser Zeit an zu fühlen, daß Rußland fähig wäre, die Macht der Türken einzuschränken, und ihre stolze Verachtung gegen die Christen zu mindern. Die Kaiserinn that auch ihr Möglichstes, um die Bildung eines wohlgeübten Heeres fortzusetzen, und setzte noch einen andern edlen Entwurf mit besserem Erfolge fort, den Peters großer Geist zwar versucht, aber nicht ausgeführt hatte. Rußlands weitläufige Länder waren weder dem übrigen Europa, noch ihren eigenen Beherrschern recht bekannt, dieß galt besonders von seinen Gränzen gegen Osten und den Asiatischen Theilen. Erst im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hatten sich die Russen auf der Halbinsel Kamtschatka festgesetzt. Peter wollte von da aus erforschen lassen, ob Siberien mit Nordamerika zusammen hänge, oder durch ein Meer davon getrennt wäre, von welcher Entdeckung viele Vortheile für die handelnde Schiffahrt abhingen. Kurz vor seinem Tode hatte er bereits einige geschickte Männer abgeschickt, die von Kamtschatka aus weiter gegen Norden schiffen sollten, sie kamen aber nach fünf Jahren

ohne besondere Entdeckung zurück. Die Kaiserinn Anna ließ nun eine zweyte Reise unternehmen, wobey schon Russen als Gehülfen mitgehen konnten, erlebte aber auch ihre Rückkehr nicht, doch hat diese Reise vieles bis dahin in der Erdbeschreibung Unrichtige zu verbessern genutzt, besonders zeichneten sich zwey Deutsche dabey durch ihre wichtigen Beobachtungen aus; aber die Hauptabsicht der Sendung blieb doch noch unerreicht.

Nach Annens Tode gab es vielen Streit, weil der von ihr ernannte Thronfolger ein erst neun Wochen altes Kind war, und die Großen des Reichs sich um die Vormundschaft zankten. Elisabeth, Peter des Großen Tochter, stellte die Ruhe dadurch wieder her, daß sie ihr näheres Recht auf den Thron bewies, den unmündigen Kaiser nebst seinen Ältern gefangen setzte, und viele widerspänstige Große nach Siberien verbannte. Sie fand bey dem Antritte ihrer Regierung schon einen schweren Krieg mit Schweden angefangen, setzte ihn noch einige Zeit glücklich fort, und entriß ihnen ganz Finnland. Sie beförderte durch Hülfsvölker, die sie dem Deutschen Kaiser schickte, dessen Frieden mit Frankreich, und verband sich endlich noch

fester mit diesem Hofe, als der siebenjährige Krieg mit Preußen begann.

Obgleich Elisabeth mitten in diesem Kriege starb, so hatte doch die innere Ruhe ihres Reiches nichts gelitten. Sie hatte gleich in den ersten Jahren ihrer Regierung den Sohn ihrer jüngern Schwester, der Herzoginn von Hollstein, zu ihrem Thronfolger und Großfürsten von Rußland ernannt; er nahm den Nahmen Peter der Dritte an, und vermählte sich mit einer Prinzessinn von Anhalt-Zerbst, welche den Nahmen Katharina Alexiewna nach Griechischem Kirchengebrauch annahm. Peter erklärte sich sogleich nach angetretener Regierung in dem noch dauernden Kriege mit Österreich und Preußen zum Besten der letztern, half zwar dadurch ihn endigen, aber auch dem Hause Österreich zu einem empfindlichen Schaden. Bald nachher fing er auch wichtige Veränderungen in seinem Reiche an, worunter manche wirklich nothwendige Verbesserungen enthielten, viele aber auch nachtheilig, und wieder andere zu hastig unternommen waren. Dieses alles, nebst einer großen Gleichgültigkeit gegen die herrschende Religion entzog ihm die Liebe und das Vertrauen der Russen, sie betheten dafür seine Gemahlinn an, eine liebenswürdi-

ge Prinzessinn, die ihr Gemahl äußerst roh behandelte und endlich gar zu hassen schien. Besorgt für ihr Leben, errichteten die vornehmsten Russen eine Verschwörung, nöthigten Petern, die Regierung, nachdem er sie nur sechs Monathe geführt hatte, niederzulegen, und riefen seine Gemahlinn zur Kaiserinn aus. Acht Tage darauf starb Peter im Gefängnisse als ein Opfer seiner eigenen Unbesonnenheit.

Nun hatten also die Russen in ihrer angebetheten Katharina der Zweyten eine Deutsche zur Kaiserinn, und niemahls befanden sie sich besser, nie war noch ihr Reich so furchtbar, so blühend gewesen, als unter der Regierung dieser Fürstinn. Ihr großer unternehmender Geist beförderte gleich Anfangs den Frieden in Deutschland, und den Krieg, welchen ihr Gemahl wegen alter Streitigkeiten seines Hauses mit Dänemark hatte führen wollen. Sie half den Grafen Stanislaus Ponjatowsky auf den Pohlnischen Thron befestigen; als sie aber bald nachher an der Pohlnischen stets verwirrten Reichsverfassung zum Schutze des Königs mehr Antheil nahm, als die Pohlnischen Edelleute vertragen konnten, verbanden sich viele der Mächtigsten wider die Kaiserinn und ihren König, und brachten die Türken dahin, Rußland den Krieg anzu-

kündigen, allein die Türken mußten bald mit großem Schaden büßen, Katharina entriß ihnen die Moldau, die Halbinsel Krimm oder Taurien nebst andern benachbarten Landstrichen. Ihre tapfern, von Liebe gegen ihre Kaiserinn glühenden Russen drangen siegend in die Bulgarey, und näherten sich sogar Constantinopel. Zur See war der Fortgang ihrer Waffen noch größer, ihre Kriegsflotte schiffte beynahe um ganz Europa, erschien zum ersten Mahl im Archipelagus, schlug und verbrannte die Türkische Flotte an der Asiatischen Küste, bemächtigte sich verschiedener Inseln Griechenlands, und beunruhigte das Türkische Gebieth weit herum. Dennoch gewährte die Kaiserinn den Türken bald darauf den Frieden mit einer Klugheit unter Bedingnissen, die mehr ihrer Mäßigung als so großen erfochtenen Vortheilen angemessen schienen; denn die Russen erlangten durch denselben nichts, als die längst gewünschte freye Schifffahrt auf dem schwarzen Meere. Aber eben diese Mäßigung schützte die kluge Fürstinn gegen den Neid der übrigen Europäischen Mächte, gab ihr Zeit, ihre Soldaten noch besser zu bilden, verdiente Officiere mit auffallender Großmuth zu belohnen, das wahre Verdienst auszuzeichnen, und so sich aller Herzen zu

versichern. Sie hatte nun, wie sie wünschte, einmahl auf Taurien festen Fuß gefaßt, da man ihr zur Sicherheit des Friedens dort zwey Städte einräumte; dieß erleichterte ihr nach neun Jahren die völlige Besitznahme in einem günstigeren Zeitpuncte, als der Chan dieses Landes sich ihr, von der er mehr Billigkeit erwarten konnte, zu unterwerfen begehrte. So kam dieses Land, welches die alten Russischen Großfürsten bis ins dreyzehnte Jahrhundert besessen hatten, wieder unter ihre Herrschaft.

Auf einer andern Seite benützte Katharina die Pohlnischen Unruhen, jene Gegenden, die ehedem auch zu Rußland gehört hatten, wieder zu gewinnen; nachdem sie einige Jahre mit ihrem Militär alles versucht hatte, diese Unruhen zu dämpfen, ohne daß es ihr gelungen war, verlangte sie sowohl zur Schadloshaltung dabey aufgewandter Kosten, als auch wegen alter Rechte auf den Landesbezirk längs der Dwina und dem Dnieper denselben mit ihrem Gebiethe zu vereinigen. Ihr Ansehen unter den Mächten Europas wuchs auch mit jedem Jahre, und Rußland, das ehedem kaum geachtet war, hat seit ihrer Regierung in allen wichtigen Angelegenheiten dieses Welttheils eine entscheidende Stimme.

Übrigens nahm sich diese Kaiserinn des öffent-

lichen Unterrichts, der Wissenschaften, Künste und guten Sitten mit allem möglichen Eifer an. Wohl überzeugt, daß man mit derley Hauptverbesserungen bey der Jugend anfangen müsse, stiftete sie eine Erziehungsanstalt für beyde Geschlechter, erweiterte die bereits vorhandenen, schickte auf ihre Kosten junge Russen zur Lehre in fremde Länder, ließ vortreffliche Bücher aus fremden Sprachen ins Russische übersetzen, und von den herrlichsten Kunstwerken der Alten Abgüsse verfertigen. Sie zog durch große Anerbiethungen eine Menge geschickter Fremder, besonders Deutsche in ihre Länder, besetzte damit wüste Plätze, erbaute neue Städte, und stiftete eine ordentliche Gesellschaft zur Aufnahme des Ackerbaues und der Landwirthschaft, die Vornehmsten des Reichs wurden Mitglieder dieser Gesellschaft in Petersburg, und die Statthalter der Provinzen mußten ihre Nachrichten über den Zustand ihrer Länder an dieselbe übersenden, dadurch gewann das Land unbeschreiblich. Auch in der Staatsverwaltung wurden vortheilhafte Veränderungen getroffen, kurz Katharina verstand es, Peters des Großen hohe Entwürfe glücklich fortzusetzen, und sie mit Weisheit nach dem Bedürfnisse der Zeiten umzuschaffen, oder zu einer kaum gehofften Vollkommenheit zu erheben.

Den schönsten Beweis hinterließ die bald nachher verewigte Monarchinn von ihrer edlen Denkungsart durch das von ihr entworfene Gebäude einer neuen Gesetzgebung, der von ihr selbst verfaßte Entwurf bleibt das herrlichste Denkmahl von Menschenkenntniß, Klugheit und Liebe der Unterthanen. Die Gewalt der Russischen Beherrscher ist zwar uneingeschränkt, und sie hat in den ältern Zeiten sehr oft für das Leben, die Freyheit und Güter der Unterthanen üble Folgen gehabt, Katharina befahl aber die kaiserlichen Verordnungen, welche in Rußland Ukasen genannt werden, in Ausdrücken abzufassen, die mehr väterlichen Ermahnungen als Befehlen gleich sahen. Sie fand, daß nach dem großen Anfange, welchen Peter der Große schon zur Verbesserung der Gesetze unternommen hatte, noch sehr viel zu ihrer Vollkommenheit gethan werden müsse, und berief daher aus allen ihren Ländern Abgeordnete, denen sie die Abfassung eines neuen Gesetzbuches auftrug, und ihnen dazu einen von ihr selbst verfaßten Plan übergab; die erhabene Fürstinn zeigte darin die ganze Stärke ihrer wahrhaft großen Seele. Gegen das Ende dieser Schrift drückt sie sich auch mit aller weiblichen Sanftmuth aus: Alles, was ich euch hier sagte, schreibt sie, wird freylich denen nicht

gefallen, die so gern schmeichelnd den Regenten vorsagen, daß ihre Völker nur ihretwegen geschaffen sind, wir aber halten dafür und schätzen es uns zum größten Ruhme, sagen zu können, daß wir unseres Volkes wegen da sind; denn Gott verhüte, daß nach Endigung dieser Gesetzgebung ein Volk auf Erden gerechter und billiger regiert werde, folglich glücklicher seyn möge, als das unsrige, die Absicht unserer Gesetze wäre dann nicht erfüllt, ein Unglück, welches ich nicht zu erleben wünsche.

Auguste. Sehen Sie nun, meine Lieben, was der weibliche Geist zu leisten vermag, wenn er alle seine Kräfte zum Guten benützen will. Es muß uns freuen, jede schwere, jede heilige Pflicht des Regenten auch von Frauen ausüben, und sie mit allen sanften Tugenden unseres Geschlechtes vereinigen zu sehen. Unserer Seele ist also nichts unmöglich, wenn sie nur aufrichtig will, weder eine niedrige Geburt, noch der höchste Rang in der Welt sind ihr Hindernisse, der Tugend unter allen Umständen getreu zu bleiben, wenn das Herz nur gut ist, und die Seele ihre Pflichten erfüllen will; Rußlands Kaiserinnen geben uns hievon das einleuchtendste Beyspiel. Katharina die Erste, im niedrigen Stande geboren und erzogen, wird durch das höchste Erdenglück weder eitel noch stolz, noch hart oder böse ge-

macht, Katharina die Zweyte, in allem Glanz des Reichthums und der Hoheit schon als Fürstinn erzogen, bringt eine eben so edle Seele auf den Thron; Reichthum oder Armuth, ein geringer oder hoher Stand sind es also nicht, was den Menschen abhalten könnte, seine Pflichten zu kennen, sie auszuüben und seinen Geist zu bilden, wenn er nur will.

Carol. Mich freut es noch besonders, daß die letzte große Kaiserinn eine Deutsche war; Rußland dankt also den Anfang seines Glückes zwar dem edelsten Manne seiner Nation, aber die Fortdauer dieses Glückes einem Deutschen, noch dazu weiblichen Herzen, ist das nicht auch schön, nicht sehr rühmlich für uns alle?

Auguste. Noch mehr als rühmlich, es ist zugleich die bestimmteste Aufforderung, hinter diesem erhabenen Beyspiele nicht zurück zu bleiben. Deutschland versorgt seit einem halben Jahrhundert fast ganz Europa mit allgemein anerkannten weisen tugendhaften Königinnen, es hat noch viele andere Fürstinnen und edle Frauen jedes Standes aufzuweisen; wie häßlich ist es nun, unter eben dieser Nation als ein unwissendes, träges, nur an eitlen Possen hängendes Geschöpf da zu stehen? wie schimpflich, während andere Frauen unseres Volkes sich so ruhmvoll auszeich-

nen, Mangel an der weit geringeren Fähigkeit zu verrathen, eine kleine Haushaltung mit Vernunft, Güte und Pflichtgefühl zu führen, unsere Kinder in Abwesenheit des Mannes oder nach seinem frühen Tode wohl zu erziehen, und mit Klugheit Güter zu verwalten, die das zeitliche Wohl unserer Familien ausmachen? wie kann ein Deutsches Mädchen diese Beyspiele sehen, hören, lesen, und nicht, von Nacheifer glühend, alle Tändeleyen wegwerfen?

Frid. Keines, das so wie wir unterrichtet wird, aber wie viele sind deren? O liebe Auguste! alle diese Frauen wurden auch gewiß anders als die jetzigen Mädchen erzogen?

Auguste. Sehr wahrscheinlich, denn sie hielten auch viel auf eine gute Erziehung, und sorgten bey ihren Untergebenen dafür. Sie sehen auch in dieser Geschichte, wie man es anfangen muß, rohe Menschen zu bilden; eigenes Beyspiel, Aufmunterung, Zurechtweisung, Belohnung und Festigkeit bey einmahl gefaßten Entschlüssen nebst der sorgfältigen Erziehung der Jugend sind die Mittel dazu.

Marie. Wie geht es aber nun in Rußland? denn die Kaiserinn Katharina lebt nicht mehr.

Auguste. Katharinens Sohn und Nachfol-

ger, Paul Petrowitsch, war wieder nur eine kurze Erscheinung; ihm folgte sein Sohn, der jetzige Kaiser Alexander, der, von seiner erhabenen Großmutter und seiner eigenen, eben so liebenswürdigen Mutter sorgfältig erzogen, alle glücklichen Vorbereitungen seiner Vorfahren in vollem Gange erhält, es kömmt nunmehr nur auf die Russen selbst an, eben so viel mit eigenen Kräften zu versuchen, als ihre Monarchen in den letzten hundert Jahren für sie gethan haben. Es finden sich bereits würdige Staatsmänner, geschickte Feldherren, Lehrer und Künstler in allen Fächern aus ihrer eigenen Nation unter ihnen, man hat bey ihnen eben so viel Verstand, Fähigkeit zu Erfindungen, Witz, Scharfsinn und standhafte Arbeitsamkeit bemerkt, als bey andern Nationen, die Slaven sind also jeder Bildung fähig. Aber noch ist es nöthig, daß sie, von einem allgemeinen Geiste lebhafter Thätigkeit beseelt, die Bemühungen ihrer vortrefflichen Fürsten unterstützen, denn alle rastlose Thätigkeit des Regenten bleibt ewig unnütz, wenn die Nation ihr eigenes Bestes zu wenig bedenkt, um selbst mitzuwirken, darum herrschen in Rußland noch so manche irrige Meinungen, darum sind unter den niedrigen Ständen noch so rauhe Sitten. Der Regent kann nicht alles auf ein-

mahl thun, die Nation hat auch ihre Rechte, welche ihm heilig seyn müssen, manches kann er nur durch sein eigenes Beyspiel lehren, oder nachdrücklich empfehlen; die Geistlichen, der hohe Adel müssen in solchen Fällen dem gütigen Monarchen helfende Hände biethen, sie müssen, wie er, nicht nur ihre Rechte, sondern auch das Wohl des ganzen Landes betrachten, und einen Theil dieser Rechte willig aufzugeben bereit seyn, wenn der allgemeine Nutzen es heischt. Was für ein Schaden erfolgt, wenn der Eigennutz die willige Ergebung in die Nothwendigkeit verweigert, davon haben die Russen an ihren Nachbarn, den Pohlen, ein trauriges, aber um so lebhafteres Beyspiel vor Augen.

Marie. Eben recht, liebe Auguste! ich wollte Sie alle diese Tage über fragen, wie es denn zuging, daß Pohlen zerstückt wurde, konnte aber niemahls dazu kommen; konnten sich denn die Pohlen nicht wehren? Es ist ja ein sehr großes Königreich gewesen.

Auguste. Es war groß, schön und bevölkert genug, jeder andern Macht die Spitze biethen zu können. Die Pohlen, von gleicher Abkunft mit den Russen, Slaven wie sie, wurden doch weit früher mit aufgeklärten Fürsten begnadigt, aber sie thaten nie etwas, ihre Regenten

zu unterstützen. Eigensinniges Festhalten an alten, für die Zeitumstände nicht mehr passende Rechte, tolles Ringen nach einer Freyheit, die sie zu wahren Sclaven ihrer mächtigen, übermüthigen, reichen Edlen machte, die Eifersucht, womit sie alle Handlungen ihrer nie erblichen, stets neu gewählten Könige einzuschränken suchten, stürzten sie in ein gänzliches Verderben. Sie wollten keiner Familie die Krone erblich gönnen, damit jede an die Reihe kommen könnte, aus ihrer Mitte einen König gewählt zu sehen; aus diesen Wahlen entstand alles Unglück: sie vertrieben die Gewählten, ernannten beständig neue, hatten dabey immer nur die Freyheit und das Beste des Landes im Munde, eigentlich war es aber der Ehrgeitz; denn da jeder Reiche, Ehrgeitzige, oder Eigennützige König seyn wollte, und es doch nur einer seyn konnte, so war es natürlich, daß jeder neue König auch zugleich in den übrigen Kronlustigen die bittersten Feinde fand. Es ist schrecklich zu lesen, wie sie oft gerade die besten dieser Fürsten mißhandelten. Stanislaus Leszinsky, der gutmüthig die Pohlnische Krone mit dem Herzogthum Lothringen vertauschte, weil ihn das Volk erbarmte, sagte es ihnen mitleidig vorher, daß eine Zeit kommen dürfte, wo die Pohlnischen Stände ihre Frey-

heit, sich Könige zu wählen, durch so vielfältigen Mißbrauch verlieren, und mächtige Nachbarn reitzen würden, sich ihres schönen, aber durch Uneinigkeiten schwachen Landes zu bemächtigen. Diese Zeit kam nur zu bald, umsonst verwendeten sich alle benachbarten Mächte, sie zur Ruhe und zum Gehorsam gegen den gütigsten, unter ihnen selbstgewählten König, Stanislaus Ponjatowsky, zurückzuführen, umsonst nahm man ihnen als ein Vorspiel dessen, was geschehen könnte, von drey Seiten Länder hinweg, der blinde Hochmuth einiger Großen war nicht zu zähmen. Nachdem nun der nachherige Kaiser von Rußland, Paul I., der König von Preußen, Friederich Wilhelm III., und der Römisch-Deutsche Kaiser, Franz der II. es mehrere Jahre mit angesehen hatten, wie sich die Pohlen unter einander selbst aufrieben, nachdem alle ihre Vorstellungen nichts halfen, beschlossen sie einhellig, diese für ihre eigenen Reiche endlich schädlich werdende Verwirrung mit Macht zu endigen, weil bey dem Eigensinn der Pohlnischen Stände in ihrer Regierungsform kein Hülfsmittel mehr zu finden war; sie erklärten also das Reich Pohlen für aufgelöst, theilten es nach ihren alten Ansprüchen mit Billigkeit, ohne Streit, unter sich, somit hatte die Herrschsucht der Großen, aber auch ihr Reich ein Ende.

Sie, die ehedem keinem einheimischen erblichen Könige gehorchen wollten, müssen nun ihr Land unter fremde Herrscher vertheilt sehen, diesen gehorchen, und sich, nachdem sie alles Elend des rasendsten Bürgerkrieges erduldet hatten, aus der Reihe der Staaten Europens ausgestrichen erblicken.

Frid. O das ist schrecklich, liebe Auguste! Aber so etwas kann auch nur in einem Wahlreiche geschehen, diese Regierungsart ist unter allen gewiß die schlimmste.

Auguste. Es kann überall geschehen, wo man aufhört den Gesetzen zu gehorchen, und den Regenten zu ehren, es kömmt da nicht auf die Regierungsform an. Der Englische Dichter Pope hat Recht, wenn er sagt: Jene Regierung ist die beste, die am besten verwaltet wird. Bey dem Eigensinn der Pohlen hätten zehn Männer mit Peters des Großen Eigenschaften auf den Thron kommen können, sie würden eben so wenig, als ihre wirklich guten Wahlkönige, ausgerichtet haben, wenn man die Landesgesetze nur im Munde geführt hätte, ohne sie zu beobachten, denn dadurch wäre ihnen die gute Verwaltung ihres Amtes unmöglich gemacht worden. Wir haben glückliche Freystaaten, glückliche Erbkönigreiche und glückliche Wahlreiche gesehen,

aber nie blieben sie es länger, als da ihre Bürger den Gesetzen gehorchten.

Julie. Ich kenne den Unterschied dieser Regierungsarten nicht recht, liebe Auguste, möchten Sie nicht die Güte haben, mir ihn zu lehren.

Auguste. Heute nicht mehr, aber künftig.

Marie. O Sie sind uns auch noch eine Menge anderer Belehrungen schuldig geblieben, die ich nicht zu erlassen gesonnen bin.

Auguste. Da muß ich sie denn wohl abtragen, sagen Sie mir nur, wie sie heißen?

Marie. Die Erklärung, worin die eigentliche Vaterlandsliebe und die Freyheit bestehen?

Auguste. Nun wohl, meine Kinder, ich will meine Schulden pünctlich abtragen, sobald es Zeit und Umstände erlauben, aber heute ist es zu allem zu spät, sie müssen, wie gute Gläubiger, mit mir Geduld haben.

Sechs und sechzigstes Gespräch.

Marie. Die Lage der Juden war nach dem Untergange von Jerusalem die allertraurigste; alles war verloren, ihr Vaterland fast durchgehends verwüstet, Millionen von ihnen ermordet, die übrigen als Leibeigene gefan=

gen, aber dennoch hörten sie nicht auf, ein besonderes, wiewohl ohne Vaterland, ohne eigenthümliche Ordnung zerstreutes Volk vorzustellen, auch währte ihr elender Zustand nach Jerusalems Zerstörung nicht lange, Gott verfuhr mit ihnen, wie ein weiser Vater mit seinen störrischen Kindern, er züchtiget sie scharf, wenn sie sich nicht belehren lassen wollen, arbeitet aber eben dadurch an ihrer Besserung. Sehr viele Juden mußten, durch ihr Unglück zu der Erkenntniß der Ursachen desselben geführt, nunmehr einsehen, daß die Zeit, von der Jesus so ausdrücklich gesprochen hatte, wirklich gekommen sey, daß die feyerliche Anbethung Gottes nicht mehr allein auf den Tempel zu Jerusalem eingeschränkt sey, und man Gott überall auf eine ihm gefällige Weise würde verehren können, wenn man nur ein redliches Herz besäße. Auch die äußerlichen Umstände der Juden verbesserten sich; bald, nachdem sie ohnmächtig geworden waren, hörten die Römer auf sie zu verfolgen, erlaubten ihnen in und außerhalb Palästina Versammlungshäuser oder Synagogen anzulegen, und ertheilten ihnen sogar hundert Jahre nach Christi Geburt das Recht, sich Patriarchen oder Oberhäupter ihres in so vielen Ländern zerstreuten Volkes zu setzen. Diese Regierungsart der Juden durch Männer aus ih-

rem Volke währte bis in das vierhunderte Jahr; gleichwohl konnten sie sich nicht so bald daran gewöhnen, den Verlust so vieler ihnen schätzbarer Vortheile ruhig anzusehen, die Erinnerung an das Vergangene war zu schmerzhaft, und noch konnten sie die Hoffnung auf einen Erlöser so wenig aufgeben, daß sie sich fünfzig Jahre nach dem Untergange Jerusalems von neuem in Afrika wider die Römer empörten. Da nun vollends der nächste Kaiser an die Stelle, wo Jerusalem ehedem gestanden hatte, eine neue Stadt bauen ließ, die ganz mit heidnischen Einwohnern angefüllt, auch einen Götzentempel hatte, ergrimmten die Juden so sehr darüber, daß sie einen allgemeinen Aufstand erregten, und von einem Betrieger, der sich für den Messias ausgab, erhitzt, einen neuen dreyßigjährigen Krieg führten, worin Palästina gänzlich zu einer Wüste wurde, noch viele tausend Juden ihr Leben verloren, und den noch übrigen verbothen wurde, sich bey Lebensstrafe der Gegend ihres Landes zu nähern. Durch diesen abermahligen unglücklichen Ausgang und noch verschiedene andere mißlungene Versuche belehrt, konnten sie endlich als friedliche Unterthanen unter heidnischen Fürsten leben, ergriffen ihre alten Beschäftigungen wieder, und einer ihrer Lehrer machte eine vollstän-

dige Sammlung von Erklärungen und Zusätzen der Gesetze Moises, daher auch diese Sammlung das zweyte oder wiederhohlte Gesetz, Mischah, genannt wurde, und nachdem man noch besondere Erläuterungen beygefügt hatte, erhielt das ganze Lehrbuch der Juden den Nahmen Talmud, worin sowohl die ältesten von Gott selbst vorgeschriebenen Gesetze, als auch die späteren Zusätze ihrer Lehrer enthalten sind. Immer hat zwar eine kleine Anzahl Juden sich geweigert, andere gottesdienstliche Gesetze anzunehmen, als in den Schriften Moises enthalten sind, allein gegen den übrigen großen Haufen ihres Volkes haben sie nichts ausrichten können.

Carol. Dreyhundert Jahre ungefähr nach der Zerstörung Jerusalems hatte es sogar das Ansehen, als ob die unterdrückten Juden ihren feyerlichen Gottesdienst wieder herstellen würden, ein heidnischer Kaiser erlaubte ihnen den Tempel wieder aufzubauen; sie eilten in Menge herbey, sich dieser Erlaubniß zu bedienen, fingen schon an einen neuen Grund zum Tempelbau aufzugraben, als an eben dem Orte ein Erdbeben entstand, welches alle angefangenen Arbeiten einstürzte, und mehrere Menschen tödtete. Man ließ sich nicht sogleich abschrecken, und versuchte es neuerdings zu arbeiten, da drangen fürchter-

liche Feuerklumpen aus der Stelle hervor, wo der Grund gelegt werden sollte, und verbrannten die Arbeiter. Sie fingen noch einige Mahle an, es traf sie aber immer das nähmliche Unglück, bis sie ihr Vorhaben ganz aufgeben mußten, zur Bestätigung der Worte Jesu, welcher vorhergesagt hatte, der Tempel von Jerusalem würde verwüstet bleiben. So wurde die Richtigkeit der Weissagung des Heilandes, und mit ihr auch seine ganze Religion bestätiget, denn man hatte den Juden nur in der Absicht diesen Tempelbau gestattet, die Christen über die Wahrheit ihrer Religion zweifelhaft zu machen. Bald darauf kamen die Juden, da nun die Kaiser Christen geworden waren, unter christliche Herrschaft, und man hätte erwarten sollen, daß die Anhänger von zwey so nahe verwandten Religionen sich genauer vereinigen würden, da besonders die Juden nun alle ihre Erwartungen eines irdischen Erlösers verschwunden sahen, sie blieben aber sehr gegen die Christen erbittert, welche, wie sie meinten, ihr Unglück verursachet hätten. Auch bildeten sich die Christen bald ein, es wäre erlaubt, durch Drohungen, Mißhandlungen und Strafen ihre Nebenmenschen zum Christenthume zu nöthigen, sie begegneten also auch den Juden übel, raubten ihnen ihre Kinder, und ließen sie,

besonders im eilften christlichen Jahrhundert, viele Grausamkeiten ausstehen, man verjagte sie aus ganzen Ländern, plünderte sie aus, tödtete viele, undmarterte andere so lange, bis sie sich aus Zwang taufen ließen. Man beschuldigt sie zwar, sie hätten den Christen heimlich allen möglichen Schaden zugefügt, auch Christenkinder getödtet, aber wenn gleich die Juden manches dem ähnliches thaten, so ist doch keines der schlimmsten dieser angeschuldigten Verbrechen gerichtlich untersucht und erwiesen worden, man glaubte leicht Böses von ihnen, weil man sie haßte, und man haßte sie theils wegen ihrer hartnäckigen Abneigung gegen die christliche Religion, theils wegen ihrer Reichthümer, die sie sich meistens auf Unkosten der Christen zu erwerben wußten.

Clar. Denn da ihnen die Christen weder eigene Ländereyen zu besitzen, noch irgend ein anderes Gewerbe zu betreiben gestatten wollten, verlegten sie sich auf den Geldwucher, und sie thaten das mit so vieler Geschicklichkeit, daß sie in kurzer Zeit grosse Schätze sammeln konnten. Man schreibt ihnen bey Gelegenheit ihrer Vertreibung aus Spanien die Erfindung der Wechselbriefe zu, wodurch sie ihr Vermögen nach Italien, wohin sie sich geflüchtet hatten, ziehen konnten.

Außer der Handelschaft widmeten sich auch viele der Gelehrsamkeit, weil sie zur Erklärung und Vertheidigung ihrer Lehrsätze gelehrte Hülfsmittel nöthig hatten. Ihre Schulen wurden unter der ziemlich langen ungestörten Ruhe in manchen christlichen Ländern, noch mehr aber die völlige Religionsfreyheit, welche sie seit dem Jahre 700 unter Mahomedanischen Fürsten in Asien genossen, immer blühender, sie bekamen Gelehrte, dergleichen ihre Nation noch nie gehabt hatte, und man muß sogar gestehen, daß die Juden von dieser Zeit an einige hundert Jahre nach einander die Bibel, mit weit bessern Hülfsmitteln versehen, erklärten, als die meisten Christen; denn diese verstanden die Hebräische Sprache, worin diese Bücher geschrieben sind, nicht mehr, und auch die Juden redeten nur eine aus verschiedenen andern Sprachen zusammen gesetzte, mit wirklich Hebräischen Wörtern vermischte Mundart, dergleichen noch die Jüdisch-Deutsche ist; um so mehr Fleiß wandten aber ihre Lehrer darauf, die Hebräische Sprache gründlich zu lernen. Ihr Nachforschen in derselben, und ihre darüber verfertigten Schriften sind sehr nützlich geworden, und in der That haben es die Christen ihnen zu danken, daß diese auch für ihre Religion

unumgängliche Sprachwissenschaft sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat.

Auguste. Die Jüdische Geschichte ist hiemit zu Ende, meine Lieben, und ich glaube, mit ihr auch der Beweis für die sichere Wahrheit der christlichen Religion, denn alles, was sie uns sagt, ist in der allgemeinen Geschichte so bewährte Thatsache, daß man dieser vorher alle Wahrheit abstreiten müßte, bevor man jene läugnen könnte. Es sind nun achtzehnhundert Jahre vorüber, seitdem die Juden unter allen Völkern der Erde zerstreut leben; die gehässigen Bedrückungen, womit sie sonst gequält waren, haben fast überall aufgehört, sie leben selbst in jenen Gegenden ihres Vaterlandes in großer Menge ruhig. Viele unter ihnen sind sehr reich, und alles Geld von Europa und Asien geht fast immer durch ihre Hände, aber doch bleiben sie bey dieser Anzahl, bey diesem Reichthume ein zerstreutes abhängiges Volk, da sie durch den Eigensinn, einen Messias zu erwarten, der nicht mehr kommen kann, weil er schon, ohne von ihnen dafür erkannt und angenommen zu werden, da war, alle Selbstständigkeit eines zusammenhängenden Volkes verloren haben. Sie werden diesen Messias, nach dem Ausspruche Christi, auch bis ans Ende der Welt erwarten, und so auch

bis dahin ein bleibendes Denkmahl der Wahrheit seiner Worte abgeben. Kann man nun mit Vernunft an der wirklichen Sendung Christi zweifeln?

Frid. Nein, liebe Auguste!

Auguste. Verlangte aber der Heiland von den Juden, daß sie ihm bloß auf sein Wort glauben sollten?

Frid. Nein, er sagte ja denen, welche ihm nicht auf sein bloßes Wort glauben konnten, sie möchten nur auf seine Handlungen und alles, was mit ihm vorgehen würde, gut Acht haben.

Auguste. Das heißt, die göttliche Weisheit verlangte von dem Menschen nie etwas Unmögliches, sie gab seinem schwachen Geiste eine Stütze, woran er sich halten konnte; der Heiland muntert alle seine Bekenner selbst auf, die Zeugnisse, welche Gott schon lange zuvor von ihm durch die Propheten ablegen ließ, aufzusuchen, zu überdenken, zu vergleichen, also die Wahrheit selbst heraus zu finden, er nimmt seinen ersten Schülern ihre Zweifel nicht übel, weil sie das Mittel sind sie zur Überzeugung zu führen. Die wirkliche Erfüllung alles dessen, was die Propheten vorhersagten, gibt diesen Weissagungen erst ihren wahren Werth, und so muß der Christ noch jetzt zu Werke gehen. Sein Glaube

an die unbegreiflichen Wahrheiten, welche Christus von der Dreyeinigkeit, von der Nothwendigkeit der Menschwerdung, von der Auferstehung der Leiber, und seiner fortdauernden Gegenwart unter den Gestalten des Brotes und Weines im geheiligten Opfer des Altars und im Abendmahle lehrte, muß sich auf den Glauben an diejenigen stützen, die auch, als sie die Propheten vorhersagten, dem Menschenverstande unmöglich schienen, und es doch nicht waren. In unsern Lehrstunden war es, bey Ihrem unmündigen Alter, meine Kinder, nicht thunlich die Schriften der Propheten einzutheilen, sobald man aber zu einem richtigen Verstande herangewachsen ist, darf kein Christ es versäumen, diese heiligen Schriften zu lesen, sie mit dem, was Christus war, that und litt, aufmerksam zu vergleichen, damit er sich von ganzem Herzen überzeuge, und gegen jeden Zweifel sichere.

Frid. O ich glaube, in unsern Ländern ist unter tausend Christen, außer den Geistlichen, kaum einer, der diese heiligen Schriften läse, man findet ja in den wenigsten Häusern kaum nur das Evangelium.

Auguste. Es ist auch nur die Unterlassung dieser Pflicht, die den Unglauben erzeugt. Die so ganz eingetroffenen Weissagungen sowohl der

Propheten vor Christo, als seine eigenen, überzeugen den Verstand, daß diese Schriften wirklich von Gott anbefohlene Aufsätze sind. Wenn wir uns nun einmahl überzeugt haben, daß es einen Gott gibt, so können wir an den Wahrheiten, welche diese Aufsätze enthalten, auch nicht mehr zweifeln, weil die Vernunft uns selbst dazu hilft.

Alle. Wie thut sie das?

Auguste. Sie reicht hin, das Daseyn eines Gottes aus der Natur, von der sie sonst keinen Anfang findet, herzuleiten, sie hat die Fähigkeit sich die Eigenschaften dieses Gottes zu denken, und in diesen Eigenschaften den Beweis zu finden, daß sein Wesen unendlich über ihre Begriffe hinaus reichen müsse, sie blickt um sich, und die tägliche Erfahrung belehrt sie, wie eingeschränkt unsere Einsichten sind, weil sie nicht einmahl hinreichen, nur den hunderttausendsten Theil von den natürlichen Dingen, die doch rund um uns her sind, zu begreifen; diese Überzeugung lehrt sie die Nothwendigkeit einsehen, daß Gott, der als Urheber der Natur weit über sie erhaben ist, alles, was den Menschen von ihm, nach seiner Weisheit, zu wissen nöthig war, selbst offenbaren mußte, weil er es sonst niemahls errathen könnte. Nun beugt sich

eben diese sonst so vorsichtige Vernunft willig unter den Befehl, Dinge, welche dieses höchste Wesen als Wahrheiten lehrte, dafür anzunehmen, weil ihr die Unmöglichkeit gleichsam fühlbar ist, mit menschlichen Begriffen die Fügungen der Gottheit zu durchschauen, sie erkennt des Schöpfers heiliges Recht, diese Unterwerfung von seinen Geschöpfen zu fordern, und unterwirft sich anbethend, ohne weiter zu zweifeln.

Frid. Das wäre auch sehr unvernünftig, wir unterwerfen uns ja sogar andern Menschen in Dingen, die sie nur allein begreifen, und wir glauben ihnen, wenn sie uns nur andere auch unbegreiflich scheinende Sachen richtig beweisen. Die Gelehrten sagen uns zum Beyspiele eine Menge von den natürlichen Wirkungen der Elemente, sie zeigen uns diese Wirkungen durch von ihnen erfundene Maschinen, und ihre Redlichkeit, das, was sie uns andern Ungelehrten so leicht als Zaubereyen aufheften könnten, als natürliche Begebenheiten zu erklären, zwingt unsere Vernunft ihnen auch das, was sie uns nicht so deutlich zeigen können, zu glauben; denn findet sich wohl etwas einer zauberischen Verblendung ähnlicher als die Wirkungen der Elektricität? Sie sagen, man empfind einen Schlag und sähe doch niemand, der ihn gäbe, man sehe Feu-

er aus seinem eigenen Leibe herausfahren, diejenigen brennen, die uns anrühren, und man empfinde doch selbst keine Hitze.

Marie. Ja wahrhaftig, da kömmt nichts vor, das nicht der Zauberey ähnlich sieht, und Sie versichern uns doch, liebe Auguste, es gehe alles ganz natürlich zu?

Auguste. Ja, meine Kinder, alles das ist ganz natürlich.

Clar. Aber Sie haben uns auch die Erklärung dieser Wunder versprochen.

Auguste. Ich versprach Ihnen nur das Wenige, was ich selbst davon weiß, es sind Muthmaßungen geschickter Männer, und diese sagen, wenn jemand mit der Hand eine gläserne Kugel reibt, so entflieht aus seinem Leibe eine große Menge jener phosphorischen Materie, die man elektrisches oder Elementarfeuer nennt, welche durch die feinen Löcherchen oder Pori, die jeder Körper, also auch die Glaskugel hat, eindringt, und in der Mitte des Glases eine Masse bildet; dieser phosphorischen Materie schreibt man alle die Wunder zu, welche die elektrischen Maschinen hervorbringen, die durch lange Beobachtungen der Natur, nach vielen Proben, endlich zu der Vollkommenheit gelangt sind, welche sie jetzt haben. Auf die Menge der Materie kommt es an, wie stark

oder schwach der Schlag werden soll, wenn man die Glaskugel berührt; wenn man eine gar zu große Menge solcher Materie eindringen ließe, so würde sie eben die Wirkung hervorbringen, wie der Donnerschlag. Die traurige Erfahrung davon machten zwey Gelehrte, welche diese Versuche mit einander anstellten, aber die tödtliche Wirkung des allzuhäufigen Feuerstoffes noch nicht kannten, der Eine blieb, wie vom Donner getroffen, auf der Stelle todt, und die Kleider des Andern waren ganz versengt.

Marie. Ich bin der Elektricität gehorsame Dienerinn, man wird mich aber nie dahin bringen, dergleichen Versuche zu machen.

Auguste. Ist auch gar nicht nöthig, uns kann es genug seyn zu wissen, wie viel Wunderbares der Schöpfer in seine Natur legte, und wie wenig wir unsern kleinen Einsichten trauen dürfen, weil die gelehrtesten Männer, nach so vielen mühseligen gefährlichen Proben, doch nur Muthmaßungen und keine Gewißheiten aus diesen Proben gezogen zu haben aufrichtig bekennen. Auch ist es hinreichend, uns den Schwätzer von dem wirklichen Gelehrten unterscheiden zu machen; ersterer will alles beweisen, ohne etwas mehr als einen Schwall von unverständlichen Worten zu Markte zu bringen, er will das Recht

haben, alles, was er nicht selbst gesehen hat, zu bezweifeln, letzterer bekennt demüthig, daß alles menschliche Wissen nichts als Stückwerk ist, dessen Ergänzung nur in einem andern Leben zu hoffen sey, wo die Seele, von ihrem schweren Gefährten, dem Leibe, frey, ihre geistigen Kräfte fortbilden kann, er zieht daraus den Schluß, daß es eine Fortdauer der Seele nach dem Tode geben müsse, weil Gott sonst etwas gemacht hätte, das zu keinem Endzweck führe.

Carol. Das verstehe ich nicht recht, liebe Auguste!

Auguste. Es gab noch keinen Menschen, der es dahin gebracht hätte, irgend eine Wissenschaft vollkommen zu lernen, je weiter Sie es darin bringen, um so mehr sehen Sie auch, wie viel Ihnen noch abgeht; der gelehrteste Greis wird Ihnen, wenn er anders ein wirklicher Gelehrter ist, offenherzig bekennen, alles, was er wisse, sey nur das A B C der Wissenschaften, und kein Menschenalter reiche hin es weiter zu bringen. Was würden den Menschen also seine Bemühungen nützen? und wozu hätte Gott die Neigung des Forschens in unsere Seele gelegt, wenn mit dem Ende dieses Lebens alles vorüber wäre, und wir nichts als die traurige Gewißheit hätten, daß all unser Bestreben nie ein Ziel fin-

den werde? Wir sehen ja, daß alles in der Natur seine Bestimmung hat, keine Pflanze, kein Thier, kein Sonnenstäubchen ist umsonst vorhanden, der Allmächtige hat alle seine Geschöpfe wie an eine Kette gereiht, nur der Mensch, das letzte, schönste Glied dieser Kette, hätte keine Bestimmung, weil er hienieden mit seinem Wissen, Wollen und Wünschen nie fertig werden kann.

Frid. Ach das ist gewiß wahr! Wenn ich zurück denke, wie viel ich schon gewünscht habe, und wie viele Wünsche mir noch übrig sind, so werde ich in meinem Leben nicht fertig damit.

Auguste. Wir müssen abbrechen, meine Lieben, dieser Punct muß mit Nachdenken untersucht werden, weil er uns auch den Beweis für die Unsterblichkeit unserer Seele vollenden hilft, und dazu ist es heute zu spät.

Frid. Indem die Römer an Macht so sehr zunahmen, daß kein benachbartes Volk sich mehr mit ihnen vergleichen konnte, erlitten sie den größten, wiewohl erst spät erkannten Schaden dadurch, daß ihre alten einfachen Sitten sich nach und nach völlig änderten. Fünfhundert Jahre waren sie ein arbeitsames, mäßiges, zu ihrer gerechten Vertheidigung tapferes Volk gewesen, ungekünstelt, offen und gerade in ihren Handlun-

gen, zwar unruhig, zu einheimischen Händeln geneigt, stolz und trotzig, aber doch ehrerbiethig genug gegen die Gesetze, voll Liebe für ihr Vaterland, und dem, was sie Tugend nannten, eifrig ergeben. Während dieser langen Zeit waren Pracht und Künste unter ihnen unbekannt, sie hatten weder Münzen noch Uhren. Sie legten zwar vortreffliche Heerstraßen an, aber Rom blieb bis zum Kriege mit dem König Perseus ungepflastert; damahls sah man auch erst gebackenes Brot unter ihnen, denn vorher hatten die Frauen in jeder Familie nicht eigentliches Brot, sondern nur nahrhaften Brey aus Mehl bereitet. Kostbare Geräthschaften durften nur in Tempeln aufgestellt werden, weil die Römer allen unnöthigen Aufwand als einen Weg zur Trägheit und zum Laster betrachteten. Die Censoren stießen einen ehemahligen Dictator und zweymahl gewesenen Consul aus dem Rathe, weil er zehn Pfund Silbergeschirr bey Tische hatte. Da aber die Römer durch ihre Kriege und Eroberungen viele Reichthümer erlangten, veränderten diese ihre Tugenden gar bald; das schändliche Geld, sagte nachher einer ihrer Dichter, hat zuerst fremde Sitten bey uns eingeführt und alles vergiftet. Es half uns nichts mehr, daß Gesetze oder Beyspiele würdiger Männer die alte mäßige

Bescheidenheit der Lebensart zu erhalten suchten, die Verschwendung in Kostbarkeiten aller Art, die Pracht der Häuser und Geräthschaften, wo überall Gold und Silber, Marmor und Helfenbein glänzten, die fast unglaublichen Summen, welche bloß auf Mahlzeiten und unzählige Künsteleyen für den Gaumen verwendet wurden, alles dieses zeigte eine zwar reiche, aber auch so wollüstige Nation an, in der die Meisten bereit waren, zur Befriedigung ihrer Begierden alle Ordnung, Pflicht und Redlichkeit zu vergessen, und wurde endlich so arg, daß man für einen ausländischen Fisch mehr Geld hingab, als für einen Ochsen. Bald verlor der gemeine Römer die Lust zu arbeiten, und der vornehme sann auf Mittel, seine ungeheuern Ausgaben bestreiten zu können, ohne mehr darauf zu sehen, ob diese Mittel erlaubt wären. Ehedem hatten die Römer fast immer dringende gerechte Ursachen zu ihren Kriegen, jetzt waren ihre übermüthige Herrschgier und ihre unersättliche Habsucht nach Ländern und Geld ihnen Ursache genug, auch friedliche, gegen sie gut gesinnte Nachbarn anzufallen. Sie schämten sich nicht, durch alle niedrigen Kunstgriffe die schon gedemüthigten, aber noch reichen K a r t h a g i n e n s e r so lange zu verfolgen, bis sie ihre Stadt völlig zu Grunde gerichtet und ge-

plündert hatten. Cato der Ältere, oder der Censor genannt, ein Mann, der doch die untergehenden guten Sitten durch sein Beyspiel zu erhalten suchte, wich sogar bey dieser Gelegenheit von der großmüthigen Denkungsart seiner Vorfahren ab, und reitzte die Römer so heftig und unaufhörlich zum Untergange von Karthago an, bis er endlich durchdrang. Der Römische Feldherr, welcher diese unglückliche Stadt verheeren mußte, war eben so, wie derjenige, welcher den zweyten Krieg mit den Karthaginensern glücklich geendiget hatte, aus der Familie der Scipionen, und wurde, wie jener, mit dem Beynahmen Africanus beehret. Beyde Scipio waren Männer von edlem Geiste, und beyde fanden am Ende ihrer Unternehmung manche rührende Scene. Der Jüngere sah nun den Untergang einer Stadt von mehr als sieben hundertjähriger Dauer, deren Einwohner so viele Heldenthaten verrichtet, und noch zuletzt so viel Elend ausgestanden hatten, ohne ihrem Verderben entgehen zu können; Scipio betrachtete schweigend, mit Thränen im Auge, die Verheerung, unwillkührlich drang sich ihm der Gedanke auf, wie alle Städte, Länder und Reiche sich eben so wohl, als der Mensch, zu ihrem Tode neigten, und sagte wie begeistert jene Stelle

aus der homerischen Iliade her: Es kömmt ein Tag, wo das heilige Ilium, und Priamus, und die Nation des kriegerischen Priamus zu Grunde gehen werden! — Einer seiner Freunde fragte ihn, was dieser Ausruf bedeuten sollte? Ach! sagte Scipio, ich denke an mein Vaterland und fürchte, daß es eben diesen Wechsel erfahren dürfte. Bald erfuhren es auch die Römer, daß sie in Karthago zwar eine ungewisse Feindinn gestürzt, aber zugleich ihrer innern Ruhe geschadet hatten.

Emilie. Nicht lange nachher brach die alte Eifersucht des Volkes gegen die Patrizier mit einer Wuth in Gewaltthätigkeiten aus, die in dem Römischen Freystaate bis dahin unerhört waren. Gracchus, ein Freund der Armen, der ihnen zu mehreren Ländereyen verholfen hatte, wurde in einem Aufstande nebst dreyhundert Römern erschlagen. Nun fiel das Ansehen der Gesetze, die Ehrfurcht gegen die Obrigkeit, die Vaterlandsliebe, und mit ihr die alte Redlichkeit der Römer allmählich, Gewalt galt für Recht, Geld, Gewinnsucht, Macht, und die geschwindesten Mittel zur Befriedigung aller Begierden waren den meisten Römern nun das schätzbarste. In einem Kriege, den sie mit dem Afrikanischen König Jugurtha führten, ließen sich die Feld-

herrn, und selbst der Senat, von diesem Feinde des Vaterlandes so willig und offenbar bestechen, daß er bey seinem Abschiede aus Rom verachtungsvoll ausrief: O der feilen Stadt! sie wäre ganz zu haben, wenn sich nur ein Käufer fände! Von da an wurde es den Römern zur Gewohnheit, Ungerechtigkeiten und verrätherische Handlungen ohne Scheu zu begehen; sie eigneten sich alles zu, und ihre Versammlungen verwandelten sich, statt das Beste des Landes darin zu berathen, in Getümmel und Blutvergießen, es war also kein Wunder, daß diese grausamen Bürgerkriege den Staat zu Grunde richteten. Da es einmahl so weit gekommen war, machten sich stolze herrschsüchtige Männer die höchste Gewalt mit dem Schwerte in der Faust streitig, sie erkauften sich durch Freygebigkeit leicht die Erlaubniß zu den frechesten Ausschweifungen, und eine Partey unter ihren Mitbürgern, denen alles feil war.

Marius und Sylla, zwey sehr geschickte glückliche Feldherrn, waren die ersten, welche ihre schönen Gaben anwandten, sich durch das Unglück ihres Vaterlandes mächtig zu machen. Marius, ein großer starker Mann, von fürchterlichem Ansehen, der alle kriegerischen Beschwerden mit Leichtigkeit ertrug, von seinen Soldaten

geschätzt, die er eine genaue Kriegszucht beobachten ließ, und dessen Ehrgeitz keine Gränzen kannte, nahm die Partey des Volkes mit dem bittersten Hasse gegen den Senat, und ließ mit unmenschlichem Blutdurst Tausende seiner Gegner hinrichten. Sylla, ein gleicher Bösewicht, hielt es mit dem Senate, blieb, so lange er keinen Widerstand fand, gefällig, angenehm und bescheiden im Umgange, wußte sich mit der künstlichsten Verstellung nach jedem zu richten, von dem er Vortheil ziehen konnte, verschonte aber zuletzt keinen mehr, der nicht seiner Partey ergeben war. Diese beyden Römer führten Römer gegen Römer in Schlachten, um sich zu Oberherren empor zu schwingen. Sylla, der endlich den Platz behauptete, ließ noch viele Tausende, die sich ihm mit Wegwerfung der Waffen ergeben hatten, niederhauen, ordnete alles nach seinem Gefallen, und regierte unter dem Nahmen eines beständigen Dictators als ein unumschränkter König. Mit einer unglaublichen Unverschämtheit legte er nach zwey Jahren sein Amt nieder, und trug den Römern an, wenn sie es verlangten, von seinen Handlungen Rechenschaft abzulegen, er wußte nähmlich, daß alle jene, die seine grausamen Befehle vollzogen, und von ihm dafür die Güter der Erschla-

genen erhalten hatten, sich seiner gegen jeden, der ihn beschuldigen könnte, annehmen würden. Er unterstand sich den Nahmen des Glückseligen öffentlich zu führen; er, der sein Vaterland so unglücklich gemacht hatte.

Nach dieser Erschütterung gelangte der Römische Staat niemahls wieder in Ordnung, mehrere Große versuchten, was dem Marius und Sylla gelungen war, und zu dieser Zeit des Verderbens schadeten auch besser gesinnte Männer durch verführerische Fehler anderer Art dem allgemeinen Besten. Lucullus, der den wieder ausgebrochenen Krieg mit auswärtigen Feinden glücklich führte, der als Feldherr sich und seine Soldaten zur Ertragung aller Beschwerden abhärtete, ein gelehrter beredter Mann, ein echter Römer an Freyheitsliebe, ergab sich zu Hause doch der Üppigkeit so sehr, daß die Pracht seiner Landhäuser und Gärten, die verschwenderische Schwelgerey seiner Mahlzeiten zum Sprichworte wurde. Einst besuchten ihn zwey Freunde, und erwarteten von ihm nur auf eine gewöhnliche Weise bewirthet zu werden, wenige Worte aber, die er seinem Haushofmeister sagte, machten, daß ihnen dieser ein Mahl vorsetzen konnte, welches nach unserer heutigen Berechnung viele tausend Gulden kosten würde. Ihm haben wir den

Kirschbaum in Europa zu danken, er brachte ihn aus der Asiatischen Stadt Cerasus nach Rom.

Sophie. Zwey andere Männer, welche ihre ausgezeichneten Eigenschaften sehr oft zum Dienste des Vaterlandes anwandten, Pompejus und Julius Cäsar, stifteten doch durch ihre Herrschsucht unbeschreibliches Unglück. Pompejus übertraf alle andern Römischen Feldherrn an kriegerischem Ruhme, die Römer nannten ihn dafür einmüthig den Großen. Man vertraute die Armee seinen Befehlen allein, ohne zu fürchten, daß er diese Macht mißbrauchen würde, in der That hat er es auch niemahls bey dieser Gelegenheit versucht, Herr seines Vaterlandes zu werden. Er war leutselig, sanft, von Lastern frey, von Fremden nicht weniger verehrt, als von den Seinigen bewundert, dennoch beherrschte ihn der Ehrgeiz so sehr, daß er es nicht vertragen konnte, noch einen neben sich so mächtig im Staate zu wissen; gern wäre er dessen Regent geworden, wenn man es ihm nur angetragen hätte, und keine Gewaltthätigkeiten dazu nöthig gewesen wären.

Julius Cäsars Herrschsucht brannte eben so heftig, und er konnte, wie jener, keinen Mitbürger über sich leiden. In anderer Betrachtung

war auch er ein liebenswürdiger Mann, durch Güte, Gefälligkeit und Freygebigkeit gewann er unzählige Herzen, und niemand vergab so leicht einem Feinde. An Kriegserfahrenheit übertraf er zuletzt noch seinen Mitbuhler Pompejus, sein feuriger Geist war sogar durch viele Gelehrsamkeit aufgeklärt; aber eben dieser Cäsar, den die Römer so sehr liebten, war auch ein Verschwender, und würde seine Schulden nicht haben bezahlen können, wenn er die gesetzmäßige Einrichtung seines Vaterlandes nicht gestört hätte.

Diesen beyden beliebten Männern, die immer höher stiegen, und in Rom alles allein gelten wollten, widersetzte sich ein dritter, den man zum Unterschiede seines Großvaters, gleiches Nahmens, Cato den Jüngern nannte. Er war noch ein Römer von der alten, längst sehr selten gewordenen Denkungsart; mit unveränderter Standhaftigkeit vertheidigte er auch unter Beschimpfungen, Verfolgungen und im härtesten Unglücke das, was er für Recht hielt, er allein stellte sich oft dem Ehrgeitze der Großen, dem Getümmel des Volkes, und selbst den Waffen wüthender Parteyen entgegen. Dieser Cato kam zwar vielen als störrisch, hart und unbiegsam vor, weil er sich nicht in das Verderben seiner Zeit schickte, und die schärfsten Mittel da-

gegen gebraucht wissen wollte, er besaß aber doch sehr viele Menschenliebe. Weniger streng und eben so wohlgesinnt gegen sein Vaterland war Cicero, den seine Tugenden durch alle öffentlichen Ämter bis zum Consul erhoben hatten. Der Senator Catilina konnte, mit vielen andern von unruhigem Geiste und lasterhaften Sitten, die gesetzmäßige Ordnung, worüber Cicero, als Consul, fest hielt, nicht ertragen, er stiftete also eine Verschwörung, worin der Consul mit allen Senatoren, die ihm nicht gefielen, ermordet, Rom angezündet, und ihm in der daraus entstehenden Verwirrung die Oberherrschaft eingeräumt werden sollte. Cicero entdeckte diesen Plan, berufte den Senat zusammen, und Catilina war unverschämt genug sich auch einzufinden. Cicero, der beste Redner seiner Zeit, stellte nun dem Catilina die Abscheulichkeit seines Verbrechens in jener berühmten Rede vor, die noch ihrer Schönheit wegen bewundert wird, und hieß ihn den Senat verlassen. Catilina, genöthiget zu fliehen, brachte einen Schwarm Krieger zusammen, und versuchte es Rom anzugreifen, wurde aber bald getödtet. Cicero erhielt zur Dankbarkeit den Nahmen Vater des Vaterlandes. Er war auch der größte Gelehrte und beste Redner, den die Römer jemahls gehabt hatten, seine Schrif-

ten werden noch als Muster der besten Schreibart den Jünglingen in unsern Schulen nützlich.

Amalie. Mit dem Cicero zugleich lebte sein innigster Freund, der sanfte liebenswürdige Atticus. Dieser Römische Ritter hatte seine Gelehrsamkeit zu Athen gesammelt, daher man ihn Atticus oder den Athenienser nannte. Er bewarb sich nie um Ehrenstellen, schlug sich zu keiner Partey, half aber jedem Nothleidenden. Er vereinigte ruhmgierige Männer, die durch ihre Eifersucht leicht getrennt werden konnten, und selbst jene, die sich schon als erbitterte Feinde haßten, liebten doch den Atticus. Wegen seiner wohlthätigen Herzensgüte setzten ihn viele zu ihrem Erben ein, und so lebte er sich und andern zum Vergnügen bis in sein sieben und siebenzigstes Jahr, wo er dann, nach Römischer Sitte, in einer Krankheit durch einen freywilligen Tod sein Leben endigte.

Weder die Strenge des Cato, noch die klugen Anschläge des Cicero, auch nicht die sanften Tugenden des überall Freundschaft unterhaltenden Atticus konnten den stürmischen Ehrgeitz des Pompejus und Cäsar zurückhalten, und da sich endlich diesen beyden Mächtigen, als sie ihre Gewalt immer vergrößerten, auch viele andere widersetzten, vereinigten sie sich selbst,

nem Heere gegen Rom selbst vor, und wurde bald Herr von der Stadt, so wie von ganz Italien. Pompejus, Cato, Cicero und die meisten Senatoren flüchteten nach Griechenland. Eine entscheidende Schlacht nöthigte den Pompejus, von Cäsar abermahls besiegt, sich nach Ägypten zu wenden, wo er Beystand zu finden hoffte, allein die Räthe des dortigen jungen Königs beschlossen, daß Pompejus, dem Cäsar zu Gefallen, getödtet werden müsse, von dem sie vermutheten, daß er seinem Feinde nachsetzen würde. Sie vollzogen dieses grausame Urtheil, und schickten Cäsarn, der gar bald nachkam, das Haupt des getödteten Helden; er entsetzte sich darüber, wandte sein Antlitz von diesem grausenden Anblicke sogleich ab, vergoß Thränen über das klägliche Ende dieses großen Mannes, und ehrte dadurch seines Feindes Andenken. Cäsar war nun allein Herr aller Römischen Länder in Europa und Asien, alles demüthigte sich vor ihm, nur Cato nicht; dieser hatte gleich beym Anfange des Bürgerkrieges die Zeichen der Trauer angelegt, und beweinte sein Vaterland, für welches er nichts mehr hoffte. Nach dem Tode des Pompejus konnte er dessen übrig gebliebenen Soldaten nicht abschlagen, ihr Heerführer zu werden; er landete mit ihnen in Afrika, kam nach vielen

ausgestandenen Drangsalen eines beschwerlichen Marsches durch Wüsteneyen zu dem großen Römischen Heere, aber die Befehlshaber desselben verachteten seine weisen Rathschläge, und wurden daher vom Cäsar gänzlich geschlagen.

Von dieser Zeit an suchte Cato ein Leben, das ihm zur Last war, zu endigen, sorgte aber vorher noch eifrig für die Sicherheit seiner gegenwärtigen Freunde, anderer Römer und der Bewohner von Attica überhaupt, die sich vor dem nahenden Cäsar fürchteten, dann schien ihm nichts mehr zu thun übrig, als sich selbst in Freyheit zu setzen. Er bereitete sich zu dem Eingange in ein besseres Leben durch Lesung eines Gespräches von Plato vor, worin dieser seinen großen Lehrer Sokrates auf eine sehr angenehme Art von der Unsterblichkeit der Seele reden läßt. Voll von dieser wichtigen Überzeugung stieß er sich selbst das Schwert in die Brust, und starb in einem Alter von 48 Jahren, nach der Denkungsart seiner Zeit rühmlich, weil man es für groß gedacht hielt, ein Leben freywillig aufzugeben, das man nicht mehr nach seinem Gefallen genießen könnte.

Marie. Einem Heiden, wie Cato und die übrigen derley Selbstmörder waren, darf man so etwas nicht übel nehmen, sie kannten Gott

und ihre Pflichten nicht genug, aber wie können Christen sich auf eben diese Art betragen?

Auguste. Christen? ich weiß keinen, der so etwas begangen hätte.

Sophie. Nun so haben Sie allein von all den ärgerlichen Geschichten nichts gehört, die doch fast wöchentlich geschehen.

Auguste. Ich höre von Menschen, die sich ersäufen, erschießen, vergiften, aufhängen, über Fenster stürzen, von andern, die sogar in Gesellschaft ihre Reise in die Ewigkeit freywillig antreten, noch von andern, die ihre Kinder ermorden, kurz was man nur Schreckliches, Abscheu Erregendes hören kann, aber sind das Christen?

Frid. So viel man weiß, bekannten sich doch alle zu dieser Religion?

Auguste. Und woran soll man, wie Christus sagt, seine Schüler erkennen?

Emilie. An ihren Werken.

Auguste. Der Nahme thut also nichts zur Sache; aber wir wollen das jetzt bey Seite lassen und zusehen, ob denn auch die Heiden Recht daran thaten, sich, sobald es ihnen einfiel, das Leben zu nehmen. Sie glaubten, wie wir, an eine alles regierende Vorsehung unter dem Nahmen Schicksal, sie erkannten, daß man die-

sem geheimnißvollen allmächtigen Wesen niemahls entgehen, oder sich seiner Macht entziehen könne, wir sehen auch nicht, daß ein einziger, wirklich tugendhafter, weiser Heide sich auf diese Art von der Welt geholfen hätte, und es ging doch den wenigsten nach Wunsch; sie hatten Verfolgungen genug auszustehen, man nahm ihnen sogar die Freyheit, ihren Mitbürgern Gutes thun zu können. Wir sahen den besten unter ihnen als einen Verbrecher zum Giftbecher verurtheilt, dieses Urtheil annehmen, es erwarten, vollziehen lassen, ohne die mindeste Anstalt zu machen, durch einen freywilligen Tod dieser Beschimpfung zu entgehen; er zieht aber für sich und seine Schüler die wichtige Lehre von der nothwendigen Unsterblichkeit seiner Seele, und einer lohnenden Ewigkeit daraus. So handelt der wahre Weise, so muß er handeln, wenn er wirklich ein Weiser ist.

Frid. Die Römer hatten also keine Weisheit. Ich finde auch in ihrer bisherigen Geschichte noch gar keinen Grund, warum unsere Männer eine so unbegränzte Hochachtung für diese Nation hegen, sie ist meinem natürlichen Gefühle von Recht und Unrecht von ihrer Entstehung an zuwider.

Auguste. Ich zweifle, ob Sie auch in der

Folge Ursache finden werden, anders zu denken. Wer sich einmahl gewöhnt hat, jede Sache, bevor er ein Urtheil fällt, von allen Seiten zu betrachten, und nach richtigen Gründen zu schliessen, kann die Handlungen der Römer, welche immer aus falschen Grundsätzen entstanden, auch nicht gut finden, und es ist ein wahres Unglück für unsere männliche Jugend, wenn sie, ohne gehörige Einleitung, die Weltgeschichte mit all den verführerischen Scenen eines falschen Ehrgeitzes lernt, wie es meist in Schulen der Fall ist, wo man weder Zeit noch Willen hat, die so höchst nöthigen Anmerkungen einzuschalten. Wäre dieß nicht, so hätte ich Sie, meine Lieben, sehr gerne mit all den, unsern weicheren Herzen so widrigen Kriegen, Empörungen, Blutvergießen und Gräueln verschont, uns kann die Nachricht von alle dem wenig nützen, denn soviel begreifen Sie leicht, wie eine einmahl sehr mächtig gewordene Nation andere schwächere überwältigen, wie sie immer begieriger habe werden können, ähnliche Unternehmungen zu versuchen; aber Sie müssen die Geschichte lernen, theils für sich eine richtige Kenntniß der menschlichen Gemüthsart daraus zu erlangen, und noch mehr, einst Ihre Söhne auf jene so oft mit Unrecht gepriesenen Schritte der alten Völker aufmerksam machen zu können, ihnen

mit jenem sanften, unserm Geschlechte so eigenen Billigkeitsgefühle einen deutlichen Begriff von Recht und Unrecht, von dem Unterschiede einer rechtmäßigen oder eitlen Ruhmbegierde, der wahren oder falschen eigennützigen Vaterlandsliebe, der nothwendigen oder mißbrauchten Obergewalt und Unterwerfung beyzubringen, und so ihrem jungen Geiste eine gewisse richtige Urtheilskraft, und dem Herzen eine für jede Leidenschaft unbestechliche Rechtschaffenheit einzuflößen. Die Geschichte aller Völker, besonders aber die Römische, biethet Ihnen hierzu die anschaulichsten Beyspiele. Sie müssen diese Beyspiele wissen, und richtig beurtheilen, um sie auch bey Ihren Kindern nützlich anwenden zu können, und so wollen wir uns denn auch Zeit nehmen, die Römer aus einem richtigen Gesichtspuncte, ohne Vorurtheil, zu schätzen oder zu tadeln.

Frid. Von Herzen gern, liebe Auguste, aber wie wollen wir das anstellen?

Auguste. Nach unserer alten Weise, durch Fragen und Antworten. Sagen Sie mir, was veranlaßte alle die so vielfältigen guten und bösen bürgerlichen Veränderungen unter den Völkern der Erde?

Frid. Die Leidenschaften der Menschen.

Emilie. Wohl auch zuweilen die Nothwendigkeit.

Amalie. Und mitunter auch die Klugheit.

Auguste. Aber alle diese mußten doch auch einen Grund, eine Ursache haben, denn keine Leidenschaft kommt ohne Ursache in Bewegung, Nothwendigkeit und Klugheit handeln nicht ohne Absicht.

Frid. Ja die Menschen wollten glücklich seyn.

Auguste. Richtig, sie fühlten alle das jedem vernünftigen denkenden Wesen angeborne Bestreben nach Glückseligkeit, und versuchten es sie zu erreichen, daher das Treiben und Drängen, das Aufbauen und Niederreissen, das Wählen und Verwerfen. Bey dieser Betrachtung drängen sich uns sogleich die neuen Fragen auf: Gibt es wirklich eine Glückseligkeit, die der Mensch erreichen kann? und wenn es eine gibt, worin besteht sie?

Frid. Die erste Frage ist, denke ich, leicht zu beantworten. Es muß eine für den Menschen erreichbare Glückseligkeit geben, weil Gott, der ihn mit Weisheit und Güte erschuf, dieses Bestreben in seine Seele legte.

Auguste. Das heißt, diese Neigung aller Menschen, glücklich zu seyn, beweist, daß er,

so wie wir Gott zu kennen das Glück haben, von ihm zur Glückseligkeit geschaffen wurde; allein wer kann mir sagen, ob diese Seligkeit nur für das ewige geistige Leben meiner Seele, oder auch für den Zustand, in welchen mich Gott auf Erden setzte, bestimmt und zu finden ist?

Frid. Für beyde, liebe Auguste, denn der Mensch strebt nicht ohne Absicht des Schöpfers, auch auf Erden glücklich zu seyn, es kommt nur darauf an zu untersuchen, worin die Glückseligkeit, nach der wir alle streben, bestehe.

Auguste. Allein der Mensch ist ein doppeltes Wesen, er besteht aus einem sterblichen Leibe und einer unsterblichen Seele, beyde fordern diese Glückseligkeit, und da sie nicht einerley Eigenschaften haben, so kann auch das für sie bestimmte Glück nicht für beyde dasselbe seyn; wir wollen es also eintheilen und sagen, es gibt eine geistige oder ewige, und eine zeitliche oder irdische Glückseligkeit. Die Untersuchung, worin die erste bestehe, wollen wir für die Abtheilungen der Sittenlehre in unsern Lehrstunden aufheben, weil sie es ist, die unsere Seele zu einem ewigen geistigen Leben erzieht; die zweyte irdische wollen wir auch die bürgerliche nennen, weil sie das Glück unseres Erdenlebens zur Absicht hat, und sie unserer Welt-

geschichte zutheilen, die uns nun schon fast 6000 Jahre hindurch das Bestreben aller Menschen nach diesem Glücke aufstellt. Heute läßt sich nichts weiter darüber sprechen, es ist Zeit unsere Erdbeschreibung fortzusetzen.

Frid. Die Festung Temeswar ist die Hauptstadt im Bannat, welches mit Getreide, Wäldern und Kupferbergwerken reichlich versehen ist, und fast nur Deutsche Einwohner hat. Sclavonien liegt zwischen den Flüssen Drau und Sau, Croatien links neben Sclavonien, Essek ist in dem ersten, Agram ist in dem zweyten die Hauptstadt, auch die schöne Stadt Warasdin liegt in Croatien. Der Boden dieser Länder ist außerordentlich fruchtbar an Getreide, Wein, Öhl, Feigen, Mandeln und Süßholz. Das Ungarische Dalmatien liegt zwischen Croatien und dem Adriatischen Meere. Bukari, eine Stadt mit einem schönen Hafen, ist darin die Hauptstadt, und in dem sonst der Republik Venedig gehörigen Antheile von Dalmatien ist Zara die Hauptstadt. Hierzu gehören auch noch einige Inseln im Adriatischen Meere.

Das Großfürstenthum Siebenbürgen liegt rechts neben Ungarn, ist ganz mit Bergen umgeben, aber doch mit allem versehen, was die

Einwohner nöthig haben. Die Schafzucht wird hier nach Spanischer Art von den herumziehenden Wallachen getrieben, Wein, Getreide und Bergwerke hat dieses Land auch im Überfluß. Man macht hier gute Käse und eine Menge weißer Tücher, die häufig nach Ungarn verführt werden. Das dort gewöhnliche Zugvieh besteht aus Büffelochsen. Hermanstadt ist die Hauptstadt. Die Einwohner sind beynahe durchaus eingewanderte Sachsen, gute fleißige Handwerker und Kaufleute, die einen ansehnlichen Handel treiben.

Alle bereits genannten Länder und Nationen machen aber nur einen Theil des großen Ungarn aus, die übrigen noch dazu gehörigen, jetzt unter Türkischer Bothmäßigkeit stehenden können also auch hier nicht genannt werden. Nach der neuesten Verfassung wird das eigentliche Ungarn in Ober- und Niederungarn eingetheilt, so wie es die Theiß von einander scheidet, oder in die Länder, welche die Donau, und in jene, welche die Theiß durchströmt. Jeder Theil wird in zwey Kreise, und diese in Gespannschaften, ungefähr wie unsere Österreichischen Kreishauptmannschaften, abgetheilt. Die Reichsstände, welche mit dem Könige die Regierung ihres Landes besorgen, bestehen

aus der hohen Geistlichkeit und aus den vornehmsten Edelleuten, welche Magnaten heißen, wozu der Palatinus als Vorsteher gehört, ein von ihnen erwählter hoher Adeliger, der die Rechte der Stände gegen den König zu vertheidigen verbunden wäre, wenn dieser sie antasten wollte, und der meistens von dem Könige selbst zu seinem Amte vorgeschlagen, und von den Ständen angenommen wird; ferner gehören hierzu der königliche Reichs- und Hofrichter, der Statthalter von Croatien, Dalmatien, Sclavonien, der königliche Schatzmeister und andere hohe Reichsbeamten, welche alle der König zu ernennen das Recht hat.

Emilie. Da ganz Ungarn, wie alle Österreichischen Erbländer, in gewisse Bezirke abgetheilt ist, welche man anderwärts Kreise, hier aber Gespannschaften nennt, und da jede Gespannschaft ihren eigenen Nahmen hat, so erhalten diesen auch die Einwohner, und so gibt es Szekler, Sluiner, Gradiskaner, Broder, Banater u. dgl., besonders zeichnet man die Bewohner der Gränzbezirke mit diesen Nahmen aus, obschon sie alle Ungarn sind.

Übrigens fangen die schönen Wissenschaften erst seit einigen Jahren an in Ungarn empor zu kommen; die unausgesetzte Bemühung ihrer gu-

ten Könige brachte es endlich dahin, ihnen die Gelehrsamkeit schätzbar und einheimisch zu machen. Jetzt hat Ungarn schon eigene gute Universitäten, denn ehedem mußten die lernbegierigen Köpfe dieser Nation ihre Wissenschaften auswärts suchen, wozu sie auf mehreren hohen Schulen, als zu Cambridge in England, zu Leyden in Holland, zu Zürch in der Schweitz, und in vielen Deutschen Städten eigene Stiftungen hatten. Der Nationalcharakter ist zwar noch ziemlich rauh, dabey aber sehr redlich, und besonders merkwürdig ist, daß sich die Ungarischen Frauen auf mancherley Gewerbe eben so gut, wie bey uns die Männer, verstehen, so weiß in Oberungarn fast jede Bürgersfrau ohne zunftmäßigen Unterricht mit grober Leinweberey umzugehen, in den dreyzehn Zipser Städten hat fast jede Hauswirthinn ihre eigene Branntwein-Brennerey, in Cumanien sieden Frauen eine der besten Seifengattungen, eben so findet man unter dem weiblichen Geschlechte in mehreren Ungarischen Gebiethen geschickte Färberinnen, die Haus- und Landwirthschaft ist aber der Ungarn liebste Beschäftigung. Ihr Überfluß würde ihnen auch den Handel sehr einträglich machen, wenn sie mehr Neigung dazu hätten, so aber sind fast gar kei-

ne Nationalungarn unter den Kaufleuten, diese bestehen nur aus Griechen und Raizen.

Julie. Die Europäische Türkey besteht aus den ehedem zu Ungarn gehörigen Königreichen Bosnien, Servien, der Moldau und Wallachey nebst dem Überreste von Dalmatien.

Die von Ungarn abgerissenen Länder sind an allen erdenklichen Lebensgütern äußerst fruchtbar, nur wissen die unter dem harten Drucke der Türkischen Herrschaft wenig gebildeten Einwohner sie nicht nach allen ihren Vortheilen zu benützen. Dazu gehören noch die Inseln Morea und Candia, dann Bulgarien, Romanien, Griechenland mit fast allen ehedem dazu gehörigen Inseln, zusammen 11,410 Quadratmeilen. Gegen Norden gränzt sie an die Russischen und Ungarisch-Österreichischen Länder, gegen Morgen an das ehedem Venetianische, nun auch Österreichische Dalmatien und an das Adriatische Meer, gegen Süden an das mittelländische Meer, gegen Osten an die Krimmische Tartarey, das schwarze Meer, das Meer di marmora und den Hellespont, oder wie es jetzt heißt, die Dardanellen. Der Dniester mit der Donau, Sereth, Pruth und Sau sind ihre Gewässer. Der Boden ist in den nördlichen Gegenden größ-

ten Theils eben, in Süden hingegen gebirgig. Die Türkey enthält die herrlichsten Landschaften von Europa, und hat meistens heißes Klima mit kalten Nordwinden. Sie erzeugt viel Getreide, besonders viel Reiß, alle kostbaren Früchte, Baumwolle, Seide, Tabak, Holz, Marmor, und andere edle Steine, an Mineralien Alaun, Schwefel, Salpeter und Salz, an Metall Eisen, aus dem Thierreiche vorzüglich Rindvieh, Schafe, Pferde, Esel, Maulthiere, Fische und Bienen. Die Europäische Türkey wird eingetheilt erstens in jene Länder, welche dem Ottomannischen Reiche völlig unterworfen sind, und zweytens in die ihm nur zinsbaren oder unter seinem Schutze stehenden. Völlig unterworfen sind ihm alle ehemahligen Ungarischen Provinzen nebst Romanien, Griechenland und den Inseln; die Moldau und Wallachey werden von ihren eigenen Fürsten oder Hospodarn regiert, die aber unter Türkischem Schutze stehen, den sie mit einer jährlichen Abgabe bezahlen. Jassy ist die Residenz des Moldauischen, Bucharest die des Wallachischen Fürsten.

Constantinopel, auch Stambul genannt, das ehemahlige Byzanz, von Constantin, dem ersten christlichen Kaiser, auf sieben Hügeln zur Nachahmung Roms erbaut, ist

die Hauptstadt des Europäisch-Türkischen Reichs, und des Kaisers, der auch Sultan und Großherr heißt, Residenz. Die Einwohner bekennen sich theils zur herrschenden Mahomedanischen, theils zur Griechischen Religion, alle übrigen Glaubensgenossen erkaufen sich ihre freye Religionsübung mit zum Theil sehr geringen Abgaben. Die berühmte Festung Belgrad liegt im Königreiche Servien, dicht am Zusammenfluße der Donau und Sau. Außer der Insel Candia, mit der Hauptstadt gleichen Nahmens, und Morea, oder dem ehemahligen Peloponnes, liegt noch eine Menge großer und kleiner Inseln in der Meerenge von Constantinopel, welche ehedem der Hellespont, jetzt häufiger die Dardanellen genannt wird. So lange man noch keine andere Inselgruppen kannte, hieß diese vorzüglich der Archipelagus, jetzt aber nennt man jede Gegend im Meere, wo viele große und kleine Inseln nahe beysammen liegen, einen Archipelagus.

Auguste. Ich bitte Sie, meine Lieben, es allezeit gut zu behalten, wenn von Ländern die Rede seyn wird, die ehedem zu denjenigen gehörten, welche das Haus Österreich, unsere geliebte Landesherrschaft, jetzt besitzt, denn es gibt Menschen, welche aus Unwissenheit oder heimli-

chem Neide, oder auch aus gedungener Bosheit, bey jedem neuen Zuwachs an Ländern für dieses hohe Haus ein Geschrey erheben, als ob es sich zum Nachtheile seiner Nachbarn ungerechter Weise zu vergrößern suche, da es doch, wenn es möglich wäre, nur seine gerechten Ansprüche überall durchzusetzen, noch einmahl so groß werden müßte, als es wirklich ist, und die es nur verlor, weil seine Nachbarn das wirklich thaten, was man Österreich nur unbillig aufbürden will. Die Geschichte unseres eigenen Vaterlandes, zu der wir nun auch bald kommen, wird Sie von der Richtigkeit dieser Sätze völlig überzeugen.

Frid. Mein Vater sagt das nähmliche. Österreich muß viel eingebüßt haben, denn die Strecken, welche Papa letzthin einem jungen Fremden auf der Landkarte zeigte, die in unserem Gartensaale hängt, waren sehr beträchtlich, und er setzte überall hinzu, das ging anno so und so viel verloren, das besaß unser Hof auch, u. s. w.

Marie. Aber wie ging es zu? Ich würde mir nichts nehmen lassen.

Auguste. So? das wollen wir doch sehen. (Sie sagt Emilien heimlich etwas. diese nimmt Marien rücklings unvermerkt das Halstuch und gibt es Augusten. Marie schreyt.)

Marie. Je, Emilie! was machst du?

Emilie. Nichts als was mir Auguste befahl.

Auguste. Ich habe Lust Ihr Halstuch zu besitzen, ist es Ihnen aber nicht gelegen, so nehmen Sie mirs wieder, wenn Sie können.

Marie. Ach liebe Auguste, wo sollte ich die Kraft hernehmen mit Ihnen zu ringen, dazu bin ich ja nicht stark genug; aber ich werde Sie verklagen.

Auguste. Ich werde den Richtern versprechen das Tuch mit ihnen zu theilen, und sie werden mir es lassen, um auch einen Theil davon zu bekommen.

Marie. Aber das wäre ja ungerecht, und am Ende hätten weder Sie noch die Richter mein Halstuch.

Auguste. Aber doch Lappen davon, und Sie um ein Tuch weniger, daran ist mir und den Richtern gelegen, außerdem ist der kleinste Lappen noch zu etwas nütze, und wenn uns einmahl die Habsucht besessen hat und der Neid das Wort führt, da muß der Schwächere unterliegen und die Gerechtigkeit schweigen. So geht es im Großen wie im Kleinen, wir beneiden, zanken und berücken uns um einige Lappen, die Großen um Länder und Königreiche, darin liegt

der ganze Unterschied; kann ich mich wehren, so thue ich es, sind aber zu viele wider mich, haben sie beschlossen sich in mein Eigenthum zu theilen, so werde ich endlich aus Schwäche verlieren, was mir mit Recht gehört. Haben Sie mich verstanden, meine Kinder?

Carol. Ich glaube ja. Österreich hatte manches Halstuch, das seinen Nachbarn gefiel, sie nahmen es mit List und Gewalt; andern war daran gelegen, daß es nicht so viel haben sollte, die schwiegen entweder dazu, oder theilten den Raub.

Auguste. So ging es. Hier haben Sie Ihr Tuch, Mariechen! — Nun will ich Ihnen, da uns die Erdbeschreibung Länder nannte, wo die so nützliche Baumwolle wächst, auch sagen, wie sie gebauet und benutzt wird.

Man erhält dieses Naturproduct von Bäumen und Sträuchern, am gewöhnlichsten aber von Pflanzen, welche alle in Asien, Afrika und Amerika einheimisch sind. Die baumartige Staude wird vierzehn Fuß hoch, blühet gelb, und trägt Früchte von der Größe einer Wallnuß; die krautartige muß aber alle Jahre neu gebauet werden, wird gewöhnlich vier Fuß hoch, treibt aus den Blattwinkeln blaßgelbe, glockenförmige Blumen, auf welche runde Samenkapseln fol-

gen von der Größe der Haselnüsse, die aber nach dem Aufspringen zur Zeit der Reife, wo die Wolle hervorquillt, den Umfang eines kleinen Apfels erhalten. Die Kapseln schließen sieben wickenähnliche Körner ein, wodurch das Gewächs fortgepflanzt wird. Es verlangt ein trockenes, sonniges, gut zubereitetes Land, und geräth besonders gut bey dürrer Witterung. Wenn die Samenkapseln aufplatzen, wird die Wolle eingesammelt, und mit Maschinen von den Körnern gereiniget. Letztere geben ein an Speisen und in der Medicin nutzbares Öhl, an manchen Orten speist man sie selbst als Brey gekocht.

So wie der Kaufmann nun die Baumwolle in großen Säcken gepackt erhält, verkauft er sie dem Fabrikanten, dieser übergibt sie dem Baumwollstreicher, der sie zum Spinnen zubereitet. Dieß geschieht auf Horden, wo mit Stöckchen die noch darin befindlichen Samenkörner vollends ausgeschlagen werden, das Schlagen lockert sie zugleich auf. Dann wird sie mit eisernen Streichkämmen zu dünnen Fladen gestrichen, und nun übernimmt sie die Spinnerinn, macht aus den Fladen noch dünnere Fladenlocken, die dann auf dem Rade zu Garn gesponnen werden, welches nachher gebleicht, und entweder gefärbt oder ungefärbt von dem Weber bearbeitet wird. Alle Färbestoffe

nimmt aber die Baumwolle sehr schwer an, und sie müssen gewöhnlich anders als zum Seiden- oder Leingarnfärben zubereitet werden. Bevor das Baumwollgarn gewebt wird, muß man es mit weißer Stärke statt der Schlicht steifen. Die Zeuge davon werden meistens ungebildete leinwandartige Gewebe, die nach dem Weben ohne Lauge gebleicht, nachher in einem Kessel mit Wasser und Weinsteinöhl gereiniget, getrocknet und auf Rollen geglättet werden müssen.

Von den verschiedenen Baumwollenzeuggattungen sind die bekanntesten Katun oder Zits; letzterer unterscheidet sich vom ersten durch seine Feinheit, und daß die Blumen oder Figuren darauf gemahlt werden, da man sie hingegen auf den Katun nur druckt. Andere Baumwollenzeuge sind die Musseline, dann der Barchent, ein dichtes Gewebe, dessen Zettel Leinen, der Einschlag aber Baumwolle ist, der Canevas oder Halbkatun, der auch auf diese Art gemacht wird, nur ist ersterer geköpert und dieser glatt; der Piqué, der ganz Baumwolle ist, so wie der Nanquin, Manchester und Wallis; auch Plusch und Sammet weiß man davon zu machen.

Sophie. Ist es gut gehandelt, wenn man auch die Baumwolle zu Hause spinnen läßt?

Auguste. Ganz gewiß, eine gute Hauswirthinn wird es nie verabsäumen. Das Spinnen der Baumwolle ist viel lechter und geschwinder, als jenes des Flachses, und die Halbbaumwollenzeuge sind zu allen Gatungen von Hauskleidern, Überzügen, Unterfuter u. dgl. weit dauerhafter; es lassen sich auch sehr artige Zeuge davon machen, die bey einer nicht gemeinen Feine doch sehr haltbar und dicht wrden, wie der Manchester. Beym Spinnen er Baumwolle geht nicht so viel verloren, als by dem Flachse, man hat das beschwerliche Aubecheln nicht zu besorgen, und beym Einkauf nur darauf zu sehen, daß die Baumwolle schön wei, feinhaarig und gut gekämmt ist.

Sieben und sechzigstes Gespräch

Marie. Der Ahorn, dieser schöne Bum, hat eine glatte und weißliche Rinde, seine Blüthen erscheinen im April. Er liebt schattenreiche Plätze und einen leichten, etwas feuchten, nahrhaften Boden. Den geflügelten, im October reifen Samen säet man im Schatten in schwarze Walderde, und verpflanzt nach zehn bis fünfzehn Jahren die jungen Bäume, welche fast zwy

hundert Jahre wachser, und über vier hundert Jahre alt werden, der das Beschneiden nicht gerne vertragen. Das weiße, feste und zähe Holz gebraucht man zu Rollen, Walzen, Zähnen in Räder, Gwehrschäften u. dgl., und es wird selbst zu feinen Kunstsachen verarbeitet, weil der Stamm und die Wurzel schön gemasert sind. Aus dem im November einen Fuß über der Erde angebohrten Stamme ziehet man ebenfalls einen süßen Saft bis zu Ende des Decembers; dieser Saft gibt durch Gährung ein geistiges Getränk, und durch das Einkochen einen groben Zucker, welcher besonders in Amerika von dem Zucker-Ahorn in solcher Menge gewonnen wird, daß man davon viel nach Europa zum medicinischen Gebrauche versendet. Bey uns kömmt dieser Ahorn zwar auch gut fort, allein das Einkochen des Saftes bezahlt nicht die daraufgewandte Mühe.

Die Ulme oder Rüster, mit schwarzer Rinde und einem geraden ziemlich hohen Stamme, hat auch verschiedene Abänderungen, die aber vor den ersten keine besondern Vorzüge haben. Die Blüthen erscheinen im April, und der geflügelte Samen reift im Juny. Man säet ihn am Ende dieses Monaths ganz flach in einen guten Boden, worauf die jungen Bäumchen

noch vor dem Winter einige Zoll hoch treiben; nach vierzehn Jahren sind sie zum Versetzen tauglich, zu ihrer Vollkommenheit werden aber zwey hundert Jahre erfordert, und dann leben sie noch vier hundert Jahre. Das gelblichbraun geflammte Holz ist nächst dem Eichenholze das schwerste, wird zum Wasserbau und von Künstlern sehr geschätzt, nur bekömmt es leicht Risse und ist dem Wurmfraß unterworfen. Die innere Rinde rühmt man wegen Heilkräften in Hautkrankheiten.

Carol. Die Linde hat zwey Arten, welche in Europa wild wachsen, die Eine, unter dem Nahmen Sommerlinde, wird zu Alleen auf Kirchhöfen und Dorfplätzen häufig gezogen, ihre Wurzel breitet sich fast unter allen Laubhölzern am weitesten aus. Die Blüthen erscheinen im Juny oder July, geben einen angenehmen Geruch, und den Bienen reiche Nahrung; durch Destillation erhält man von ihnen das Lindenblüthwasser, welches gegen die Epilepsie und andere krampfhafte Zufälle sehr empfohlen wird. Zum Thee ist die Lindenblüthe als schweißtreibendes Mittel noch vorzüglicher als die Hohlunderblüthe, und schwächlichen zu Krämpfen geneigten Personen mehr anzurathen. Von den fünf Samenkörnern, welche in einer fünffächerigen, runden, harten Kapsel liegen, reift

gewöhnlich nur eines im October. Der Same gibt ein süßes Öhl, und das Zurückbleibende wird wie Mandelkleye gebraucht. Man säet den Samen im späten Herbste in einen lockeren, etwas sandigen Boden, er geht dann im Frühjahr auf. Die Bäume dauern gegen acht hundert Jahre, und werden ungeheuer dick und groß; ihr weiches, leichtes, weißes Holz dient vorzüglich zu Drechsler- und Bildhauerarbeiten, auch sind die Kohlen sehr gut zu Schießpulver und zum Zeichnen. Aus dem Bast verfertiget man Stricke, Matten, Körbe und Hüte. Die Winter- oder Steinlinde hat eine braunere Rinde, gröberes, röthlichgelbes Holz, und schlägt später aus; man benutzt sie in den Holzungen als Buchholz.

Die Hainbuche, ein buschiger Baum, schickt sich am besten zu Lusthecken, und wird dreyßig bis vierzig Fuß hoch; sie hat einen knotigen Stamm mit grauer glatter Rinde. Die Blüthe bringt im October harte Nüsse mit einem eßbaren Kerne, welcher, in Reihen anderthalb Zoll tief gesäet, nach achtzehn Monathen aufgehet, und am besten zur Vermehrung dienet. Vom zehnten bis fünfzehnten Jahre sind die jungen Bäume zum Versetzen, sie geben dann bis in das sechzigste Jahr Schlagholz, und dauern zwey, auch drey hundert Jahre. Das weiße und

sehr feste Holz wird vornehmlich zu solchen Werkzeugen gebraucht, die viel aushalten müssen, zu Schrauben, Pressen, u. dgl., auch ist es, zur gehörigen Zeit gefället, ein sehr gutes Brennholz, dessen Kohlen zu den besten gerechnet werden können.

Clarisse. Die vielen Gattungen der Pappeln lieben alle feuchten Sandboden an Flüssen und Wassergräben. Zu den in unsern Gegenden bekannten Pappeln gehört die Silberpappel. Man vermehrt sie durch Steckreiser, welche nach dreyßig Jahren ausgewachsen sind, und gegen hundert Jahre alt werden. Das Holz, welches nicht leicht krumm und rissig wird, gebraucht man zu Bretern und Latten, die Wurzel zum Furniren, und die Kohlen zum Schießpulver. Die schwarze Pappel hat keine wolligen Blätter, und eine etwas dunklere Rinde, die zum Färben gebraucht werden kann. Aus den harzigen Knospen nehmen die Bienen ihren Kitt, auch wird Öhl und Salbe in der Apotheke davon bereitet. Die Italienische Pappel empfiehlt sich ihres pyramidenförmigen Wuchses wegen zu Alleen, und ihre sehr biegsamen Zweige sind gut zum Korbflechten, auch ist das Holz und die Rinde weicher. Die Zitterpappel oder Äspe hat ihren Nahmen von den sich an ih-

rem schwachen Stiele bey jedem Lüftchen bewegenden Blättern. Ihre dunkelgrüne Rinde ist die beste Nahrung der Biber, auch ist ihr Laub ein angenehmes Futter für anderes Vieh, ihr Holz taugt aber am wenigsten zum Brennen, weil es weder eine gute Flamme noch Kohlen gibt, und nach leisem Knistern in todte Asche zerfällt, die auch noch wenig Brauchbares hat.

Der Vogelbeerbaum oder die Eberäsche wächst in den nördlichen Gegenden zu einer mittelmäßigen Höhe, wird durch Samenbeeren und Wurzelsprossen vermehrt, und kann nach vierzig Jahren als Schlagholz benutzt werden; seine Dauer erstreckt sich auf hundert und fünfzig Jahre. Die angenehm riechenden Blüthen erscheinen im May, woraus im Herbste scharlachrothe Beeren folgen, die eine Lockspeise der Vögel, besonders der Drosseln sind, sie geben aber auch dem Rindvieh, den Schafen und Hühnern ein gedeihliches Futter, auch kann man Branntwein davon brennen. Die Rinde des weißlichen harten Holzes, welches sich gut bearbeiten läßt, dient auch zum Gärben.

Amalie. Die zahlreiche Familie der Weiden hat, wie die Pappeln, statt der Blüthe Kätzchen, unterscheidet sich aber von ihr durch den Mangel der Blumenkrone, und durch die oval

zugespitzten Samenkapseln, worin viel wolliger Samen ist. Man theilet sie in Weiden mit glatten, gezähnten und ungezähnten Blättern, und in Weiden mit wolligen, auch ungezähnten Blättern, letztere sind weniger nutzbar. Die nützlichste unter allen, die überall fortkommt, sehr stark wuchert, zwar strauchartig wächst, aber doch zuweilen dreyßig Fuß hoch wird, ist die Sahlweide. Nach ihr empfiehlt sich die Korbweide, welche unter allen Arten die längsten Blätter hat, zur Bekleidung der Ufer an Bächen, und mit ihren langen Ruthen zu Flechten dient. Die bey uns gemeine weiße Weide wird hoch, stark, und zu Kopfweiden gezogen; das weiche faserige Holz dieser Bäume ist gut zum Brennen, und die Zweige zu Faßreifen, Zäunen u. s. w., am meisten empfiehlt sich aber diese letzte Gattung wegen ihrer Heilkräfte, darunter besonders die Rinde der drey- und vierjährigen, zu Pulver gerieben und gehörig angewendet, die Wechselfieber heilet, und mit Wasser abgekocht als Bad schwächliche Kinder stärkt, eben so wirksam sind auch die jungen Blätter. Überhaupt gehören fast alle Weiden wegen ihrer zähen Zweige zu den nutzbarsten Gewächsen, da sie sich auch sehr leicht durch abgeschnittene Zweige, die man nur in die Erde steckt, fortpflanzen lassen. Die meisten Arten

kann man zu Bäumen ziehen, die nach sechzig Jahren ihre Vollkommenheit erreicht haben, und gegen hundert Jahre alt werden.

Der Spindelbaum hat bey uns nur die Gestalt eines Strauches, ob er gleich zu einem Baume gezogen werden kann; seine Früchte sind die so genannten Pfaffenkäppchen, deren Samen die Rothkehlchen gern essen. Das feine blaßgelbe Holz dient zu allerley Drechslerwaaren, die Kohlen zum Zeichnen, die Rinde und die Samenkapseln zum Färben. Blätter, Früchte und Samen sind manchen Thieren tödtlich, und den Menschen schädlich. Der getrocknete gepulverte Samen vertreibt das Ungeziefer bey Menschen und Thieren.

Sophie. Unter den Sträuchern verdient seiner Nutzbarkeit wegen noch die Kornelkirsche bemerkt zu werden; sie wächst in Holzungen zwar nur strauchartig, kann aber zu einem zwanzig Fuß hohen Baume gezogen werden, der im fünfzigsten Jahre ausgewachsen ist, und hundert und fünfzig Jahre dauert. Er ist zu Hecken zu gebrauchen, weil er sich sehr leicht durch Steckreiser und Wurzelsprossen fortpflanzt, und das Beschneiden gut verträgt. Die kleinen Blüthen erscheinen schon im März, die länglich rothen Früchte aber reifen etwas spät. Wegen ihres an-

genehmen weinsäuerlichen Geschmackes speist man sie sowohl roh als auch mit Zucker eingemacht; unreif können sie auch, nachdem sie abgekocht sind, eingemacht werden. Die jungen Blätter, im Schatten getrocknet, dienen als Thee; das weißgelbe hornfeste Holz wird zu mechanischen Werkzeugen verarbeitet.

Der Hartriegel ist in ganz Europa noch bekannter als der vorhergehende, gehört aber zu eben der Familie, und ist ihm auch im Wuchse ähnlich, nur erreicht er früher seine Vollkommenheit, und dient besonders zu Hecken, die im Herbste durch ihr roth werdendes Laub sehr schön sind. Seine Blüthenzeit ist der May, worauf runde dunkelrothe Früchte folgen. Sein Holz ist zu allen mechanischen Arbeiten vortrefflich.

Unter allen Staudengewächsen ist aber keines zu Anlegung lebendiger Zäune vortheilhafter, als der Weißdorn, oder Hagedorn, weil dadurch unbeschreiblich viel Holz erspart wird. Wenn die Hecken recht angelegt werden, sind sie für Menschen und Thiere undurchdringlich, und schützen weit besser gegen jeden Dieb, als alle andere Umzäunungen. Man setzt zu dieser Absicht die jungen Sträucher gerade in einer Linie Anfangs hinter die gewöhnliche Einfassung der Gärten, schneidet sie bis auf eine Spanne über

der Erde ab, und hält sie nachher von Unkraut rein. Im folgenden Frühjahre wird alles dicht über der Wurzel abgeschnitten, damit sie mehr Kraft und Trieb bekommen. Nach zwey Jahren fängt man an, die Schößlinge kreutzweise zu durchflechten, welches einige Jahre nach einander fortgesetzt werden muß. Nach acht bis zehn Jahren beschneidet man endlich die Hecke jährlich nach Johannis, läßt sie fünf bis sechs Fuß hoch, und hat nun eine Garteneinfassung, welche hundert Jahre dauert, die weder Mensch noch Thier, ohne sich elend zu zerreissen, übersteigen oder durchdringen kann. Zu eben diesem Gebrauche dienen auch der Kreutzdorn, und der Elsebaum, welcher häufig auf den Böhmischen Gebirgen wächst, und medicinische Kräfte hat, so wie der erste viel Farbestoff enthält, sie währen aber nicht so lange als der Hagedorn.

Frid. Wir armen Adeligen und Reichen sind doch recht übel daran, daß wir so wenig in den nöthigsten Dingen unterrichtet werden! Da gibt mein Vater jährlich eine Menge Geld hin, unsere Gärten mit Mauern zu umziehen oder mit Holzäunen zu verrammeln, ohne daß wir dadurch gegen diebische Einbrüche von menschlichen und thierischen Räubern geschützt würden, aber wartet meine lieben Nachbarn! wir wollen

euch künftig eine Hecke anlegen, die ihr wohl unüberstiegen lassen sollt.

Marie. Ja darauf mußt du doch wenigstens zehn Jahre warten.

Frid. Wenn auch, so ist doch auf künftige neunzig Jahre gesorgt, und das ist schon der Mühe werth.

Auguste. Berechnen Sie noch, wie viel Holz dabey erspart wird. Wenn nun einmahl der Bürger und Bauer aus dem guten Beyspiele des Adels den Nutzen einer solchen Einzäunung begreifen lernt, und sie nachahmt, während die lebendige Hecke aufwächst, so geht die alte Einfassung von Mauern oder Holzwerk nach und nach ein, ohne daß sie wieder aufgeführt werden dürfte, alles dazu nöthige Holz, alles ferneren Unkosten hören auf, und verwandeln sich in die einzige kleine Mühe, die Hecke jährlich ordentlich zu beschneiden und in gutem Stande zu erhalten. Bey dem stets zunehmenden Holzmangel ist es gewiß für uns alle von entschiedener Wichtigkeit, jedes Mittel dagegen auf das schnellste in Ausübung zu bringen.

Clarisse. Und wenn man noch die Zeit berechnen hört, welche das Holz zu seinem Wachsthume nöthig hat, so wird einem angst und bange; 50, 60, 100 und 200 Jahre! du lieber

Gott! da reicht ja kein Menschenleben hin, da sollte man doch lieber Frucht= als Forstbäume pflanzen.

Auguste. Aber wer würde so viele Mühe und Zeit, als die Fruchtbaumzucht erfordert, anwenden können? wo nähme man überall den für sie nöthigen Boden her? und zudem geben sechs Fruchtbäume nicht so viel Holz als ein ordentlicher Forstbaum, der noch mit weniger Mühe gezogen wird. Gott gab uns beyde Arten, eine der andern zur Hülfe, wir dürfen nur beyde nicht vernachlässigen, so ist uns geholfen. Der Mensch sollte kein Plätzchen unbenützt lassen, weil gerade er am meisten bedarf, er sollte darum nichts verschwenden, mit allen Lebensgütern sparsam umgehen, fein vorsichtig eher bedenken, was er ausrotten will, und immer auf die Nachkommenschaft auch Bedacht nehmen, so würde die Natur ihn mit allem reichlich versehen.

Carol. Sollte da nicht die Obrigkeit auch darauf sehen, und sich um das Ausrotten oder Anpflanzen der Bäume auch annehmen?

Auguste. Sie that es und thut es noch, es kömmt aber bey solchen Gelegenheiten auf etwas mehr als obrigkeitliche Befehle an. Friderikens Klage ist gerecht, daß sie und ihres gleichen nicht hinreichenden Unterricht erhalten; die Unwissen=

heit der Reichen legt den Grund zu allem Mangel, man verschwendet in ihren Häusern, weil niemand weiß oder bedenkt, wie schwer, wie langsam das, was sie verschwenden, erzeugt wird. Man rottet Waldungen aus, legt Fabriken, Bergwerke, Schmelzöfen an, ohne den Holzaufwand zu berechnen, ein augenblicklicher Nutzen verblendet gegen den kommenden unersetzlichen Schaden, der uns den Fluch aller nach uns lebenden Menschen zuziehen muß, weil sie an unserer lieblosen Nachlässigkeit für ihr Wohl Jahrhunderte zu leiden haben werden.

Sophie. Ja was gehen uns die Nachkommen an? wenn nur wir genug haben.

Auguste. Und was gingen wir unsere Vorfahren an? indessen sind wir doch froh, und wissen es ihnen herzlichen Dank, daß sie uns so manches Gute durch ihre kluge Sparsamkeit aufbewahrt hinterlassen haben. — Wenn nur wir genug haben, meint Fickchen —

Sophie. Verzeihen Sie, liebe Auguste, ich meinte es nicht so, ich wiederhohlte nur aus Scherz, was ich jetzt so oft, sogar von unsern Dienstleuten höre.

Auguste. Der gemeine Haufe sieht immer nur auf die höhern Stände, sie sind sein Orakel, von diesem muß er Aufmunterung, Zurecht-

weisung und Unterricht erhalten, er ahmt alles nach, also auch die bösen Beyspiele. Wenn der Edelmann, der reiche Bürger nichts als seinen Eigennutz hört, ohne auf die Nachkommenschaft zu denken, wenn er, ohne Rücksicht auf das Wohl seines eigenen Hauses, nur ausrottet, verkauft, verpfändet, damit er prassen oder Geld aufhäufen kann, wenn das Beste seines Vaterlandes, seiner Mitbürger ihm nichts gilt, und seine Lüste nur allein bedacht werden, so ahmen ihm die untern Volksclassen bald nach, wie wir jetzt schon die Probe vor Augen haben. Ein Wald ist bald ausgerottet und verprasst, oder das dafür gelöste Geld in Kisten verschlossen, aber es gehören zwey Menschenalter dazu diesen Wald wieder herzustellen, und vernachlässigte man den Anbau, so würde alles Geld der Erde dann nicht hinreichen, ihn auf einmahl wachsen zu machen, selbst dieses der menschlichen Habsucht so angenehme Metall würde ein unnützer werthloser Klumpen bleiben, wenn es an Holz fehlte, ihn zu dem, was er seyn soll, umzuschmelzen; alle unsere Werkzeuge von Metallen müßten ohne Feuer aufhören; fast alle unsere Fabriken, die bisher unsere Industrie und unsern Wohlstand beförderten, würden beym Holzmangel zerstöret werden.

Marie. Ach liebe Auguste! wer das so recht bedächte, würde sich nicht schämen jedes Holzspänchen aufzubewahren.

Auguste. Gewiß, mein Schatz! und von der nöthigen Wirthschaft mit diesem Artikel kömmt auch ein großer Theil unter unsere Aufsicht; unkluge Hauswirthinnen verschwenden gewiß in einem Jahre zwey Mahl so viel Holz bey ihrer Feuerung, als sie nöthig hätten. Ach, was liegt an einigen Holzklötzen? sagen sie, um einige Klaftern mehr oder weniger, was schadet das? Aber gehe hin, arme Unwissende, und frage erst, wie viel Zeit dazu gehörte, dir dieses verachtete Holz zu verschaffen, und wo du endlich bey der steten Abnahme, und der dadurch nothwendig immer steigenden Theurung Geld genug hernehmen wirst, deine Suppe zu kochen, deine Stube zu heitzen?

Frid. Nun liebe Auguste, ich gelobe Ihnen feyerlich, von heute an alle meine Sorgfalt auf die Landwirthschaft zu wenden, ich will es auch versuchen, alle meine Bekannten zu einem gleichen Entschluße zu bereden, es wird nicht schwer halten, wenn ich ihnen alles das so sage. Man hat, glaube ich, nur bis jetzt nicht gelernt, diesen Schaden vorzusehen oder auch nur zu ahnen.

Sophie. Und wir Bürgerlichen wollen recht

achtsam mit dem Holze umgehen, ich werde alles, was wir heute davon lernten, meinen Ältern, unsern Dienstmägden und allen meinen Freunden erklären.

Die Übrigen. Ja, ja, das wollen wir auch!

Auguste. Gut, Kinderchen! wir wollen mit Gottes Hülfe, wenigstens so viel an uns ist, mitwirken, einem Übel, das uns alle drückt, zu steuern. Nun aber haben wir uns heute genug mit den Holzklötzen herumgebalgt, geben Sie uns also geschwind Ihre Abtheilung aus der Mythologie, liebes Julchen, und dann habe ich Ihnen heute den Auszug einer sehr artigen Geschichte vorzulesen, die ich gestern aus den schönen Schriften einer geistvollen tugendhaften Frau für Sie auswählte *).

Julie. Merkur, auch Hermes, Cyllenius genannt, ein Sohn Jupiters und der Maja, einer Tochter des Atlas, ist der Herold oder Bothschafter seines Vaters, ein Gott der Beredsamkeit, des Handels und der Diebe. Von ihm wurden die Seelen der Verstorbenen in das Reich der Todten geführt. Er trägt einen Helm

*) Sophie von la Rosche Pomona.

oder Hut mit zwey Flügeln, einen geflügelten, mit zwey Schlangen umwundenen Stab, und Flügel an den Füßen, um die Geschwindigkeit anzudeuten, womit er die Befehle seines Vaters auszurichten eilt. Einige mahlen ihn auch mit einem Geldbeutel in der Hand. Zuweilen liegt eine Schildkröte zu seinen Füßen, weil er aus der Schale dieses Thieres eine Leyer zu machen erfand, und sie nachher seinem Bruder Apollo schenkte, der das Instrument verbesserte.

Von seiner zartesten Kindheit an beging der schlaue Merkur so viele kleine Räubereyen, daß man ihn den Dieben zum Schutzgott gab. Der Venus, die ihn als Knaben auf den Schooß nahm, stahl er ihren Gürtel, Jupitern den Zepter, dem Neptun den Dreyzack, dem Mars das Schwert, dem Vulcan die Zange, dem Apollo Bogen und Pfeile. Seine Kinder, deren er mit verschiedenen Nympfen viele hatte, waren alle schlau, geschickt, und einige darunter gute Musiker. Die Alten verehrten ihn auch als einen Beschützer der Landstraßen, seine Bildsäulen standen daher auf allen Landwegen, bestanden aber meistens nur aus Büsten ohne Arme und Füße; wer vor einer solchen Wegsäule, die man Hermen nannte, vorüberging, mußte dem Merkur zu

Ehren einen Stein darneben hinwerfen, ein Gottesdienst, wodurch die Landstraßen gebessert und zugleich die Äcker von den überflüssigen Steinen gereiniget wurden.

Vulcan, der Gott des Feuers und Erfinder der Schmiedekunst, war ein Sohn Jupiters und der Juno. Seine Kennzeichen sind der Hammer, die Zange und der Amboß. Seine gewöhnliche Werkstätte war der Berg Ätna auf der Insel Lipara, der vornehmsten unter den sieben Äolischen oder Vulcanischen Inseln bey Sicilien, ingleichen auf der Insel Lemnos, auf die er fiel, als ihn sein Vater aus Grimm über seine Häßlichkeit aus dem Himmel geworfen hatte, von welchem harten Fall er immer lahm oder hinkend blieb.

In dem Kriege wider die Giganten schmiedete Vulcan mit seinen Cyclopen dem Jupiter die Donnerkeile, dem Neptun den Dreyzack, dem Pluto einen unsichtbar machenden Helm; er selbst bediente sich wider die Feinde eines glühenden Eisens. Um ihn nun für alle diese Dienste zu belohnen, und zugleich über seine unverschuldete Häßlichkeit zu trösten, mußte Jupiters reitzendste Tochter Venus seine Gemahlinn werden, die ihn aber wenig achtete, und von der er auch keine Kinder bekam, mit andern Frauen aber hatte er viele

Kinder, die zuweilen auch seine lahmen Füße von ihm erbten.

Die Kunstwerke, welche die Alten dem Vulcan zuschreiben, sind sehr zahlreich; er verfertigte Jupiters Zepter, seiner Mutter aber zur Vergeltung, daß sie ihn wegen seiner Häßlichkeit aus dem Himmel geworfen hatte, einen Stuhl, von dem sie nicht wieder aufstehen konnte, sobald sie sich darauf gesetzt hatte, doch befreyete er sie wieder, als man ihn unter die zwölf ersten Götter aufnahm. Die geheimen künstlichen Schlösser in dem Schlafgemache seiner Mutter hatte er auch gearbeitet. Auf Jupiters Befehl machte er aus Erde die berühmte Pandora, nebst noch vielen andern Waffen für Götter und Helden, kurz Vulcan war gefällig und dienstfertig, sobald man ihm gute Worte gab. Am Berge Ätna hatte er einen Tempel, der wegen einiger Hunde merkwürdig war, die ihn bewachten, denn sie ließen nur die wahrhaft Andächtigen ruhig hinein gehen, die Bösen aber wurden von ihnen angefallen und zerrissen.

Venus, seine Gemahlinn, kommt zwey Mahl in der Göttergeschichte vor. Unter den alten Gottheiten entstand sie aus einigen Blutstropfen, die bey der Verwundung des Uranus in das Meer fielen; nach dieser Dichtung ist sie

die Göttinn der reinen Liebe, und heißt Venus Urania, oder die Himmlische, auch Aphrodite, und wird vorgestellt, wie sie auf einer Muschel aus dem Meerschaum empor steigt. Die jüngere Venus, Vulcans eigentliche Gemahlinn, heißt auch Anadiomene, und von verschiedenen Ortschaften, die ihr geweihet waren, Cytherea, Cypria, Erycine, Cypris, Paphia und Amathusia. Sie ist Jupiters und der Dione Tochter. Die Begebenheiten der jüngern und ältern Venus sind von den Dichtern so unter einander gemengt, daß man sie nicht unterscheiden kann. Sie wird als eine reitzende junge Göttinn abgebildet, oft ganz nackt, oft nur wenig oder leicht gekleidet, zuweilen mit einem Rosenkranze auf dem Haupte; Schwane, Tauben oder Sperlinge ziehen ihren Muschelwagen. Ihr Sohn Cupido oder Amor steht ihr fast immer zur Seite, und ist an einem Pfeilköcher zu erkennen. Manche geben der Göttinn selbst ein Paar Pfeile in die Hände, und mahlen ihr noch einen grünen um sie her flatternden Schleyer. Die Myrthe ist ihr besonders geweihet.

Die Gratien, die gewöhnlichen Begleiterinnen der Venus, wenn sie als Göttinn der reinen Liebe vorgestellt wird, sind Töchter Jupiters

und der Eurynome; sie heißen Aglaja, Thalia und Euphrosine, zusammen nennt man sie auch die Charitinnen, oder Göttinnen der Anmuth, Gutthätigkeit und Freundschaft. Sie bezeichnen die Tugenden, welche von der Schönheit unzertrennlich seyn müssen, wenn sie reine Liebe einflößen und dauernd gefallen soll; die Alten nannten sie auch die Göttinnen der Fröhlichkeit, Beständigkeit und Freundlichkeit.

Die Gratien werden nur leicht bekleidet, in tanzender Stellung, sich mit den Armen umschlingend, abgebildet; sie führen zuweilen die eine einen Myrthenzweig, die andere eine Rose, die dritte einen Würfel als Zeichen der standhaften Treue und des Frohsinns. Man stellte ihre Bildsäulen auch in die Tempel der Musen und des Merkurs zum Zeichen, daß Dicht- und Redekunst mit Anmuth begleitet seyn müssen, wenn sie gefallen sollen.

Frid. O die abscheulichen Alten! warum stellten sie gerade die schönsten Göttinnen nackt oder halbnackt vor? da konnte ja kein Mädchen in ihre Tempel gehen. Ich glühe allezeit vor Scham, wenn Fremde oder Männer in unsern Garten kommen, wo diese Göttinnen in einem, wie man sagt, sehr schönen Tempel stehen, und gerade so aussehen, wie Julchen sie jetzt beschreibt.

Auguste. Die Alten unterschieden ihre himmlische Venus mit den anständigen Gratien sehr gut; sie waren nicht unanständig abgebildet, als sich aber die Sitten der Griechen verschlimmerten, als mit dem Reichthum, der Üppigkeit und dem zügellosen Leben auch die Sittsamkeit verschwand, da dachten ihre Mahler und Bildhauer erst darauf, solche Abscheulichkeiten zu verfertigen, da gefielen sie.

Emilie. Aber wir sind weder Griechen noch Heiden, warum stellt man nun solche häßliche Bildsäulen in unsere Gärten? Ein Christ muß sich schämen so etwas nur anzusehen.

Auguste. Ein Beweis, wie wenig wahre Sittlichkeit unter uns herrscht, vom Christenthume wollen wir da gar nicht einmahl sprechen, denn selbst die tugendhaften Heiden fanden an solchen Vorstellungen einen Ekel; sie stellten alle Tugenden, welche den menschlichen Geist zieren, unter dem Bilde schöner Göttinnen vor, sollten sie die holde Tugend der Sittsamkeit allein vergessen haben? Aglaja, mit der Rose in der Hand, bedeutete die ersten Reitze der Jugend, Thalia heftete den bescheidenen Blick auf den Würfel, welchen sie als Sinnbild des Schicksals trägt, und schien mit Gelassenheit zu erwarten, was ihr Loos seyn würde, Euphrosine, die Fröh-

liche, blickte lächelnd auf den Myrthenzweig, das Sinnbild der jungfräulichen Braut, welche durch frohe Erfüllung der Tugenden ihres Standes den einfachen Zweig künftig zu einem Kranze biegen soll, der ihre Tage schmücket, und so konnte jedes Griechische Mädchen die Gratien durch Nachahmung ehren, aber sie waren gewiß sittsam gekleidet, und hörten auf, Tugenden vorzustellen, sobald man ihnen die Schamhaftigkeit nahm. Übrigens waren bey den Griechen Mädchen und Jünglinge in ihren gottesdienstlichen Handlungen nie unter einander gemengt, denn da jedes Geschlecht seine eigenen Gottheiten hatte, so versahen sie auch ihren Dienst immer für sich allein. — Emilie wird nun so gut seyn, den Auszug der kleinen Geschichte vorzulesen, es ist die Nachricht über eine, in einem Gesundheitsbade zufällig gemachte Bekanntschaft, welche ein redlicher Mann seinem Freunde mittheilt.

Emilie.

Die Badebekanntschaft,

eine moralische Erzählung.

An Herrn W.

Ich hatte mir in der düstern Gemüthsstimmung, die meine zerrüttete Gesundheit hervorbrachte, bey einem Freunde ausgebethen, mir ein etwas abgelegenes ruhiges Quartier zu ver=

schaffen, indem ich nicht bey vielen Menschen seyn wollte. Dieß war auch wirklich veranstaltet worden, andere hatten sich aber dieses Haus auch gewählt, weil es weniger als die andern Gasthöfe kostete, und es mochte gerade in diesem Jahre viele wirthschaftliche oder viele arme Kranke geben, denn alle Zimmer waren eingenommen, und ich mußte mich am Ende mit der Abtheilung begnügen, die man in einem braungetäfelten Saale des dritten Stockwerks gemacht hatte. Die Wand war von Doppeldielen, das Zimmer geräumig, rein und hell, aber eine unvermeidliche Beschwerde war, daß weder ich noch mein Nachbar etwas laut reden oder vernehmen konnten, ohne daß es der andere hörte und also damit belästiget wurde. Über dieß mußte ich hinwegsehen, und da ich den Miethbedienten des dritten Stockes mit den Nebenwohnenden theilte, so konnte ich von diesem erfahren, was für eine Gattung leidender Menschenkinder um mich her sey. Den achten Tag, während ich in der Stadt herumging, kamen zwey junge Leute an, welche die andere Hälfte des Saales bezogen. Sie hätten, sagte der Bediente, einen ziemlich schweren Koffer bey sich, und man habe gleich gesehen, daß es ein kranker Bruder und eine gute liebevolle Schwester seyn müsse, weil sie von

ähnlichem Wuchse und ähnlichen Gesichtszügen, nur der junge Mensch durch Krankheit entstellt, und das junge Frauenzimmer durch Gram und Sorgen blaß und hager geworden schienen. Es wandelte mich nun eine Neugierde an, die Gespräche, und das Thun und Lassen der zwey Geschwister zu belauschen. — Soll ich Ihnen meine Schwachheit bekennen? — Ich ging leiser in meine Stube, that oft, als ob ich weggehen wollte, schloß meine Thüre mit Gepolter ab, und blieb dann ruhig auf meinem Platze; aber ich fühle in diesem Augenblicke, daß es ein sehr verkehrter Weg war, den ich da nahm, und daß ich nicht verdiente, auf demselben das Vergnügen einer guten That zu finden, allein es ist nun so, und da ich nicht lauschte, um die guten Geschöpfe zu verrathen, sondern nur um sie kennen zu lernen, so erlauben Sie mir, mein Freund, nach diesem Bekenntniß dennoch mit mir zufrieden zu seyn.

Ich hörte das Stöhnen eines Leidenden, und die sanfte Stimme der tröstenden Liebe sehr oft bey Tag und Nacht, hörte an der Ritze der hölzernen Wand, von dem Bette der Schwester her, das leise Gebeth um die Gesundheit und um Geduld des Bruders, Vorlesungen christlicher und philosophischer Betrachtungen, hörte

manches schöne Deutsche und Französische Gedicht lesen, und zu einem elenden Clavierchen, welches das gute Mädchen entlehnt hatte, mit einer rührenden halb unterdrückten Stimme manchen Vers aus Kirchengesängen, der für den Kranken paßte, und manches artige Lied der reinen Empfindung. Der Bruder sagte dann oft mit Wehmuth: Ach Luise! wer wird dir vergelten, was du an mir thust?

„Deine Gemüthsruhe für jetzt, und in die Zukunft deine Gesundheit, mein lieber Bruder, werden meine süße Belohnung seyn."

Aber mein Gott! du verzehrst für mich noch dein weniges Vermögen, von was willst du denn leben, wenn ich auch wieder gesund werde?

„Vom Vergnügen dich gerettet zu wissen, und von meiner Händearbeit."

O Luise! was für ein abscheulicher Bruder war ich fur eine solche Schwester!

„Lieber Philipp, rede mir nicht mehr davon! sieh nicht zurück, sondern vor dich hinaus auf den heitern Himmel, der gerade über der Gegend des Weges hinfließt, auf welchem wir zurückreisen werden; vielleicht ist dieß eine Vorbedeutung der Freude, mit welcher wir in einigen Wochen wieder nach Hause ziehen."

Meine Liebe! du verdientest wohl Freude, und zuerst die von meinem seligen Tode.

„Lieber Bruder, diesen, hoffe ich, wirst du allezeit sterben. Lebe erst wieder für dich und mich!"

Alle diese abgebrochenen Gespräche zeigten mir Armuth und Erziehung. Ich hörte dann auch das Plätschern des Waschens, weil das gute Mädchen, um zu sparen, alles selbst wusch, die Betten machte, die Stube kehrte, nur Wassersuppe oder Gemüse und Brot aß, um von ihrem wenigen Vermögen so viel zu erhalten, als zur Herstellung ihres Bruders nöthig wäre. Ich merkte auch, daß sie auf Nachrichten von einem vertrauten Freunde harrten, und daß oft zärtliche und versprechende Stellen seiner Briefe vorgelesen wurden, woran sie sich dann wie an einer Stütze ein Paar Tage hielten, aber immer wieder ängstlich wurden und wieder nachsahen. Der Bruder wehklagte am meisten über das Ausbleiben dieser Briefe, erzählte, wie lieb ihm dieser Freund gewesen, wie sie auf der Universität zusammen gelebt und in vertraute Bekanntschaft gekommen, wie gern er demselben in Verlegenheiten Geld vorgestreckt, und da die Summe zu groß geworden, ihm gern auf seine Versicherung geglaubt, daß er nach dem Ableben seines rei-

chen Großvaters bezahlen wolle; dieser sey nun todt, sein Freund hätte es selbst mit neuen Versicherungen geschrieben, und er hätte nun kein Bedenken getragen, ihm das Bedürfniß zu entdecken, worin sie sich befänden u. s. w. Die Schwester beruhigte ihn immer und suchte ihn zu zerstreuen. Sie sprachen dann auch von ihren verstorbenen Ältern, bedauerten ihren frühen Verlust, und die fruchtlose Liebe ihrer gutgesinnten Anverwandten, weil ihr eigener Mangel ihnen nicht erlaubte andern mitzutheilen; sie wünschten dann, daß Gott den Reichen das mitleidige Herz der Armen gegeben haben möchte, oder daß sie wenigstens in ihrer frühen Jugend nicht von einander getrennt worden wären, weil Philipp dann an seiner guten Schwester eine bessere Führerinn gehabt hätte. — So ging es zu meiner Erbauung und zu meinem Jammer immer fort, bis der unbarmherzige Zufall dem Kranken einen Brief in die Hände kommen ließ, der ihn von der niederträchtigen Treulosigkeit seines vermeinten Freundes überzeugte. Der Elende hatte seine ganze Erbschaft zusammen gepackt, und war damit nach Frankreich gegangen, woher er nichts mehr von sich hören ließ. Die gute Schwester war ausgegangen, Arzeney zu hoh-

sen und etwas zu verkaufen, sie hatte ihn ziemlich ruhig bey Lesung eines Buches verlassen.

Ich hörte die ersten Ausbrüche von Verwünschungen seiner selbst, und seines treulosen Freundes, sein Rufen nach dem Tode und das Bedauern über seine Schwester. Schon lange war ich entschlossen, beyden zu dienen und zu rathen, sobald ein schicklicher Anlaß sich darböthe. Luise kam zurück, und rief gleich bey dem Eintritte in das Zimmer ihm die Hoffnung zu, die der Arzt ihr gegeben hätte.

Ich habe auch Blumen gekauft, sagte sie, und mit der Arzeney mitgebracht, denn ich konnte seit deiner welkenden Gesundheit die schönen Blumen nicht mehr so sehr lieben, wie sonst.

Die Arme! sie hatte kaum mit einer liebenswürdigen, freudigen Hastigkeit ausgeredet, als sie am Bette ihres Bruders stand; seine Blicke waren starr, seine Lippen zitterten, und mit knirrschenden Zähnen zerknitterte er in den Händen ein Papier. Sie schrie laut: Ewiger Gott! was ist das?

Nun lief ich hinzu, fand das edle Mädchen an dem Bette kniend, und ihren Bruder mit unaussprechlichem Kummer anblickend. Der junge Mensch hatte sein Gesicht gegen die Wand gekehrt, ächzte laut, der Brief war noch in sei-

nen Händen. Ach! ich danke Gott noch heute, daß er mir ein Vertrauen einflößendes Gesicht gab, denn dieß und ein theilnehmender Ton der Stimme erwarb mir ihr Herz. Ich sagte gleich bey meinem Eintritte: Liebe Kinder, was fehlt Ihnen? kann ich in etwas helfen?

Der Bruder sah mich mit einem halbsterbenden Auge an, die Schwester erhob ihre Hände, und rief aus der Seele heraus, auf das Bett zeigend: Ach mein Bruder! mein Bruder! helfen Sie ihm!

Der Kranke richtete sich auf. Ich will keine Hülfe! stöhnte er, lassen Sie mich sterben, aber für meine Schwester sorgen Sie um Gottes willen! Sie mögen seyn, wer Sie wollen! — O du Engel! rief er aus, die Arme mit wehmüthiger Liebe nach ihr ausstreckend, verzeih! o verzeih mir!

Mein Herz war äußerst erschüttert. Ich nahm beyder Hände und sagte, ich sey Vater eines Sohnes und einer Tochter, ein ehrlicher Mann, ich wollte, wenn sie Waisen wären, für sie sorgen, mich ihrer annehmen; wir wären alle Freunde, wir wollten uns beystehen. Der junge Mann horchte auf mich, aber das Mädchen unterbrach mich, indem sie mit der Angst der innigsten Liebe die Hand ihres Bruders faßte:

Bruder! lieber Bruder! sag', was ist geschehen? was hast du in deinen Händen?

Ein gichterischer Zug von Kummer und Wuth breitete sich über sein Gesicht, er hob die Hand, in welcher er das Papier hielt, ließ es fallen, raffte es gleich wieder zusammen, und schrie fürchterlich: Dieß, dieß bricht mein Herz!

Sie suchte das Papier zu bekommen, es gelang ihr. Während sie es las, wurde sie bald blaß, bald roth, hörte auf, fing wieder an, verbarg dann ihr Gesicht mit beyden Händen in ihre Schürze, und weinte, aber nicht lange, sie ermannte sich wieder, stand auf, setzte sich auf das Bett, umfaßte ihren Bruder, küßte ihn einige Mahle recht herzlich und sagte: Lieber Philipp! es ist mir leid, daß dieser unselige Brief dir in die Hände fallen mußte, ich erwartete niemahls etwas Gutes von diesem Menschen, doch laß es seyn! Gott wird dein gutes Herz und das meinige nicht verlassen. Gräme dich nicht so sehr, wir haben ja bisher ohne dieses Geld gelebt, und du hast ja einen Dienst. Der unglückliche junge Mann weinte an dem Halse seiner Schwester, Bewunderung und Dank waren auf seiner Stirn. Ach Luise! wie kann ich mich trösten, wie fassen? Der Mensch, den ich mit aller Redlichkeit und Wärme liebte, ach! er hat meine Gesundheit,

meine Sitten zu Grunde gerichtet, und ist nun auch Ursache, daß wir aus Dürftigkeit zu Grunde gehen müssen. O mein Herr! sagte er zu mir, Sie haben einen Sohn; wenn er zur Freundschaft, zum Edelmuthe geneigt ist, ach! so schicken Sie ihn nicht allein auf eine hohe Schule. Ich brachte diese Gesinnungen mit mir dadahin; sag, Luise! du kannst es sagen, daß ich werth war dein Bruder zu seyn, ehe ich abreiste, Weisheit und Kenntnisse zu hohlen, und an Leib und Seele verdorben zurück kam, voll Begierde nach sträflichen Freuden, dich durch Ränke dahin brachte, mir dein halbes Vermögen zu geben, und dann noch das Übrige verzehren half. O mein lieber Herr! Sie wissen nicht, was diese Schwester that, um mich wieder gut, wieder gesund und glücklich zu sehen. Seit einem halben Jahre ist sie mündig; sie hat meine Schulden und meinen Arzt bezahlt; sie wartete, pflegte und tröstete mich, verschaffte mir einen kleinen Dienst, weil mein zerrütteter Körper zu allen ernsten Geschäften untauglich geworden war, und mir nichts als das arme Talent des Schönschreibens, und zu diesem kaum noch die Kraft und das Gesicht geblieben ist. Silber und alles, was sie noch sonst von einigem Werthe hatte, verkaufte sie, um unsere Reise hierher zu machen. Alles, alles ist

hin! und meine großmüthige edle Schwester arm, verlassen in der Welt durch mich Elenden, und durch den Bösewicht, der mich verführte. Er rang die Hände und wehklagte ohne Maß. Ich tröstete ihn, so gut ich konnte, die Schwester ging weg den Arzt zu hohlen; da ergriff er meine Hand: Mein Herr! ich beschwöre Sie, lassen Sie das Mitleid, das Sie zu uns führte, nicht vorübergehend seyn, wie es meistens bey Menschen ist; halten Sie an, ach halten Sie an, für meine Schwester! Gott wird Sie belohnen, so wie ich hoffe, daß er mir vergeben wird.

O mein Freund! wie jammerte mich diese Jünglingsgestalt! — Todeszüge mit Zügen von 26 Jahren vermischt! Edle Offenheit, Liebe des Guten war ganz in seinen großen schönen Augen, so tief und hohl sie auch in seiner Stirn ag en. Ich betrachtete ihn mit dem Gedanken, wie viele Freude sein Aufblühen seinem Vater und seiner Mutter gewährt haben müsse, wie viele Hoffnung sie auf ihn setzten, und glücklich mit dieser Hoffnung starben. — Gott! was müßte ein Vater fühlen, wenn er an meinem Platze stände — Ich umarmte den Jüngling mit Thränen, tröstete ihn, und fluchte in meiner Seele seinem Verführer. Ich fragte nun nach seinem wahren

Nahmen und sagte ihm den meinigen, und da sie uns beyderseits durch rechtschaffene Männer bekannt waren, so gab dieß eine Art näheren Vertrauens. Ich gelobte ihm für seine Schwester auf alle Art zu sorgen. Er dankte mir, segnete mich, und setzte noch hinzu: Ach! Sie haben Ihre Jugend anders zugebracht als ich, sonst könnten Sie jetzt diese Wohlthat nicht ausüben; merken Sie sich meine Geschichte, und warnen Sie andere junge Leute! Seine Kräfte waren schon lange gespannt gewesen, er wurde nun äußerst matt; die gute Luise fand den Arzt auch nicht sobald, als sie gewünscht hatte, brachte ihn aber doch endlich. Während er mit dem Kranken sprach, sagte ich der Schwester, was ich mit ihrem Bruder geredet hätte, und bath sie um ihr Zutrauen, indem ich ihr meine Achtung für ihren herrlichen Charakter zeigte. Sie drückte meine Hand dankbar an sich, und sagte mit aufgehobenen Augen: Gott sieht, wie sehr ich ihm danke, daß er mich einen väterlichen Freund finden läßt, aber sagen Sie mir, was halten Sie von den Umständen meines Bruders?

Ich kann nicht ausdrücken, wie sehnlich nach Hoffnung sie mir dabey ins Gesicht sah. Ich verwies sie auf den Arzt, der uns aber sehr bath, den Kranken vor aller starken Gemüthsbewegung

zu bewahren, indem er sie ohne Lebensgefahr nicht ertragen könne.

So ging es mit meinem Beystande und ihrem Zutrauen fort, bis zu dem Tode des jungen Mannes, der gern starb, und dem ich seine letzten Tage durch den Plan versüßte, den ich für seine Schwester entwarf. Sie hatte mich gebethen, ihr in der Gegend meines Aufenthaltes einen Platz als Erzieherinn bey guten Kindern zu verschaffen, damit sie nicht, wie der Kranke befürchtete, den Stolzen und Bösen ihrer Anverwandten zum Spott, oder unterthänig werden müßte. Ich goß Öhl auf diese schwache Seite seiner Eitelkeit durch die Aussicht, daß Luise Gesellschafterinn bey dem Fräulein von Knospen werden sollte, denn meine Frau hatte mir wirklich etwas davon geschrieben, daß man so eine Person in diesem Hause suche. Der junge Mann gab mir noch in einer Stunde, die ich allein bey ihm war, seine Brieftasche, und bath mich doch alles anzuwenden, noch etwas von seinem grausamen Schuldner für seine Schwester zu erhalten.

Was ich aber mit Luisens Kummer zu thun hatte, als sie ihren Bruder so sichtbar hinschwinden sah, kann ich nicht beschreiben, genug ich erfuhr, wie wahr es ist, was ein Schriftsteller

sagt, daß Geschwisterliebe das wahreste und rein-
ste Band der Natur sey. Wie rührend war mir
ihre Bemühung, mir eine gute Idee von ihrem
Bruder zu geben! Wenn er schlummerte, erzähl-
te sie mir leise von seinen ersten Jugendjahren,
von der holden Lebhaftigkeit seines Geistes, von
seinem Anschließen an Schulcameraden, von sei-
ner Dienstfertigkeit, Güte, Schönheit, Weich-
heit des Gefühls. Sie sehen, fuhr sie dann fort,
an seiner Liebe, seinem Dank gegen mich, an
der Verehrung und dem Vertrauen gegen Sie,
wie sehr sein Herz für alles Gute fühlbar war.
Seine Weichheit, der so natürliche Hang der Ju-
gend nach Vergnügen, dieser fein gebaute Körper,
alles das war leicht einzunehmen und durch Über-
maß zu zerrütten. Ach! hätte ich nur länger um
ihn seyn können! aber nach dem frühen Tode un-
serer Ältern wurden wir sogleich getrennt, ich
kam zu einer guten alten Frau, die den von mei-
nen Ältern empfangenen Unterricht in allem, was
die Religion und gute Sitten betraf, eifrig fort-
setzte. Aber mein armer Bruder entbehrte dieses
nöthigsten Theils des Unterrichtes bald ganz, bö-
se Beyspiele kamen dazu, ich merkte es gar bald,
wenn er in den Schulferien zu mir kam, und
suchte nur seine Liebe und sein Vertrauen zu mir
zu erhalten. Da entfernten ihn endlich die höhe-

ren Wissenschaften so weit, daß ich ihn nicht eher zu sehen bekam, als bis er bereits ohne Geld, ohne Gesundheit, einem Gerippe ähnlich, in Gesellschaft seines Freundes zurückkehrte, der, sobald er von mir das aufrichtige Geständniß unseres sehr kleinen Vermögens gehört hatte, sich mit der Ausrede entfernte, er wolle, seinen Freund zu unterstützen, nach Hause eilen, um von seinem Großvater indessen wenigstens die ihm von meinem Bruder gelehnten Summen wieder bezahlen zu machen. Ich glaubte nichts von alle dem, und war nur froh, daß er ging, damit ich mich dem Herzen meines armen verirrten Bruders wieder nähern konnte, von dem mich der Bösewicht als eine gar zu heilige Zweiflerinn entfernt zu halten gewußt hatte.

Auguste. Wir müssen abbrechen, meine Kinder, und das Ende dieser kleinen Erzählung auf den nächsten Nachmittag verschieben; sagen Sie mir nur geschwind, wie sie Ihnen gefällt?

Frid. Wie? recht gut! ich wünschte an dieses Mannes Platz zu stehen und den armen bedrängten Geschwistern Gutes thun zu können.

Sophie. Mir ist diese Geschichte schrecklich. Ach! einer meiner Brüder hat die hohe Schule schon bezogen, der andere wird ihm bald da-

hin folgen, Gott weiß, wie sie einst zurückkehren werden!

Julie. Deine Brüder sind gut erzogen aus eurem Hause abgereist, du hast also nicht so viel für sie zu fürchten, aber ich. Ach, liebe Auguste! Eduard hat jetzt schon einen solchen Freund an einem Schulcameraden, der ihn zu allerhand losen Streichen anführt und ihm, was das schlimmste ist, alles lächerlich macht, was er in dem Religionsunterrichte lernte.

Auguste. Und wissen Ihre Ältern von dieser Freundschaft!

Julie. Etwas, aber nicht alles. Zu Hause, in Gegenwart meiner Ältern, führt sich dieser Knabe sehr artig, sehr wohlerzogen auf, auch hat er das Lob eines recht guten, fähigen, fleißigen Schülers von seinen Lehrern, und er weiß auch wirklich viel mehr als andere Knaben von seinen Jahren, indessen bin ich doch dahinter gekommen, daß er Eduarden sein Taschengeld abschwatzt, oder es ihn wenigstens auf Narrenpossen verschwenden lehrt, daß er ihn zu Neckereyen gegen mich und den jüngern Bruder Wilhelm anstiftet, meine Ältern belügen lehrt, und ihn alle jene Bücher heimlich zu lesen überredet, wo, wie man sagt, über die Religion gespottet wird.

Auguste. Sie müssen keinen Augenblick länger verweilen, davon ihren Ältern Nachricht zu geben.

Julie. Wenn es nur auch angeht. Eduard ist der Liebling meiner Mutter, sein Wort gilt mehr als alles, er wird läugnen, mich des Hasses gegen ihn beschuldigen, und der kaum hergestellte Friede kann wieder verloren gehen.

Auguste. Nun so suchen Sie durch alle mögliche Gefälligkeit das Herz ihres Bruders zu gewinnen, damit er Sie wenigstens nicht des Hasses beschuldigen kann, und Vertrauen zu Ihnen faßt, sein böser Freund wird ihn sehr bald in irgend eine Verlegenheit führen, wo es einer guten Schwester dann leicht ist, dem bethörten Bruder die Augen zu öffnen. Überhaupt, meine Lieben, kann ich es Ihnen nicht genug empfehlen mit Ihren Brüdern Geduld zu haben, sie durch freundliche Liebe, gefällige Dienstfertigkeit und bescheidenes Nachgeben an sich zu fesseln, aber ja nie zu einem leichtfertigen oder bösen Streiche die Hände zu biethen. Sie sehen aus der heutigen Geschichte, wie viele Gefahren auch auf den besten Jüngling lauern, wenn er auch wohlerzogen aus der Ältern Hause in die Fremde zieht; geschieht nun wirklich ein Fehler, so wird solch ein junger Mensch doch weit leichter zurückgeführt, wenn er sich mit Vertrauen einer Schwe-

ster zu entdecken wagen kann, die ihn zu Hause immer mit gütiger Nachsicht ertrug, ihre Bitten, ihr Rath, ihre Ermahnungen finden dann Eingang, und sie kann oft mehr für ihn thun als Vater und Mutter, die da, wo sie bittet, befehlen, wo sie ermahnt, schmählen, wo sie gelinde Vorwürfe macht, strafen müssen. So hat schon manches kluge Mädchen einen Jüngling aus den Klauen des Lasters gerettet, oder dem schon Gefallenen wieder aufgeholfen.

Marie. Aber sagen Sie mir, liebe Auguste, warum denn die Knaben gar so böse sind?

Auguste. Sie sind es weder mehr noch weniger als die Mädchen, und es ist beynahe leichter einen Knaben, als ein Mädchen zu erziehen, allein die böse Gewohnheit dem Knaben eben darum, weil er ein Knabe ist, mehr nachzusehen, macht sie häufig zu unleidlichen Geschöpfen. Ich habe Knaben gesehen, die an sanfter Munterkeit, an gefälliger sittsamer Bescheidenheit dem besten Mädchen nichts nachgaben, und darum doch an der nöthigen männlichen Lebhaftigkeit keinen Mangel oder weniger Verstand hatten; so erzogene Jünglinge gehen auch mit weniger Gefahr auf eine hohe Schule.— Doch darüber ist es noch Zeit, mit Ihnen zu sprechen, ich bin zufrieden, wenn Sie aus der heutigen Erzählung nur so viel ge-

lernt haben, wie nothwendig es sey, mit seinen Brüdern in guter geschwisterlicher Eintracht zu leben.

Alle. Das haben wir, liebe Auguste! und wollen es gewiß in Ausübung bringen.

Acht und sechzigstes Gespräch.

Marie. Christus hatte dafür gesorgt, daß seine Religion auch nach seinem Abscheiden aus der Welt rein und richtig vorgetragen, und immer weiter ausgebreitet werden könnte; zu diesem Ende wählte er gleich im Anfange seines Lehramtes unter denen, die ihn theils freywillig, theils seinem göttlichen Rufe gehorsam nachfolgten, zwölf Juden von geringem Stande und ohne alle Gelehrsamkeit, nahm sie zu seinen unzertrennlichen Gefährten auf, erklärte ihnen seine Lehren genauer, besserte mit unbeschreiblicher Geduld ihre Irrthümer, beantwortete alle ihre Fragen, lösete alle ihre Zweifel, und überzeugte ihren Verstand, bis sie in ihm den versprochenen Messias wirklich zu sehen glaubten. So konnten sie nachher auch die zuverlässigsten Zeugen von all dem abgeben, was Jesus gethan und geredet hatte. Damit die Menschen

aber auch unbezweifelt wissen möchten, ob ihnen der Heiland wirklich Befehl gegeben habe, diese Religion auch dann noch auszubreiten, wenn er selbst nicht mehr sichtbar zugegen wäre, schenkte er ihnen das Vermögen Wunder zu thun, und versprach ihnen noch größere Gaben, Einsichten und Kräfte durch den heiligen Geist zu senden, so bald er in die Wohnung seines ewigen Vaters zurückgekehrt seyn würde; sie erhielten auch nach dem Abschiede Jesu unter den versprochenen Gaben noch die wunderbare Fertigkeit, Sprachen zu reden, die sie niemahls gelernt hatten, oder wenn ihre Zuhörer bey den Predigten aus verschiedenen Nationen bestanden, so verstand ein jeder ihre Worte, und glaubte sie seine Landessprache reden zu hören. So wurden diese auserlesenen zwölf Schüler Jesu geschickt gemacht, seine Bothen oder Gesandten an die Menschen zu seyn, von welcher Verrichtung sie den Griechischen Nahmen Apostel bekamen.

So lange Christus selbst auf Erden lebte, hatte er zwar nur dem Jüdischen Volke seine Lehren vorgetragen, weil es dieses Vorzugs nach den göttlichen Verheißungen genießen sollte, und es den Juden leichter als jedem andern Volke werden mußte, einen Glauben anzunehmen, der so ganz auf den ihrigen gegründet war, daher schick-

te auch der Erlöser siebenzig andere seiner Schüler oder Jünger im Jüdischen Lande herum, die seine Ankunft und Lehre überall bekannt machen mußten, und befahl den Aposteln, auch ihr Lehramt zuerst unter ihren eigenen Glaubensgenossen anzufangen, dann aber sich in die ganze Welt zu zerstreuen, allen Menschen das Reich Gottes zu predigen, und die, welche es willig annehmen würden, im Nahmen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes zu taufen. Er gab ihnen allen die Macht, Sünden in seinem Nahmen nachzulassen oder zu behalten, bestellte Petrus, dessen Nahmen ein Stein bedeutet, zum obersten Vorsteher seiner Gläubigen mit den Worten: Auf dich, Petrus, will ich meine Kirche bauen, und versprach, daß die Mächte der Hölle sie nie überwältigen sollten. Er prophezeyte ihnen, wie viel sie würden leiden müssen, wie man sie verfolgen, lästern, tödten würde, sie sollten aber, seines Beystandes immer sicher, die nicht fürchten, welche nur den Leib tödten könnten, die Seele aber unangetastet lassen müßten, daß ihr Lohn in dem ewigen Reiche groß seyn würde, und er voraus ginge, ihnen ihre Wohnungen zu bereiten, daß er aber unter den Gestalten des Brotes und Weines, welches sie zu seinem Gedächtnisse den Gläubi-

gen eben so geben sollten, ihnen stets unsichtbar auf Erden bleiben und am letzten Tage, der Erde in aller Kraft des göttlichen Sohnes erscheinen würde, die Menschen alle zur Auferstehung und vor sein Gericht zu fordern.

Carol. Die Apostel fingen also ihr Lehramt nach der Himmelfahrt Christi, wie er ihnen befohlen hatte, zuerst in Jerusalem und den benachbarten Orten an, sie fuhren fort, wie der Erlöser selbst gethan hatte, den öffentlichen Gottesdienst mit den Juden gemeinschaftlich zu halten, und brachten auch mehrere Tausende zur christlichen Religion, oder, wie man es damahls nannte, zu dem Glauben an den schon gekommenen Messias. Die Bekenner dieses Glaubens sollten, wenn es möglich wäre, nur eine geistliche Gesellschaft mit den noch wartenden Juden ausmachen, und diese nach und nach freywillig ihren Ceremonien entsagen, allein der größte Theil der Juden verwarf die angebothene bessere Erkenntniß, verfolgte die Apostel und ihre Schüler, tödtete auch einige von ihnen, und nöthigte sie endlich eine eigene neue Gesellschaft vieler Menschen, die sich zu dieser bessern Religion bekannten, auszumachen, sich ganz von der gottesdienstlichen Gemeinschaft mit ihnen abzusondern, ihre Religion unter sich auszuüben, und auch in

dieser Absicht sich häufig zu versammeln, überhaupt aber nach einerley Ordnung und Gesetzen zu leben. Diese nun entstandene Gesellschaft bekam den Nahmen der christlichen Kirche, denn diejenigen, welche sich zur Lehre Jesu bekannten, wurden bald Christen genannt, weil sie öffentlich nach ihrer Überzeugung bekannten, Jesus wäre der von Gott versprochene Christus oder Messias gewesen. Da man in folgenden Zeiten ein Gebäude, worin die Christen sich zum Gebethe versammelten, auf Griechisch Kyriake, oder ein Haus des Herrn nannte, so ist mit der Zeit der Nahme Kirche daraus geworden, den man nicht nur einem solchen Gebäude selbst, sondern auch der ganzen großen Gesellschaft von Christen in der Welt beylegt, ihn aber vorzüglich auf die Vorsteher der christlichen Glaubensgenossen anwendet, deren Verordnungen, wenn sie einstimmig von allen Vorstehern angenommen worden, von den gemeinen ungelehrten Christen mit ehrerbiethigem Gehorsam befolgt werden müssen; denn der Heiland selbst bestimmte eigentlich nur die Apostel, alle nachher nöthigen Anordnungen, die den Gottesdienst betreffen würden, zu machen. Er übergab ihnen die Gewalt sich Nachfolger und Gehülfen zu bestellen, ihnen den Geist Gottes zu übertragen, und

sie durch Auflegung der Hände zu Priestern seiner Geheimnisse zu machen. Die Apostel selbst ehrten Petrus als denjenigen, welchen Christus zum Grundstein seiner Kirche bestellt hatte.

Clarisse. Diese zahlreiche Gesellschaft, welche zusammen die ganze christliche Kirche ausmacht, kam nach und nach dadurch zu Stande, daß viele einzelne Gemeinden, das heißt kleine Haufen Christen in Städten, Flecken und Dörfern, die durch ihre Religion genau verbunden waren, entstanden. Dabey wurden von den Jüngern weder reichliche Versprechungen, noch Drohungen, Zwang oder Gewalt, oder Martern und Strafen gebraucht, um die Menschen zum Christenthume zu bewegen; die Apostel und alle übrigen Schüler Jesu, welche mit ihnen vereint die Religion verbreiten halfen, konnten sich keiner solchen Mittel bedienen, sie besaßen gar keine weltliche Macht und waren so arm, daß sie auf ihren mühseligen Reisen von der Mildthätigkeit der Christen, und zu Hause von ihrer Handarbeit leben mußten. Aber sie sollten auch, nach dem Willen und Beyspiele ihres göttlichen Meisters, keine verführerischen oder gewaltsamen Mittel anwenden, denn er, der als Gott allen Menschen befehlen und sie zwingen konnte, wollte sie ja nur belehren, er versicherte, daß sie zum Genusse der

durch ihn erworbenen Vortheile eben so freundschaftlich genöthiget werden sollten, als man Gäste zu einer herrlichen Mahlzeit einladet. So bekehrten also auch die Apostel, mit ihren Gehülfen, Juden und Heiden nur durch die Macht der Wahrheit, sie nahmen nur diejenigen durch die Taufe in ihre Kirchengemeinschaft auf, welche sich nach empfangenem Unterricht freywillig erklärten, an Jesum als ihren Erlöser zu glauben, und nach seinen Vorschriften alle ihre Handlungen einrichten zu wollen. Jerusalem war die erste Stadt, wo sie eine solche Kirchengemeinde errichteten, sie wurde daher auch als die Mutter aller übrigen angesehen.

Überhaupt wählten die Apostel, da sie sich nach empfangenem heiligen Geiste theilten, große volkreiche Städte, wo nicht nur eine Menge von Menschen aller Stände, sondern auch viele daselbst nur eine Zeit lang lebende Fremde den Vortrag des christlichen Glaubens anhören, und ihn in andern Gegenden um so leichter fortpflanzen konnten; dergleichen Städte waren, außer Jerusalem, Antiochien, die Hauptstadt von Syrien, damahls die schönste Stadt des Römischen Asiens, Ephesus, Smyrna und andere ansehnliche Städte in Kleinasien, Korinth, eine der prächtigsten, durch die feinen

Künste berühmten Griechischen Städte, Athen, diejenige Stadt in Griechenland, wo neben den gedachten Künsten auch die Gelehrsamkeit am glücklichsten betrieben wurde, Alexandrien, die Hauptstadt von Ägypten, Rom selbst, die Hauptstadt des ganzen Römischen Reiches und andere mehr. Auf diese Art wurde das Christenthum in einem großen Theile des Römischen Reiches, durch alle drey damahls bekannten Welttheile, verkündiget, und von sehr vielen Juden und Heiden angenommen.

Auguste. Da wir hiermit erst zu dem Anfange der christlichen Religionsgeschichte gekommen sind, so läßt sich noch nichts darüber sagen, wir wollen also unsere Untersuchungen über die Glückseligkeit der menschlichen Seele auf Erden fortsetzen, wozu uns diese Religion leiten soll. Antworten Sie mir nun auf alle Fragen, die ich Ihnen vorzulegen für nöthig finde. Verlangen alle Menschen glücklich zu seyn?

Frider. Unstreitig, und es ist eben diese Leidenschaft, welche, wie ich glaube, alle übrigen in Bewegung setzt.

Auguste. Sagen Sie mir, Marie, was ist das Verlangen des Geitzes?

Marie. Durch Reichthum glücklich zu werden.

Auguste. Was ist es, das den Ehrgeitz in Bewegung setzt, Caroline?

Carol. Das Verlangen, durch Ehre und Ansehen glücklich zu seyn.

Auguste. Was ist die Lust zu dem Vergnügen der Sinne? Clärchen, antworten Sie mir!

Clarisse. Das Verlangen, durch diese Dinge glücklich zu werden.

Auguste. Und so weiter durch alle Leidenschaften, alle entstehen, wie Friderike gleich Anfangs richtig anmerkte, aus dem Verlangen nach einem Glücke, das sich jeder unter einer andern Gestalt denkt, folglich auch wünscht; allein sind denn auch alle diese Menschen, die ein so heftiges Verlangen, glücklich zu seyn, fühlen, auch wirklich glücklich?

Alle. Ach nein!

Marie. Sie wünschen ja es erst zu werden.

Auguste. Der Reichthum, die Ehrenstellen, die Schönheit, die Lustbarkeiten sind es also nicht, welche dem Menschen jene Glückseligkeit gewähren können?

Emilie. Sie könnten es vielleicht, wenn es möglich wäre, daß ein Mensch alles in dem Grade besäße, wie er es wünscht.

Auguste. Und glauben Sie nicht, daß es einem Menschen möglich sey dahin zu gelangen?

Emilie. Wenn ich andere Menschen nach mir beurtheile, so scheint es mir unmöglich. Ich habe, seit ich denken kann, schon eine Menge Wünsche gehabt, von denen ich, bevor sie erfüllt waren, sicher glaubte, sie würden mich völlig zufrieden machen, aber kaum waren sie erfüllt, so lag mir auch nichts mehr daran, mein eigensinniges Herz fand sogleich wieder andere Wünsche, denen es eben so begierig nachhing, und die ihm wieder gleichgültig seyn werden, sobald sie zu haben sind.

Marie. So geht es mir auch, liebe Auguste! zuerst wünschte ich recht herzlich sieben Jahr alt zu seyn, damit ich aus der Kinderstube käme, es schien mir, daß ich dann völlig zufrieden seyn würde, nachher wünschte ich mir das Alter meiner lieben Emilie, jetzt habe ich es erreicht, und nun möchte ich schon so groß wie völlig erwachsene Mädchen seyn, und wer weiß, was mir hernach einfallen wird; auf diese Art hat ja das Wünschen niemahls ein Ende.

Carol. Wenn du aber klug bist, liebe Marie, so wirst du suchen mit dem zufrieden zu seyn, was du hast, und dich nicht mit Wünschen quälen, die du nicht haben kannst.

Auguste. Wenn nun alle Menschen wie Caroline dächten, würde das nicht hinreichen, ihre Begierden aus Eigenliebe zu mäßigen, und sie vermögen das Gegenwärtige zu genießen, so wie es ist?

Frid. Es wäre möglich, allein, meine liebe Auguste, die Menschen denken selten nach, wir haben eine große Anzahl Vorstellungen im Kopfe, und nach diesen richten wir unsere Wünsche ein.

Auguste. Und darin liegt die Ursache aller Fehler und alles Unglücks der Menschen, sie handeln nach ihren Einsichten, sind nun diese falsch, so können sie auch das gewünschte Glück nicht erlangen. Ein Geitzhals zum Beyspiel sieht den Reichthum von der verkehrten Seite an, er hält ihn für hinreichend, allen seinen Neigungen Genüge zu leisten, und dieß bewegt ihn alles aufzuopfern, damit er nur Geld sammeln kann.

Amalie. Am Ende verschließt er es noch in seinen Kasten, und was ist es ihm dann nütze?

Auguste. Hier ist nicht von diesem Geitze die Rede, es gibt andere, die nur geldgierig sind, weil sie sonst kein Mittel wissen, in der Welt angesehen zu werden, allein über dem Erwerben und Aufhäufen ist die kurze Zeit des Le-

bens vergangen, er steht am Grabe, hat sich abgearbeitet, vielleicht nicht immer die redlichsten Handlungen ausgeübt, um seinen Wunsch befriedigt zu sehen; nun ruft der Tod, das Leben ist verträumt, und er war nicht glücklich, — und warum war er es nicht?

Marie. Ja, weil er nicht bedachte, daß der Reichthum nicht das wahre Glück ausmacht.

Auguste. Aber worin besteht das wahre Glück?

Marie. Ich weiß es nicht, liebe Auguste!

Auguste. So hätten wir uns vielleicht in der Voraussetzung geirrt, daß der Mensch schon auf Erden zur Glückseligkeit geschaffen sey?

Carol. Wir haben ja schon in der letzten Lehrstunde erkannt, daß Gott, weil er unendlich gütig ist, uns nur glücklich zu seyn habe erschaffen können, wir haben uns jetzt nur umzusehen, wo diese Glückseligkeit zu finden ist, oder worin sie besteht.

Sophie. Ich denke, das braucht nicht so viel Worte, man nennt einen Menschen glücklich, der vollkommen zufrieden ist; zufrieden kann man in jedem Stande leben, wenn man nur nicht Dinge wünscht, die nicht zu haben sind, und auch nichts, was man hat, zu verlieren fürchten darf.

Frid. Ach Fickchen, dieser Zustand ist wohl nicht in der Welt?

Sophie. Er muß zu finden seyn, denn sonst gäbe es keine wahre Glückseligkeit. Mein Verstand sagt mir, ich kann nicht ruhig seyn, so lange mir ein Wunsch übrig bleibt, aber ich kann es auch eben so wenig seyn, so lange ich etwas zu verlieren fürchte; wie es anzustellen ist diese Gemüthsruhe zu finden, weiß ich zwar nicht, aber ich glaube, sie muß gefunden werden können, und nur unsere Leidenschaften allein verhindern uns daran.

Auguste. Behalten Sie diesen letzten Satz von Sophien in Ihrem Gedächtnisse, meine Lieben, und wir wollen das nächste Mahl zusehen, ob er sich beweisen läßt. — Jetzt fahren Sie fort mit Ihren Aufgaben.

Frid. Cäsar hatte mit seinem Kriegsheere geeilt sich der Stadt Utica, oder vielmehr des darin befindlichen Cato, zu versichern, da er aber die Nachricht von seinem Tode erhielt, rief er aus: Ich beneide dir den Tod, Cato, weil du mir deine Rettung nicht gegönnt hast. Nunmehr regierte Cäsar über die Römer so gelinde, gütig und verständig, daß sie gestehen mußten, durch den Verlust ihrer Freyheit wenigstens an öffentlicher Ruhe und Ordnung gewonnen zu ha-

ben; ihre Sitten schickten sich ohnehin nicht mehr zu einem freyen Staate, nur ein einziger höchster Regent konnte die ungestümen Leidenschaften der Römer im Zaume halten. Da sie also einen solchen Regenten nothwendig hatten, so war es für sie eine Wohlthat, an Julius Cäsar einen so leutseligen, klugen Fürsten zu erhalten, nur wäre zu wünschen gewesen, daß er ohne List, Gewalt und den Tod so vieler Tausende diese Macht hätte erhalten können; er war aber doch sehr gnädig, auch gegen diejenigen, welche wider ihn gestritten hatten. Dennoch haßten ihn viele, die ihre alte Staatsverfassung über alles liebten; sechzig Senatoren verschworen sich also wider Cäsars Leben. Ein Unbekannter warnte ihn in dem Augenblicke, als er eben in den Senat gehen wollte, aber er konnte sich nicht überreden, unter denen, die von ihm so viel Gutes empfangen, und denen er so manches Böse großmüthig verziehen hatte, Feinde zu haben, und ging dahin, wo sie ihn mit drey und zwanzig Stichen ermordeten. Cäsar vertheidigte sich zwar mit seiner gewöhnlichen Tapferkeit, als er aber auch den jungen Brutus, seinen geliebten angenommenen Sohn, mit gezücktem Dolche auf sich eindringen sah, da rief er schmerzhaft aus: Auch du, mein Sohn, bist wider mich! Nun

vertheidigte er sich nicht mehr, bedeckte sein Gesicht, und sorgte nur dafür, anständig zu fallen. Allein die Freunde der Römischen Freyheit hofften vergebens, diese wieder aufleben zu sehen, nachdem sie jenen ermordet hatten, der sie zerstörte; es zeigte sich jetzt überall, daß die meisten Römer nicht mehr fähig waren, anders als von einem Regenten beherrscht zu werden. Müßiggang, Geldgier und Schwelgerey hatten das Volk eingenommen, die Soldaten waren längst gewohnt, ihre Mitbürger eben so wohl als andere Fremde zu tödten, die Großen aber überließen sich ihrer Herrschsucht und Kriegslust. Zwar lebte noch Cicero, mit einigen ihm ähnlichen Römern, die durch güten Rath dem Vaterlande aufzuhelfen suchten, aber ihrer waren zu wenig, und der große Hauffe, nebst einer Menge Soldaten, fielen der gewaltthätigen Partey immer am liebsten zu. Die Freunde Cäsars benützten auch diese Stimmung, sich im Besitze seiner Macht und Reichthümer zu behaupten, unter ihnen war Antonius der vornehmste und schlimmste, ein geschickter Feldherr, aber wollüstig, stolz, treulos und grausam. Bald kam es zum Kriege mit den die Freyheit liebenden Römern, welche Anfangs Cäsars Enkel Octavius auf ihrer Seite hatten, allein in kurzem zog er seinen Nutzen dem gemeinen Besten vor,

vereinigte sich mit Antonius und einem andern gleich gesinnten Römer, der Lepidus hieß. Diese drey Verbündeten theilten sich in die Herrschaft des Römischen Staates, und ließen alle Vornehme, die sie für ihre Feinde hielten, hinrichten. Ihr wüthender Haß traf besonders den Cicero, der zwar Italien verlassen wollte, als er aber die Seeluft nicht vertragen konnte, mit den Worten wieder ans Land stieg: Ich will in meinem Vaterlande sterben! — Antonius schickte auch bald darauf einen Obersten mit dem Befehle zur Hinrichtung nach Cicero's Landgute. Der Unmensch, dem dieser tugendhafte Römer ehedem durch seine Beredsamkeit vor Gericht das Leben gerettet hatte, both sich noch selbst dazu an, diesen grausamen Befehl zu vollziehen, und hieb ohne Mitleid seinem Wohlthäter das Haupt ab, welches er ihm gelassen hinhielt. Cicero's Kopf und rechte Hand wurden dann an der öffentlichen Rednerbühne, somit an eben dem Orte aufgesteckt, wo seine Beredsamkeit die Zuhörer so oft zum lauten Beyfall hingerissen hatte.

Emilie. Noch versuchten zwar einige tapfere, redlich gesinnte Römer, unter Anführung des Brutus und Cassius, die letzten Kräfte zur Vertheidigung der vaterländischen Freyheit aufzubiethen, aber nachdem ihr Kriegsheer von

den Triumviren geschlagen worden war, tödteten sich beyde Feldherrn selbst. Brutus sagte noch vor seinem Tode: Ich bin glücklicher als meine Sieger, denn ich werde stets des Nachruhms genießen, der die Tugend begleitet, den aber Ungerechtigkeit und Grausamkeit niemahls erlangen. Nach und nach hörte nun aller Widerstand gegen die Triumviren auf, sie selbst aber konnten sich nicht mit einander vertragen. Lepidus verlor bald alle Macht, und Antonius bekriegte den Octavius, sie lieferten sich eine Schlacht bey dem Vorgebirge Actium, nicht weit von der jetzigen Insel Corfu. Antonius hatte schon vorher seinen kriegerischen Ruhm durch wollüstige Ausschweifungen und Sorglosigkeit sehr verringert, und in dieser Schlacht zeigte es sich deutlich, wie schädlich ein weichliches Leben der Tapferkeit sey. Antonius eilte aus dem Treffen seiner Geliebten, der Ägyptischen Königinn Cleopatra, nach, die ihn mit ihren Schiffen treulos verließ. Seine Flotte und das Kriegsheer zu Lande geriethen dadurch in Unordnung, Octavius siegte, und Antonius tödtete sich selbst aus Verzweiflung, da er alles verloren sah.

Der vollkommene Sieg, den Octavius auf diese Weise erhielt, machte ihn zum einzigen Herrn des Römischen Staates, der nunmehr

auf immer eine ununterbrochene Reihe eigenmächtiger Regenten bekam, welche Anfangs Cäsarn hießen, weil der erste dieser Regenten, Octavius, von Julius Cäsar, seinem Großoheim, diesen Nahmen angenommen hatte; nachher hießen diese Regenten Kaiser. So endigte sich der Römische Freystaat dreyßig Jahre vor Christi Geburt. Unzähliges Blut hatte es gekostet, aus dem Untergange desselben ein wohlgeordnetes, ruhiges, für seine Einwohner glückliches Reich zu errichten, hingegen lernten nunmehr auch die Römer die Vorzüge einer Monarchie vor der republikanischen Regierungsform kennen. Sie hatten sich zwar ehedem ihre Gesetze selbst gegeben, viele Rechte und Freyheiten besessen, der Weg zu den höchsten Würden, die abwechselnd von einem zum andern gingen, war jedem offen, aber sie waren auch dadurch vielen Unruhen, Zänkereyen, der Eifersucht und Feindseligkeit ihrer Großen ausgesetzt gewesen, und alle diese Übel konnten nur durch ein noch größeres, durch die Waffen, gedämpft werden. Die Regierung eines Fürsten versprach ihnen einen Vater seines Volkes, die Erhaltung der Ruhe, den Schutz der Gesetze, die Vertheidigung des Eigenthums gegen ungerechte Anfälle, und den Gebrauch der Waffen nur gegen einen allgemei-

nen Feind, unter der Anführung dessen, dem sie alles, was ihnen schätzbar war, anvertraut hatten.

Auguste. So weit geht die Geschichte der Römer in der alten Welt. Sie hat zu verschiedenen sehr entgegen gesetzten Meinungen Anlaß gegeben, und eben darum auch in unsern Zeiten die entsetzlichsten Nachahmungen veranlaßt, denn viele ehrgeitzige, unruhige, oder eigennützige, boshafte Menschen stellten die alte freye Staatsverfassung als ein Muster aller Regierungsformen auf, junge Brauseköpfe, die bey einem solchen Unterrichte keine richtige Unterscheidung zu machen gelehrt wurden, glaubten darin sehr viel Kluges, Nachahmungswürdiges zu finden, den wahren Weisen blieb sie aber ein von fortwährenden Stürmen aufgeregtes Meer, wo des Menschen heiligste Rechte, seine höchsten Erdengüter, Freyheit, Eigenthum und Leben, dem Mißbrauch aller Leidenschaften eines kleinen Haufen von Bösewichtern überlassen blieben.

Frid. O! nun begreife ich es auf einmahl, warum die Männer so viel Rühmens von diesen Zeiten der Römischen Freyheit machen!

Julie. Da sind Sie glücklich, mein Fräulein! ich sehe keinen Grund dazu, es ging ja über die Männerköpfe am schlimmsten her; kaum

hatte sich einer mit Mühe und Blutvergießen hinaufgearbeitet, so kam ein Stärkerer, der ihn wieder herabwarf.

Frid. Ach daran dachten sie beym Hinaufarbeiten gar nicht, ein jeder glaubte sich oben behaupten zu können. Die Herren wollten regieren, wie sie es noch jetzt so gern möchten, nun kam diese Lust mehreren zugleich an, und da war es dann natürlich, daß einer den andern hinab schlug, und immer wieder einen fand, der auch ihm diesen ungebethenen Dienst leistete.

Auguste. Sie sind bitter, liebes Fridchen, und das ist nicht gut; mancher redliche Mann wünscht auch nur darum an der Spitze einer Regierung zu stehen, weil er sich dazu fähig fühlt, und ein Herz hat, das gern wohlthun möchte.

Frid. O! der würde auch gewiß nicht über Menschenköpfe hinauf steigen wollen. Sagten Sie uns nicht selbst letzthin, daß jeder Mensch, dem es damit Ernst wäre, seinem Vaterlande und seinen Mitbürgern wohlzuthun, in jedem Stande dazu Gelegenheit fände?

Auguste. Ja, mein Schatz, ich sagte es, und es ist auch der sicherste Leitfaden, den wirklich gut gesinnten Mitbürger von dem Heuchler zu unterscheiden. Die ganze Römische Geschichte

stellt uns Männer auf, die immer das Beste des Vaterlandes und des gemeinen Volkes im Munde führten, im Grunde aber nur ihrem Ehrgeitze oder ihrer Habsucht ein Fest geben wollten, das allgemeine Beste war also nur in ihrem Munde, aber nicht in ihrem heuchlerischen boshaften Herzen; Tausende dieser Unglücklichen hinzuopfern, war ihnen ein Spiel, kein Gesetz band sie, denn alle wurden übertreten, sobald sie ihnen im Wege standen. Darum bitte ich Sie, meine Lieben, es recht gut zu fassen, worin eigentlich das Unglück der Völker besteht. Nicht in ihren Gesetzen, auch nicht in der Regierungsform, aber in dem Hange zu Veränderungen bey den Gemeinen, und in dem unbändigen Ehrgeitze der Reichen finden wir es, sie mögen nun Bürger oder Adelige heißen; darüber ist es nöthig, oft, viel und mit einleuchtenden Gründen mit ihren Söhnen zu sprechen, damit der männliche Muth, die angeborne Begierde, im Allgemeinen mitzuwirken, keine falsche Richtung nimmt. Gott unterwarf dem Manne die ganze Schöpfung, auch sogar das Weib, das fühlt er in jeder Ader, und sucht sein Recht geltend zu machen; es kommt nun darauf an, ihm den rechten Gesichtspunct zu zeigen, wann, wo, und wie er dieses Recht hat, und dann ist alles gut. Wir haben nun von den Römern so viel

Böses gehört, daß Sie alle darüber aufgebracht sind, aber dieses Böse soll uns nicht hindern gerecht gegen sie zu seyn, und darum wird Ihnen Emilie, die ich vorhin unterbrach, noch das erzählen, was für uns Frauenzimmer außer der nöthigen Kenntniß ihrer Geschichte noch besonders merkwürdig ist.

Emilie. Das weibliche Geschlecht, welches bey den meisten Asiatischen Völkern in einer förmlichen Knechtschaft, und von der männlichen Gesellschaft abgesondert lebte, bey den Griechen zwar weniger eingeschränkt war, aber doch selten zum Vorscheine kam, genoß bey den Römern eine anständige Freyheit. Man erzog die Mädchen zur Sittsamkeit und zu allen schönen weiblichen Tugenden. Eine Römische Frau mußte ihrem Hauswesen und der Erziehung ihrer Kinder, auch der Söhne, vorzustehen wissen; ihr Ruf mußte unbescholten, ihre Sitten rein seyn, wenn sie den Ehrennahmen Matrone erhalten wollte, aber diese Matronen waren auch jedem Römer heilige Personen, denen die jüngsten wie die ältesten Männer mit der zärtlichsten Achtung begegneten. Sie werden in der Geschichte als Muster der höchsten weiblichen Tugend vorgestellt, und machten sich oft durch Handlungen der Standhaftigkeit, des Muthes und der weisen Kinderzucht

berühmt. Sie wußten durch eine ihnen eigene Feinheit im Umgange sich der Herzen ihrer Gatten auf immer zu versichern; ihre Treue, ihre Gefälligkeit, ihre weise Aufführung fand den schönsten Lohn in dem ungetheilten Besitze aller ihrer Angehörigen, in der zärtlichsten Anhänglichkeit an sie und in einer Ehrerbiethung, die zu verletzen für jeden Römer die größte Schande war.

Marie. Das müssen unsere Männer auch lernen, nicht wahr, liebe Auguste?

Auguste. Sie werden es sehr gern, wenn wir diesen Frauen auch in allem zu gleichen suchen. Sie sollen unsere Vorbilder seyn und uns aufmuntern, wenn es an Muth oder Beharrlichkeit fehlen sollte, und wir wollen uns im Stillen sagen, was eine Römerinn, eine Heidinn konnte, darf einer Deutschen, einer Christinn, nicht unmöglich seyn. — Hier sind wir nun am Ende der alten Weltgeschichte, eines Zeitraums von beynahe 4000 Jahren. Diese lange Zeit hat uns nur mit Menschen bekannt gemacht, die in den mittägigen Gegenden von Europa, im abendländischen und mittägigen Asien, und in dem nördlichen Theile von Afrika wohnten; was die Menschen damahls in den übrigen Ländern der Welt thaten, haben wir entweder gar

keine, oder so wenige dunkle, unbedeutende Nachrichten, die nicht viel zur Belehrung dienen, an unser Deutschland wird beynahe noch gar nicht gedacht; wir wollen also eilen, die neuere Geschichte durch die Fortsetzung der Römischen anzufangen. Die Zeit nähert sich, wo alle alten Völker nach und nach verschwinden, oder zerstreut werden sollten, wo unbedeutende Länder empor kommen, neue Völker und Reiche entstehen, und für den menschlichen Geist vollkommnere Kenntnisse, besonders in der Religion, ausgebreitet werden. Dieser beständige Wechsel von Entstehen, Zunehmen, Entkräftung und Untergang alles dessen, was die Menschen für groß, furchtbar und dauerhaft hielten, lehre Sie, meine Lieben, die Nichtigkeit aller menschlichen Hoffnungen und Entwürfe einsehen, und erfülle Sie mit der innigsten Ergebenheit gegen Gott, dessen Willen und Werke allein dauerhaft sind; er ruft dem Volke, das noch nicht war, er demüthiget den Stolz, er setzt Könige ein und ab, nur sein Reich ist ewig, nur seinem heiligen, allmächtigen Willen widersteht nichts.

Sophie. Das Römische Reich war, als sich Octavius zu dessen Beherrscher gemacht hatte, das größte, reichste und mächtigste, und am besten eingerichtete, welches jemahls bestanden

hatte. In Europa gehörten jene Länder dazu, welche jetzt Italien, die Schweitz, Frankreich, Spanien, Portugal, England, die Niederlande, Ungarn, Griechenland, Macedonien, mit einem Worte, das ganze mittägige Europa bis an die Gränzen von Rußland und Pohlen, bis an das schwarze Meer hin, die Inseln des mittelländischen, ingleichen die Inseln zwischen Asien und Europa, jenes Stück von Deutschland, welches sich von der Italienischen, Schweitzerischen und Französischen Gränze bis an die Donau und den Rhein erstreckt; in Asien gehörten außer dem ganzen Landstrich, der Kleinasien genannt wird, Syrien, Palästina und andere Länder bis an den Tigris und Euphrat dazu; in Afrika endlich nebst Ägypten noch die ganze längs dem mittelländischen Meere liegende Strecke Landes, die jetzt unter dem allgemeinen Nahmen der Barbarey begriffen wird. Von dem Augenblicke an, da Octavius sich auf den Thron befestiget hatte, besserte er sein ganzes, vorher so grausames Betragen, und wurde eben so gut, als er vorher verabscheuungswerth war; diese Veränderung entstand Anfangs nur als eine Folge seiner Klugheit, die Herzen der Unterthanen zu gewinnen, nach und nach gewöhnte sich aber seine Gemüthsart völlig daran. Er ließ den Römischen Sena=

toren nebst allen Würden des ehemahligen Römischen Freystaates ihre Wirksamkeit, und bezeigte ihnen so viele Achtung, als ob er gleich andern Bürgern unter ihnen stände, dadurch gewannen die Gesetze und die Obrigkeiten ihr verlornes Ansehen wieder. Außerdem gab er noch viele weise Gesetze, hob eine Menge grober Mißbräuche auf, die sich während der langen Verwirrung eingeschlichen hatten, und führte überhaupt die beste Ordnung ein; dadurch ward jene Ruhe wieder hergestellt, deren die Römer so lange entbehrt hatten. Seine Gerechtigkeitsliebe zeichnete sich noch besonders aus; er saß nicht allein häufig und lange zu Gericht, sondern vertheidigte sogar zuweilen selbst einen Beklagten vor den andern Gerichtsstühlen. Einst bath ihn ein Soldat seine Sache vor Gericht zu führen, Octavius schlug ihm aber vor, sich lieber eines Sachwalters (Advocaten) zu bedienen. Ach, sagte der Soldat, ich habe dir nicht durch einen Sachwalter bey Actium gedienet. Diese Antwort gefiel dem Kaiser so sehr, daß er den Rechtshandel des Soldaten persönlich führte und gewann. Mit diesen Gesinnungen verband er auch viele Freygebigkeit und Mäßigkeit, war ohne Pracht, und herablassend gegen jeden. Einst überreichte ihm ein Römer zitternd seine Bitt-

schrift; du thust ja, sagte der Kaiser freundlich, als ob du einem Elephanten etwas übergäbest. Am meisten aber rührte die Römer seine Großmuth, mit der er Beleidigungen vergab: es fehlte unter so vielen, die ehemahls durch ihn gelitten hatten, nicht an Feindseligen; zuweilen wollte er sie gar nicht kennen, und als Cinna, dem er schon einmahl verziehen hatte, dennoch eine neue Verschwörung wider sein Leben angestiftet, und der Kaiser Nachricht davon erhalten hatte, ließ er ihn allein zu sich kommen, hielt ihm seinen Undank und dieses neue Verbrechen so nachdrücklich vor, daß Cinna, beschämt und voll Angst, nichts als die Ankündigung des Todesurtheils erwartete, doch der Kaiser beschloß seine Rede mit den Worten: Ich schenke dir, Cinna, nun zum zweyten Mahle das Leben, vormahls als meinem Feinde, den ich zu gewinnen hoffte, jetzt als einem Treulosen, der seinem Herrn nach dem Leben trachtet; laß uns von heute an Freunde seyn und künftig sehen, ob mein Vertrauen auf dich oder deine Treue für mich größer ist. Diese unerwartete edelmüthige Güte machte auf Cinnas Herz einen solchen Eindruck, daß er von da an dem Kaiser eifrig ergeben blieb.

Amalie. So viele weise Handlungen verrichtete Octavius nicht ohne Beystand verständi-

ger Männer; seine Gehülfen hießen Agrippa und Mecänas. Dem ersten hatte der Kaiser größten Theils den Sieg bey Actium zu danken, und er leistete ihm auch im Frieden wichtige Dienste, dämpfte verschiedene Unruhen, und verschönerte Rom durch eine Menge von Gebäuden zum Nutzen und Vergnügen. Der einzige, fast noch ganz übrige Tempel in Rom, jetzt in eine christliche Kirche verwandelt, ist von diesem Agrippa, unter dem Nahmen Pantheon, allen Gottheiten zu Ehren erbauet worden. Mecänas aber blieb aus Liebe zur Gelehrsamkeit, was er war, ein Römischer Ritter, und suchte das Glück, welches er selbst nicht brauchte, durch Fürsprache bey dem Kaiser für andere würdige Männer; seine sanfte menschenfreundliche Gemüthsart scheint viel zur Verbesserung der harten Gesinnungen des Kaisers beygetragen zu haben, mit dem er als vertrauter Freund lebte. Außerdem war er auch ein eifriger Beschützer aller damahligen Gelehrten, und von ihm nennt man noch jeden Beschützer der Gelehrsamkeit einen Mecänaten.

Im dreyßigsten Jahre der Regierung des ersten Römischen Kaisers widerfuhr dem Menschengeschlechte die größte göttliche Wohlthat durch die Geburt des Erlösers. Octavius, der damahls schon von

den dankbaren Römern den Nahmen Augustus oder Vater des Vaterlandes erhalten hatte, lebte nachher noch vierzehn Jahre, und regierte sein Reich in einem fast beständigen Frieden, kleine Kriege in weit entlegenen Ländern abgerechnet, die meistens bald und siegreich geendiget waren, bis auf den einzigen mit unsern Deutschen Vorfahren, von denen die Römer eine der härtesten Niederlagen erlitten. Auch fremde Völker schätzten diesen Kaiser, und überließen seiner Klugheit den Ausspruch in ihren Streitigkeiten. Wenn aber Augustus den Zustand seines Hauses und die innere Beschaffenheit derer, welche ihm die liebsten waren, betrachtete, hatte er um so weniger Ursache froh zu seyn. Er hatte nur eine einzige Tochter, und von dieser nur einige Enkel, die er an Kindes Statt annahm, nebst einigen Enkelinnen; allen gab er die beste Erziehung, seine Tochter und Enkelinnen gewöhnte er zur eingezogenen Sittsamkeit und zum Fleiß in der Handarbeit, so zwar, daß diese kaiserlichen Prinzessinnen Wolle spinnen mußten. Seine Enkel unterrichtete er selbst in den ersten Kenntnissen, hatte sie fast immer um sich, und setzte, so oft er sie in ihrer Gegenwart dem Römischen Volke empfahl, immer die Bedingung hinzu: Wenn sie es verdienen werden; doch wurden

alle seine Bemühungen vereitelt, er mußte seine Tochter und eine Enkelinn, zur Strafe ihres lasterhaften Lebens, an abgelegene Örter als Gefangene verweisen, einer seiner Enkel zog sich durch seine Roheit dieselbe Strafe zu, die beyden übrigen starben in der Blüthe ihrer Jugend, und eben so zeitig verlor er auch den Sohn seiner Schwester Octavia, Marcellus, dessen Gutartigkeit ihn für allen Kummer mit den übrigen zu entschädigen versprach. Unterdessen konnte sich der Kaiser bey allen diesen traurigen Vorfällen doch damit trösten und beruhigen, daß er nichts durch eigene Nachlässigkeit dazu beygetragen habe. Wir erinnern uns dieses Fürsten, wenn wir den Monath August nennen, der vor ihm Sextilis oder der Sechste hieß, und ihm zu Ehren diesen Nahmen bekam, so wie der vorhergehende Julius vom Julius Cäsar.

Auguste. Nach unserer letzthin festgesetzten Eintheilung der Untersuchung über die bürgerliche Glückseligkeit müssen wir zuerst auf einen Augenblick in die allerältesten Zeiten der Geschichte zurückkehren. Aus der Vermehrung der Menschen entstanden häusliche Verhältnisse, das heißt, alle, die zu einer Familie gehörten, hielten sich zusammen; der Familien-

vater, durch Alter und Erfahrung ehrwürdig, schrieb seinen jüngern Kindern die Lebensart vor, Liebe und Achtung lehrten diese ihm gehorchen. Er starb, seine Kinder hatten indessen auch Kinder bekommen, daraus entstanden mehrere verbundene Familien oder Stämme. Die Ältern führten ihre Kinder, wie sie waren geführt worden, sie breiteten sich aus, nahmen die noch unbewohnte Erde von allen Seiten in Besitz, und daraus entstanden bürgerliche Verhältnisse, das heißt, vereinigte Gesellschaften vieler Familien, die zwar nicht alle einen Vater hatten, aber doch einander verwandt waren. Jemehr sich nun die Menschen durch ihre Vermehrung ausbreiteten, um so eher mußten auch die, welche neue Plätze suchten, auf schon bewohnte Gegenden stoßen; dieses gab Anlaß zu Streit, und daraus entstand das Völkerrecht, wo der Nahme schon eine Menge mit einander verbundener Menschenfamilien anzeigt, aus denen bereits ein Volk geworden war, welches eine große Strecke oder ein ganzes Land bewohnte, und bey dem sich das einfache Recht der Natur, das ihnen die reine Vernunft als kleinen mit einander lebenden Familen vorschrieb, schon ins Große ausdehnte.

Marie. Ich verstehe das nicht recht, liebe Auguste!

Auguste. Wir sahen die Menschen, nachdem sie vermehrt waren, auf mancherley Arten unter einander vereiniget werden, erstens durch gemeinschaftliche Abstammung von einem Vater, dann durch nahe Verwandtschaft, durch Bedürfnisse, Triebe, durch das Wohlgefallen an einander, durch Wohlthaten, die sie einander erzeigten, durch gute und böse Veränderungen, welche alle ohne Unterschied trafen, durch die Gegend, welche sie bewohnten, u. dgl. m.; daraus entstand das Naturrecht, oder die Vernunft lehrte sie das Gute für sich und ihren Nächsten zu thun, das Böse für beyde zu fliehen, den Ältern, für ihre Kinder zu sorgen, und jedem, sein Leben, sein Eigenthum und seine Freyheit zu vertheidigen, und dieses Recht hat ein jeder Mensch, darum heißt es auch das natürliche, weil es von seiner Zufriedenheit auf Erden nicht getrennt werden kann, und ihm gleichsam angeboren ist. Nun, da sich bey den vermehrten Familien, oder solchen, die einen nicht gar zu großen Fleck Erde, etwa eine Stadt, bewohnten, dieses natürliche Recht in das bürgerliche, und endlich ins Völkerrecht oder in die Rechte vieler Menschen, die ein ganzes Land mit mehreren Ortschaften

bewohnten, ausdehnte, gewann es schon eine andere Bedeutung, da mußten die Gränzen für sich und die Nachbarn bestimmt werden, da mußte schon jeder sein Land, dessen Äcker, Wohnungen und Viehheerden, die Waldungen, das Wild und den Fischfang vertheidigen. Die an den Gränzen wohnenden Menschen tauschten mit einander, vielleicht war eine Milch gebende Kuh eines Bauers gegen ein Paar Hirschen des Jägers der erste Handel. So entstand Vaterland und Handel, Sicherheit des Eigenthums und des Wohnsitzes der Nationen, und daher das Ansehen der Ältesten, welche sagen konnten: So führte unser erster Vater den Acker und Hüttenbau, so theilte er das Land aus, so wurde es mit den Gränzen und mit dem Tauschhandel gehalten, so weit dürfen diese schaffen, so weit wir. Bald konnte dann einer sagen: Dort ist ein Stück Land, das wollten entweder die Nachbarn oder Fremde haben, es hätte uns Schaden gemacht, davon beraubt zu werden, da munterte ich meine Brüder auf, es mit mir zu vertheidigen; wir nöthigten die andern, es uns zu lassen, und die Meinigen dankten mir den guten Rath und die glückliche Ausführung desselben seitdem mit vermehrter Achtung, mit einem größern Vertrauen. So entstand aus dem Rathe und der

Anleitung mehrerer Ältesten das, was man noch jetzt die Regierung eines Freystaates nennt, und aus dem nützlichen Rathe oder der Geschicklichkeit eines einzigen, dem die Menschen nachher ihr Bestes übertrugen, das Staats- oder Fürstenrecht. Sagen Sie mir nun, meine Lieben, woher kam es, daß die Menschen ihre angeborne freye Gleichheit aufgaben?

Julie. Sie waren ja noch immer frey, denn sie konnten, sobald sie wollten, diesen Fürsten wieder absetzen.

Auguste. Ihren selbstgewählten Fürsten wohl, aber nicht ihren Ältesten, denn da sehen wir schon gleich im Anfange der Menschheit eine Art Erbrecht, der älteste Sohn trat nach dem Tode des Vaters in dessen Stelle als Familienältester. Der Jüngeren mußten immer mehr werden, viele konnten gar nicht an die Reihe kommen, Älteste zu werden, wenn ihre Väter früher als der ältere Bruder starben, oder wenn dieser auch wieder einen Sohn hinterließ, daraus mußten, wie in Rom, zwey Abtheilungen entstehen, das heißt Familien von der älteren Linie, die stets etwas zu sagen hatten, und Familien, die nur selten, auch gar nicht an diese Reihe kamen, folglich immer Gehorchende bleiben mußten. Ich möchte aber wissen, wie die

freyen Menschen sich entschliessen konnten dem Ältesten zu gehorchen?

Carol. Aus Liebe zu ihm, weil sie seine Kinder waren, und aus Achtung für seine längere Erfahrung.

Auguste. Der erste Grund zum Befehlen und Gehorchen war also gegenseitige Liebe, auf Achtung für größere Erfahrung gegründet, und an ein natürliches Erbrecht gebunden. Wie es weiter ging, wollen wir das nächste Mahl hören, jetzt aber unsere Erdbeschreibung vornehmen. Nun kömmt unser Deutschland an die Reihe, ich hoffe, Sie werden ihm, da es unser geliebtes Vaterland ist, Ihre ganze Aufmerksamkeit schenken.

Frid. Deutschland liegt fast mitten in Europa, gegen Morgen gränzt es an Preußen, Pohlen und Ungarn, gegen Mittag an die Schweitz und Italien, gegen Abend an Frankreich und die Niederlande, gegen Mitternacht an Schleswig, die Nord- und Ostsee. Seine Länge beträgt gegen 170, seine Breite 150 Meilen, und an Flächeninhalt gegen 12000 Quadratmeilen.

Die größten und merkwürdigsten Flüsse in Deutschland heißen der Rhein, die Donau, die Elbe, die Oder und die Weser. Der

Rhein hat seine Quelle in der Schweitz; die Donau in Schwaben; die Weser in Franken, denn ihre Hauptquelle heißt die Werre, bey Münden fließt sie in die Fulde, und nun erst führt sie den Nahmen Weser; die Elbe in Schlesien; und die Oder in Mähren. Der Neckar aber und der Main, die Mosel, Aller, Spree, Havel und Saale verdienen nach diesen auch noch als ziemlich große Flüsse in Deutschland gemerkt zu werden.

Hauptgebirge von Deutschland sind der Harz mit dem Brocken, das Vogesische Gebirge, der Schwarzwald, die Alpen, das Fichtelgebirge mit dem Fichtelberge, der Kahlenberg, der Birnhammerwald, die Tyroler Gebirge, das Riesengebirge mit der Schneekappe in Schlesien.

Seen in Deutschland sind der Boden- oder Kostnitzersee, der Chiemsee, der Zirknitzersee, der Mansfeldische See, der Mecklenburgische, Brandenburgische, Pommerische See, der Dümmersee u. s. w.

Auguste. Bevor Sie mit den Aufgaben in der Erdbeschreibung fortfahren, ist es Ihnen nothwendig zu wissen, daß Deutschland durch

die Folgen der, in dem letzten Jahrzehend des verflossenen Jahrhunderts in Frankreich ausgebrochenen Revolution, und durch die daraus entstandenen langwierigen Kriege eine ganz andere Verfassung erhielt, als es ehedem hatte. Nun sind zwar diese Kriege, welche seit mehr als zwanzig Jahren ganz Europa erschütterten, und unabläßig in beynahe allen Staaten dieses Welttheils Veränderungen mit sich brachten, seit kurzem beendigt, allein der künftige Bestand von Deutschland ist weder in Rücksicht seiner Ländereintheilung, noch in Betreff seiner politischen Verfassung gehörig festgestellt, sondern eine Versammlung der Reichsstände wird erst hierüber entscheiden. Ich kann Ihnen daher Deutschland nur nach seiner ehemahligen Lage und Verfassung schildern; wie diese für die Zukunft bestimmt werden wird, werden Sie wohl ohnehin erfahren.

Frid. Deutschland zusammen enthielt gegen dreyhundert größere und kleinere Staaten, von welchen allen der Römische Kaiser der vornehmste oder das Oberhaupt war. Auf ihn folgten im Range Churfürsten, Herzoge, Markgrafen, Landgrafen, Fürsten, Grafen, Baronen, Ritter, freye Reichsstädte, Erzbischöfe, Bischöfe, Prälaten, Äbte und Äbtissinnen. Diese

Herren von ganz Deutschland standen mit einander in Verbindung, sie befahlen in ihrem Landesantheile allein, in den freyen Reichsstädten regierten aber mehrere, darum wurden sie auch freye Republiken genannt.

Jeder Herr eines Antheils von Deutschland durfte Rathschläge zum Besten des ganzen Landes geben, und um dieß bequemer thun zu können, hatte man das ganze, unter so viele Herren getheilte Land in zehn Kreise getheilt; wer nun als Herr eines eigenen Landstriches zu einem solchen Kreise gehörte, wurde ein Stand desselben genannt, und hatte Sitz und Stimme auf den großen Versammlungen, die zu gewissen Zeiten gehalten und Reichstage genannt wurden.

Emilie. Deutschland, oder das Deutsche Reich, auch das heilige Römische Reich Deutscher Nation genannt, wurde in folgende zehn Kreise getheilt: 1. in den Österreichischen, 2. in den Schwäbischen, 3. in den Baierischen, 4. in den Fränkischen, 5. in den Obersächsischen, 6. in den Niedersächsischen, 7. in den Oberrheinischen, 8. in den Churrheinischen, 9. in den Westphälischen und 10. in den Burgundischen Kreis.

Überdieß gehörten noch andere Reichslande

zu Deutschland, die unter keinem von den zehn genannten Kreisen mitbegriffen sind, als: das Königreich Böhmen, die Markgrafschaften Mähren und Lausitz, auch der südliche Theil von Schlesien, einige Grafschaften, Herrschaften und Stifter, die unmittelbaren reichsritterschaftlichen Orte in Schwaben u. a. m.

Die Zahl aller Einwohner Deutschlands betrug im Jahr 1788 nicht viel unter 30 Millionen.

Es enthielt mit Inbegriff aller, indessen davon unter andere Nationen gekommenen Districte über 2300 Städte, noch mehrere Marktflecken, und über 82000 Dörfer. In Deutschland sind zwey Hauptsprachen, die Deutsche in verschiedenen Mundarten, und eben so die Slavische; Nebensprachen sind die Französische, Italienische, Holländische, auch in einer Gegend von Tyrol die Portugiesische Sprache. Die Lateinische Sprache war, außer ihrem wissenschaftlichen Gebrauche, noch bey dem Reichshofrathe in Wien in einer eigenen Lateinischen Kanzelley, deßgleichen in katholischen Kirchensachen, dann in gewissen Fällen bey der Reichsversammlung zu Regensburg üblich.

Herrschende Religionen sind die katho-

lische und die protestantische, doch werden alle übrigen Religionen geduldet. Die Regierungsform war eine eingeschränkte Wahlmonarchie, denn jeder neue Kaiser wurde nach dem Tode seines Vorgängers, oder oft schon bey dessen Lebzeiten unter dem Titel Römischer König, von neun Deutschen Fürsten in der freyen Reichsstadt Frankfurt am Main erwählet, man nannte sie deßwegen Wahl- oder Churfürsten, von dem alten Deutschen Worte küren oder wählen. Sie waren bey dieser Wahl nicht an eine Familie gebunden, indessen besaß doch das hohe Erzhaus Österreich die Kaiserwürde seit dem Jahre 1437 fast ununterbrochen vom Vater auf den Sohn, und wenn dieser mangelte, wurde sie auf den ältern Bruder übertragen. Der Kaiser war Schutzherr und Oberhaupt des ganzen Reiches, berieth sich aber in allen wichtigen Angelegenheiten mit den übrigen Ständen.

Die Luft ist in Deutschland gemäßigt, aber nicht überall von einerley Wärme. Der Boden ist größten Theils gebirgig, bringt aber alles hervor, was der Mensch zum nothwendigen und angenehmen Leben braucht, alle Gattungen Getreide, Gartenfrüchte, Hanf, Flachs, Gewürzkräuter, eine Menge, zum Theil sehr guten,

Wein. Von der Vieh- und Baumzucht leben Millionen Menschen, eben so einträglich ist es an Holz, Wildbret, Steinkohlen, wildem und zahmen Federvieh, auch fehlt es nicht an den besten Fischen in Flüssen und Landseen.

Julie. Die Deutschen Bergwerke sind auch sehr beträchtlich, sie liefern Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn und Bley; aus den Steinbrüchen erhält man fast alle Arten von Steinen, als Marmor, Alabaster, Schiefer, Sandsteine und Achate, nebst den meisten Edelsteinen. An vielen Orten gibt es auch warme und gesunde Bäder nebst guten Gesundbrunnen, worunter der Sedlitzer, Pyrmonter und Selter Brunnen sehr berühmt sind. Auch Salz ist im Überfluß vorhanden.

Die Deutschen nähren sich vorzüglich vom Ackerbau und der Viehzucht. Ihr Charakter ist billige Schätzung eigener Kräfte und Anlagen ohne beleidigenden Übermuth, ohne verschmähende Zurücksetzung ausgezeichneter Verdienste anderer Völker, vielmehr gewohnt, mit der gutmüthigsten Offenheit den Werth anderer Nationen des Erdballs zu erkennen. Ganz vorzüglich empfänglich und bereitwillig sind sie, vom Britten eben sowohl als vom Franzosen, vom Dänen eben sowohl als vom Schweden, Amerika-

ner, Asiaten und Afrikaner, alles Gefällige, Gute, zuweilen auch nur das scheinbare Gute, mit ihren Kenntnissen und Erfahrungen sich eigen zu machen, ohne deßwegen Deutsche Sitten und Eigenthum für leichten Preis leichtsinnig hinzugeben; Beweise jener Empfänglichkeit sind ihre Triebe zur Nachahmung, das dem Deutschen eigene Talent, jede Sprache vollkommen zu erlernen, und ihr anhaltender Fleiß. In allen Wissenschaften haben Deutsche theils wichtige Erfindungen, theils Verbesserungen gemacht; in den freyen Künsten, besonders in der Musik, hat Deutschland die vorzüglichsten Künstler aufzuweisen. Aber Beweise allzugroßer Empfänglichkeit sind auch seine Abänderungen in den Formen der Kleidung, der Wohnung, der Hausgeräthe, selbst der Nahrung; aber indem der Deutsche nicht bloß Gegenstände des Auslandes sich zueignet, sondern auch mit der größten Gutmüthigkeit andern Völkern, was sie bedürfen, gern von dem Seinigen gibt, wird er allen Nationen des Erdbodens um so brauchbarer und nützlicher.

Der Deutsche ist übrigens minder kaltblütig als der frostige Russe, minder hitzig als der Italiener, nicht so leichtsinnig, oberflächlich als der Franzose, redlich, gutherzig, getreu, tapfer, einer der kraftvollsten Menschen, und zu allem

geschickt, was er unternehmen will, lernbegierig und unverdrossen in der Ausführung.

Auguste. Das Übrige, was Deutschland noch betrifft, wollen wir gelegentlich bey den Abhandlungen der Kreise nachhohlen.

Frid. Diejenigen, welche sich schämen Deutsche zu seyn, müssen es auch auf eine ganz besondere Art anfangen sich schämen zu können, mich wird von heute an der Stolz plagen.

Auguste. Dann sind Sie eben so wenig eine wahre Deutsche als jene, die sich schämen es zu seyn. Haben Sie nicht gehört, wie gutmüthig der wahre Deutsche auch andern Gerechtigkeit widerfahren läßt? Darin mag vielleicht ein großer Theil der Schuld liegen, warum manche, die weder ihr Vaterland noch ihre Nation recht kennen, nichts Vorzügliches darin zu finden glauben, die andere Nationen um uns herum erheben, und von allem, was diese erfinden oder thun, ein großes Geschrey machen; der wahre Deutsche hingegen findet an einem gelungenen Versuche nichts als den Lohn seiner Bemühungen, und bleibt ohne Begierde nach eitlem Ruhme still dabey.

Marie. Da nun in unserer Erdbeschreibung keine ausländischen Thiere vorkommen, so werden Sie uns auch nichts davon sagen kön-

nen; möchten Sie dagegen nicht die Güte haben dafür von den Metallen zu sprechen? ich wünschte zu wissen, was ein Bergwerk ist?

Auguste. Ich war es schon Willens, denn was die Thiere betrifft, so werden diese ohnehin in unserer Naturgeschichte vorkommen.

Daß man den niedrigen Theil der Oberfläche des festen Landes Ebenen, und wenn sie klein sind, und zwischen Anhöhen sich befinden, Thäler nennt, wissen Sie schon; kleine Anhöhen heißen Hügel, zum Unterschiede der weit größeren Berge, die, gleichsam an einander gereihet, den Nahmen Gebirgsketten führen, wovon die Hauptgebirge fast über die ganze Erde in Verbindung stehen. Das flache Land besteht meistens aus Schichten (Lagen oder Flötzen), wovon die oberste gewöhnlich Gartenerde ist, dann folgt der Sand, bald Thon, Kalkstein, Kies u. s. w., und endlich hemmt das hervorquellende Wasser alle weiteren Untersuchungen. Selbst die tiefsten Bergwerke können nur bis zu einer Höhe von 300 Klaftern geführet werden, welches etwas mehr als den achten Theil einer Meile beträgt, da man aber bis zum Mittelpunct der Erde über 850 Meilen rechnet, so ist man bey jener Tiefe kaum durch die äußere Rinde gekommen, indeß vermuthet man, daß

die Mitte der Erde aus festem Gestein bestehe. Da wir aber nicht eher von Bergwerken reden können, als wir wissen, was sie zur Absicht haben, so wollen wir hübsch in der Ordnung bleiben, und lieber das ganze Stein- oder Mineralreich vornehmen. Es enthält, wie Sie schon lernten, alle jene Körper, welche wachsen, aber nicht leben, und sich nicht von einer Stelle zur andern bewegen können, und um kurz und deutlich von diesem Steinreich zu reden, wollen wir die darin vorkommenden Dinge in sechs Capitel eintheilen, so zwar, daß das 1te von den Erden, das 2te von den Steinen, das 3te von den Salzen, das 4te von den Erdharzen, das 5te von den Halbmetallen, und das 6te von den Metallen handelt.

Stauberden nennt man diejenigen, deren Theile wie Staub unter sich zusammen hängen, sich leicht zerreiben, im Feuer nicht verhärten, und weder zu Kalk noch zu Gyps brennen lassen. Dazu gehören fünferley Erden, als: die Garten- oder reine Dammerde, Sumpf- oder Mooserde, Holz- oder Gewächserde, und Thiererde.

Kalkerden sind die, welche im Feuer zu Kalk werden; sie heissen Kreide, Mondmilch, Mergel und Gypserde. Die

thonartigen Erden werden im Feuer hart; dazu gehört der Lehm, die Thonerde, der Bolus, die Seifenerde, der Trippel, der Schiefer und die schwarze Kreide.

Der Thonerde verdanken wir alle unsere irdenen Geschirre; sie ist zäher und reiner als die Lehmerde. Es gibt weiße, gelbe, rothe, schwarze, grüne und graue Thonerde. Sie läßt sich im Wasser erweichen, auf der Scheibe zu allen Formen drehen und im Feuer hart brennen. Dazu gehören der Pfeifenthon, der Töpferthon und die Porzellanerde. Je reiner und weißer nun dieser Thon ist, desto besser wird auch das Porzellan, welches bey uns erst im Jahre 1702 von einem Deutschen Apotheker, Nahmens Bötcher, in Sachsen erfunden wurde; nach seinem Tode verbesserte man diese Erfindung, bis endlich das vortreffliche Meißnische Porzellan entstand. Nachher machte man auch diese Art Geschirr in Berlin, in Gotha und jetzt sehr vorzüglich in Wien. Der Fayancethon ist zwar auch schneeweiß, aber nicht so fein. Zu dem Steingut, den Tabakspfeifen, Wasserkrügen und Schmelztiegeln nimmt man den weniger weißen, etwas bläulichen Thon, der Töpfer kann aber aus jeder Thonerde Geschirr machen; je feiner sie ist, um so schöner

und dauerhafter werden auch seine Teller und Schüsseln, damit sie aber besser aussehen, und dauerhafter werden, überstreicht er sie halb oder ganz mit einer glasartigen Materie, und nennt sie dann glasirtes Geschirr. Zum Kochen der Speisen empfiehlt sich diese Gattung wegen ihrer Dauer und Reinlichkeit.

Aus der schlechtesten Sorte Thon werden die Backsteine oder Ziegel verfertiget, und eine Anstalt, wo diese Ziegel verfertiget werden, heißt eine Ziegelbrennerey. Sie werden von eigenen darauf geübten Menschen beynahe so, wie die Töpferwaaren, verfertiget, erst an der Luft getrocknet, und dann in eigens dazu eingerichteten Öfen mit Vorsicht gebrennt. Es gibt bekanntlich Mauerziegel und Dachziegel, letztere werden zuweilen auch mit einer Art Glasur überzogen. Sie schützen die Häuser in Feuersgefahr vor dem zu schnellen Umsichgreifen der Flammen.

Marie. Da sollten ja alle Häuser mit Ziegeln gedeckt werden, und man sieht doch noch so viele Schindeldächer.

Sophie. Ja, ein Ziegeldach kostet auch viel mehr als ein Dach von Schindeln.

Carol. Dagegen muß jenes viel weniger ausgebessert werden, und wenn ich ein Haus

hätte, wollte ich lieber einige hundert Gulden mehr auf mein Dach wenden, wenn ich mich dadurch gegen Feuersgefahr sicher stellen könnte.

Auguste. Es gehört auch unter die unverzeihlichsten Nachlässigkeiten, wenn man diese Sorgfalt unterläßt, und wir würden weit weniger von so schrecklich um sich greifenden Feuersbrünsten hören, wenn diese Wahrheit besser bedacht würde; indessen fängt man doch an den Nutzen der Ziegeldächer schon fast überall einzusehen, wo sie zu haben sind.

Marie. Also findet man diesen Thon nicht überall?

Auguste. Wenn auch den Thon, so fehlt es doch oft an Holz, dessen sie zum Brennen viel erfordern. Bey dem stets wachsenden Holzmangel müssen die Backsteine endlich auch so theuer werden, daß nur wenige Menschen sie anschaffen können; dagegen gibt es in vielen Gegenden Schiefererde, die nichts als an der Luft verhärteter Thon ist, der mehr oder weniger hart, fein oder grob, schwarz, grau und bläulich aussieht. Es gibt Dachschiefer und Tafelschiefer, ersterer wird zu Dächern statt der Ziegel gebraucht und sieht grau oder dunkelblau aus, letzteren verwendet man zu Tischplatten und Rechnentafeln, und wenn er poliert ist,

zu Fußböden in Sälen und zu Grabsteinen, weil er schön schwarz ist. Der feinste Tafelschiefer dient auch zu Probiersteinen des Silbers, zu Wetz- und Schleifsteinen. Die Seifenerde sieht weißgrau oder gelblich aus, ist zähe und wird im Wasser weich. Man bedient sich derselben um Öhl-, Fett- und andere Schmutzflecken aus wollenen Zeugen und Tüchern heraus zu waschen; die feinste Sorte davon gibt es in England.

Der Trippel, zäh und mager, von gleicher Farbe wie die vorige Erde, wird zum Polieren des Glases, des Metalles und vieler anderen Dinge gebraucht.

Die schwarze Kreide ist weich und bröckelicht, sie färbt auch, so daß man sie in Stücken zum Zeichnen und Schreiben brauchen kann.

Marie. Aha! das wird das Reißbley seyn?

Auguste. Nein, mein Kind! Reißbley ist eine andere Materie, wir werden schon auch dazu kommen. Bedenken Sie nur indessen, wie viel Nützliches Gott auch in die unscheinbaren Erdarten für uns gelegt hat. Wie leicht kochen wir durch ihre Hülfe, wie gut heitzt ein Ofen aus Thon unsere Stube, wie viel Vergnügen gewährt uns das schöne Porzellan. O! seine Weisheit und Güte liegt im schlechten Erdstäubchen

eben so unverkennbar, als in jenem herrlichen Sonnengestirne, das uns durch seinen Lauf nun zu der Mittagstafel ruft.

Neun und sechzigstes Gespräch.

Marie. Das Nadelholz macht eine besondere Familie von Gewächsen aus, und hat seinen Nahmen von den langen schmahlen, spitzig zulaufenden, dunkelgrünen Blättern, welche im Winter fast schwärzlich sind, daher man diese Holzungen auch Schwarzwälder nennt. Die Blätter oder Nadeln sind immer grün, den Lerchenbaum ausgenommen; sie vertrocknen zwar alle Jahre, aber so wie einige abfallen, treten andere an ihre Stelle. Die Nadelhölzer haben überdieß einen sehr nutzbaren Saft, Harz genannt, welcher sich nur in Weingeist auflöset und entzündbar ist, da hingegen der aus einigen Laubhölzern ausschwitzende Saft oder Gummi nur im Wasser auflösbar und nicht entzündbar ist. Ferner schlagen die Nadelhölzer, nachdem sie gefället sind, nicht mehr aus. Die Anzahl und Beschaffenheit der aus den Scheiden hervorwachsenden Nadeln unterscheidet die hierher gehörigen

Gattungen: einige haben nähmlich in jeder Scheide nur eine Nadel, andere zwey, noch andere drey oder fünf, bey einigen kömmt ein ganzer Büschel von Nadeln aus der Scheide hervor.

Nach dieser Ordnung folgt nun zuerst die Tanne mit etwas breiten Nadeln und gerade in die Höhe stehenden Blüthenzapfen, sie liebt Anhöhen mit trockenem, aber nicht schlechtem Boden, und leidet wegen ihrer tiefgehenden Wurzeln selten von Stürmen. Ihre Fortpflanzung geschieht durch den Samen, den man in ein lockeres, nicht zu feuchtes Erdreich streuet, und ganz flach bedeckt; nach dreyßig Jahren erhält man aber erst von den auf diese Art gepflanzten Bäumen wieder tüchtigen Samen. Die Tannen erreichen ein Alter von drey bis vier hundert Jahren; sie dienen wegen ihres, geraden hohen Wuchses vorzüglich zu Mastbäumen, außerdem aber verfertiget man von dem weißen, leichten, biegsamen Holze allerley gemeine Arbeiten, musikalische Instrumente, Schachteln u. dgl. Der harzige Saft, welchen die Rinde und die Zapfen geben, ist der gemeine Terpentin.

Carol. Die Fichte unterscheidet sich von der Tanne durch die schmahlen viereckigen Nadeln und herabhängenden Zapfen, ihre Wurzeln dringen auch nicht so tief. Sie gedeihet am besten

in einer, auf kiesigtem Grunde kalten, gebirgigen Lage. Ihr Holz ist nicht ganz so biegsam als das Tannenholz, ihr harziger Saft ist dick und zähe, und gibt entzündet einen dem Weihrauch ähnlichen Geruch, daher man ihn auch wilden Weihrauch nennt. Um viel Harz davon zu bekommen, ritzt man den Baum alle drey bis vier Jahre auf, und erhält von einem guten Baume 40 bis 50 Pfund Pech, welches aus dem Harze bereitet wird, er leidet aber sehr durch dieses Verfahren. Die Rinde wird von den Gärbern benützt, und die balsamische Ausdünstung dieser Wälder soll engbrüstigen, schwindsüchtigen Personen sehr gesund seyn, auch destillirt man aus den jungen Sprossen ein Öhl. Die Nordamerikanische schwarze und weiße Fichte, welche letztere schnell und hoch wächst, pflanzt man bey uns mit Nutzen an.

Die Kiefer oder Föhre hat noch einmahl so lange Nadeln als die Fichten, aber schwächere und längere Zapfen, welche den geflügelten Samen im Frühjahre umher fliegen lassen, ohne selbst abzufallen, daher findet man an der Föhre immer samenleere, reife, grüne und unreife Zapfen. Sie kömmt fast überall in einem sandigen Boden fort, und hat nach dem Lerchenbaume das zäheste, harzigste Holz, welches im Wasser

hält und übrigens wie die vorigen benützt wird; als Brennholz ist es aber unter den weichen Holzgattungen das beste, da hingegen Tannen und Fichten nur im höchsten Nothfalle dazu taugen.

Die Zirbelnußkiefer hat in die Höhe gerichtete Zapfen, fast von der Größe eines Hühnereyes, mit keilförmigen, ungeflügelten Samenkörnern, die man wie Mandeln ißt oder zu Öhl benützt. Aus dem weißen, angenehm riechenden Holze macht man verschiedene Einrichtungsgeräthschaften, die von den Motten frey bleiben sollen. Der Baum kömmt gut in einer freyen Lage fort. Noch glücklicher zieht man in unsern Ländern auf einem etwas feuchten Boden die Nordamerikanische Weimuthskiefer, welche schneller und sehr gerade, über 100 Fuß hoch wächst; das weißlichgelbe weiche Holz mit glatter, bräunlichgrüner Rinde läßt sich zu Bau- und Werkholz brauchen, und gibt viel feines Harz.

Zu dieser Gattung gehört auch die Pinie, in Südeuropa einheimisch. Sie trägt Zapfen von der Größe einer Mannsfaust, die in ihren Abtheilungen überall zwey weiße, länglichglatte, eßbare Kerne haben, die etwa einen halben Zoll lang sind, wie Mandeln benützt werden,

aber leicht einen dumpfigen öhlichten Geschmack annehmen.

Clarisse. Der Lerchenbaum gleicht im Wuchse der Tanne, wird aber nicht überall so hoch, und hat tiefer gehende, sich weit ausbreitende Wurzeln; seine kurzen Nadeln sind weich, und die gelblichrothen Zapfen von angenehmem Geruch. Er liebt kalte gebirgige Gegenden mit trockenem Boden, läßt sich leicht durch Samen fortpflanzen und wird gegen 400 Jahr alt. Sein weißlichrothes, fein geadertes Holz ist sehr zähe, und wird im Wasser und in der Erde knochenhart; es gibt vortreffliche Masten und gutes Bauholz, nur zum Brennen taugt es nicht, wohl aber zum Verkohlen. Von ihm kömmt der sogenannte Venetianische Terpentin. Der auf seiner Rinde wachsende weiße Schwamm wird in der Heilkunst unter dem Nahmen Lerchenschwamm gebraucht.

Die Roßkastanie, dieser aus Nordasien nach Europa verpflanzte Baum, hat ebenfalls einen schönen Wuchs. Seiner vielen Blätter wegen dient er besonders gut zu Alleen, und ist ein in mancher Rücksicht sehr nützliches Gewächs, das man noch viel zu wenig nach seiner ganzen Brauchbarkeit kennt. Seine herrlichen Blüthensträußer bringen große, den Maronen ähnliche

Früchte in einer stachlichten Kapsel, die zwar sehr bitter sind, aber doch zum Futter für das Schaf- und Rindvieh dienen, besonders wenn sie zerstoßen und mit Gerstenschrot vermengt sind; auch sollen sie ein sicheres Mittel gegen den Husten und Dampf der Pferde, und gegen das Faulwerden der Schafe seyn. Weiß man ihre Bitterkeit zu vertreiben, so kommen sie, geröstet und gemahlen, dem Geschmack des Kaffeh näher als irgend ein anderes Gewächs. Wegen ihrer seifenartigen Eigenschaft können sie auch zum Waschen und Bleichen des Leinenzeuges gebraucht werden. Die stachlichte Schale, so wie die glatte Rinde des Baumes, besitzt färbende Kräfte. Das weiche Holz thut eben die Dienste, wie das Lindenholz. Man vermehrt diesen Baum durch die Früchte, er wächst ziemlich schnell und dauert sehr lange.

Amalie. Der Acazienbaum hat mehr als zwanzig Arten, welche meistens mit Stacheln versehen sind, er heißt auch Schotendorn, weil er seine Samenkörner in Schoten trägt. Die eigentliche wahre Acazie, aus Arabien und Ägypten, kommt bey uns nur in Treibhäusern fort, der gemeine Nordamerikanische Acazienbaum gedeihet aber auch bey uns im Freyen, und ist sehr nutzbar anzupflan-

zen. Er zeichnet sich durch zwey bis drey Stachel aus, die in den Winkeln der Zweige hervortreten. Die halbgrünen Blätter bestehen aus vielen kleinen Blättchen. Auf die weißen, angenehm duftenden Blüthen folgen drey Zoll lange bräunliche Schoten, deren Samen in Siberien gegessen wird. Man pflanzt diesen Baum durch Wurzelsprossen. Er treibt jährlich in einem guten feuchten Boden vier bis fünf Fuß hoch. In Frankreich bedient man sich der, alle drey Jahre bey der Erde abgehauenen Stämme zu Mauerpfählen, weil sie dauerhaft sind, und der stärkeren Stämme, welche ein gelbliches, zähes, biegsames Holz haben, zu Tischlerarbeiten.

Der Wachholderstrauch gehört in seiner Art noch zu den Nadelhölzern, die beständig ihre spitzigen Blätter behalten. Er liebt einen sandigen lockeren Boden, seine Wurzeln gehen nicht tief, breiten sich aber weit aus. Er blühet im April und May, da aber die darauf folgenden Beeren erst im zweyten Jahre reifen, so findet man grüne und schwarzblaue Beeren immer zugleich an dem Strauche. Der Wachholder kann bey gehöriger Pflege eine Höhe von dreyßig Fuß erreichen. Man vermehrt ihn am leichtesten durch Beeren, die in fünfzehn Monathen aufgehen. Seine süßlich bittern Beeren sind eine Lieblings-

speise der Krametsvögel, wodurch ihr Fleisch einen angenehmen Geschmack erhält. Man benützt die Beeren außerdem auch an verschiedenen Speisen, und kocht sie mit dem Biere, am häufigsten aber bedient man sich ihrer zum Räuchern, auch stärken sie, nüchtern genossen, den Magen; eben diese Kraft hat auch der Wachholdersaft. Durch Gährung geben diese Beeren einen Wein, und durch Destillation ein bey Lähmungen und Steinschmerzen heilsames Öhl. Die gepülverten Samenkörner empfiehlt man gegen die Wassersucht. Das sehr zähe feine röthliche Holz wird, seiner Dauerhaftigkeit wegen, zu allerhand Kunstarbeiten verbraucht, und riecht beym Verbrennen noch angenehmer als die Beeren. Der Rauch von beyden wird sehr gegen die faule Luft in verschlossenen Zimmern, oder wo ansteckende Kranke liegen, empfohlen.

Sophie. In den Wäldern und auf den Heideplätzen wachsen auch allerhand Sträuche, die zwar den Waldungen selbst schädlich, daher nicht darin zu dulden sind, aber doch im Hausgebrauch einigen Nutzen gewähren, und auf Erdstrichen, wo ohnehin noch keine andern Anstalten getroffen sind, wenigstens, so viel möglich ist, benutzt werden sollen. Dahin gehört die zahlreiche Familie der Heidel- und Preiselbeeren,

ein niedriges Staudengewächs, dessen faserige Wurzel sich weit ausbreitet, und die jungen Holzpflanzen erstickt. Es wächst vorzüglich gern in Fichten- und Buchenwäldern, blühet im May, und hat im July und August reife schwarzblaue Beeren, voll röthlichen Saftes von süßem Geschmack, welche aber, in Menge genossen, Leibschmerzen verursachen. Der ausgepreßte Saft färbt Wolle dauerhaft blau, und gibt, mit Alaun und etwas Kupferwasser vermischt, eine schöne rothe Mahlerfarbe. Man bedient sich desselben auch in Schottland statt des Citronensaftes zum Punsch. In der Haushaltung dienen diese Beeren auf mancherley Weise, man speist sie gekocht als Mus, brennt mit Vortheil Branntwein daraus, und selbst in der Heilkunde sind sie nützlich. Der Preiselbeerstrauch verlieret seine grünen Blätter auch im Winter nicht. Seine Beeren sind hochroth, und reifen spät im Herbst; man ißt sie nie roh, sondern in Essig oder Zucker eingemacht als Confect, oder als Salat zum Braten, auch bereitet man einen Wein daraus. In der Medicin dienen sie als kühlendes durststillendes Getränk bey hitzigen Krankheiten, und in Faulfiebern, weil sie sehr der Fäulniß widerstehen. Die Blätter sind zum Thee und Gärben brauchbar.

Höher als die vorbenannten wächst der Ber-

berſtrauch oder der Sauerdorn, von aſchfarbener glatter Rinde. An den dornigen Zweigen erſcheinen im May und Juny die Blüthen, welche gegen den October kleine längliche, hellrothe Beeren tragen, deren ſaftiges Fleiſch ſehr ſäuerlich, zuſammenziehend, und roh nicht zu genießen iſt. Jede Beere enthält zwey harte, etwas bittere Samenkörner. Sie liefern durch Stampfen und Preſſen einen Saft, der ſtatt des Citronenſaftes zu Punſch und ſauren Brühen an Speiſen, auch ſtatt des Eſſigs zum Salat gebraucht werden kann, deßgleichen dienen ſie in der Arzney, und geben, mit Zucker gekocht, ein Mus und einen Syrup, und durch Gährung eine Art Branntwein. Man macht ſie auch ganz mit Zucker oder Eſſig ein. Mit Alaun zubereitet geben ſie rothe Tinte. Dieſer vielfachen Benutzung wegen verdient der Berberſtrauch nicht nur geſchont, ſondern auch angepflanzt zu werden, welches am leichteſten durch Wurzelſproſſen geſchieht, auch kann er auf Weißdorn gepfropft werden, aber zu Hecken taugt er nicht, weil ihm das Beſchneiden ſchadet. Sein feſtes gelbes Holz dient zu eingelegten Arbeiten, und die innere Rinde, beſonders von der Wurzel zum Gelbfärben, die jungen Blätter aber können als Salat genoſſen werden.

Auguste. Nun, meine Lieben, wären wir, so weit es unsere Bedürfnisse fordern, mit dem inländischen Pflanzenreiche fertig; was noch hieher gehört, die Farrenkräuter und Schwämme, können wir hier und da mitnehmen, ich will Ihnen nur noch überhaupt etwas Weniges über die Benutzung des Holzes sagen. Außerdem, daß es eine Menge Künstler und Handwerker beschäftiget, die seine rohe Gestalt in tausenderley, für uns brauchbare Geräthschaften, zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen umschaffen, benutzt man nicht nur das Holz selbst zur Feuerung, sondern noch unbeschreiblich mehr die Kohlen. Diese gut zu brennen, erforderte bisher viele Mühe, Geschicklichkeit, Zeit und Verlust an Holz; die gewöhnlichen Kohlen auf dem Herde verlieren die meisten ihrer brennbaren Theile und taugen nicht viel. Man mußte also, um taugliche Kohlen zu allen Schmelzarbeiten zu erhalten, in einem verschlossenen Feuer, ohne Flamme, die wässerigen Feuchtigkeiten und alle Theile, welche das Brennbare im Holze schwächen, heraus zu treiben suchen, dadurch erhielt man Kohlen, die eine stärkere Hitze als das flammende Holz geben; allein der Verlust am Holze, und die davon beym Brennen der Kohlen ungenützt verfliegende Wärme ist sehr beträchtlich. Jetzt da der Holzman-

gel so drückend fühlbar wird, fanden sich geschickte Männer, welche eigene Sparöfen erfanden, in denen das Holz eben so zu brauchbaren Kohlen verwandelt werden kann, ohne dabey die damit verbundene Hitze zu verlieren, und ohne an der Menge des Holzes etwas einzubüßen; denn während man in den Sparöfen, ohne ein Feuer zu sehen, kochen, braten und backen kann, verkohlt sich das Holz zu den brauchbarsten reinsten Kohlen, die, weil sie alle Metallarbeiter nicht entbehren können, auch in Städten verkäuflich sind, und wodurch uns also die nöthige Hitze zum Kochen und Stubenheitzen nicht so hoch kömmt.

Frider. Ich habe schon davon gehört. Man sagt aber auch, diese Öfen kämen sehr theuer zu stehen, bedürften vieler Nachbesserungen, und wenn man alle diese Unkosten zusammen nähme, liefe es auf eines hinaus, man hätte nur mehr Mühe, aber nicht weniger Ausgaben als sonst.

Auguste. Dachte ich es doch, daß Sie es von dieser Seite erfahren würden. Nun, meine Kinder, ich habe einen dieser Öfen gesehen, und gar keine besondere Mühe bey der Behandlung gefunden. Die Erfindung selbst ist zwar noch in ihrer Kindheit, das heißt, sie leistet, wie alle neuen Erfindungen Anfangs thaten, noch nicht alles, was man so gern damit erzielen möchte, indessen

ist doch einmahl der Anfang gemacht; leider! weiß man, so viel mir wenigstens bewußt ist, noch nicht den Grad der Hitze nach dem Bedürfnisse des Zimmers, worin der Ofen steht, zu mäßigen oder zu erhöhen. Die ersten Versuche wurden nur mit Blech gemacht, das sehr bald durch die viel stärkere Hitze Schaden litt, allein alles, was wir jetzt an guten Erfindungen dankbar genießen, nahm einen solchen Anfang, und kam nach hundertfachen Abänderungen erst zu seiner jetzigen bestimmten Brauchbarkeit. So wird es auch mit den Sparöfen gehen, wenn nicht Eigensinn, Vorurtheil, Eigennutz der Holzwucherer, Dummheit, die an alten Gebräuchen hängt, und die lieblose Zanksucht unserer Männer, diese Erfindung in ihrem Entstehen ersticken. Der Ofen, welchen ich sah, kommt, wenn man ihn nicht sehr verziert haben will, nicht höher als ein gewöhnlicher, an dem doch auch nachgebessert werden muß; Holz verbrennt man darin auch so viel als in einem andern, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß in dem gewöhnlichen Ofen von diesem Holze nichts als ein Häufchen Asche, und in diesem eine tüchtige Anzahl verkäuflicher, oder zu anderem Hausgebrauch tauglicher Kohlen übrig bleibt, daß man, um eine dauerhafte Wärme zu erhalten, in den gewöhnlichen Ofen gutes

hartes Holz brennen muß, und in jenen mit weichem Föhrenholz noch besser daran ist, weil es auch jedes Tröpfchen Theer abliefert, welchen das Holz enthält, und dessen Verkauf den Verlust der Asche vergütet. Menschen, die arm an Vermögen sind oder nur zur Miethe wohnen, können sich freylich nicht darauf einlassen, solche Öfen anzuschaffen, allein Begüterte sollten es um so mehr thun, als gerade sie es sind, die der ärmeren Classe durch ihren Aufwand das Holz vertheuern.

Sophie. Ja, und die Hausinhaber sollte man dahin verhalten, die ungeheuren irdenen Öfen, welche noch von alten wohlfeilen Zeiten her in ihren Häusern stehen, zu cassiren; solch ein Ofen fordert eine Viertelklafter Holz, um ihn nur zu wärmen, man muß sich also entweder bey der Holztheurung arm kaufen oder halb erfrieren.

Marie. Da ließe ich mir lieber auf meine eigene Kosten einen bessern Ofen setzen.

Sophie. Und sobald Sie damit fertig sind, sagt Ihnen der Hausherr die Miethe auf, Sie haben nun die Kosten gehabt, können Ihren Ofen nicht mit sich tragen, und kommen in einer neuen Miethwohnung an eine eben so arge Maschine.

Marie. Nun da könnte mich die Bosheit anwandeln, mein niedliches Öfchen einzuschlagen.

Auguste. Und Sie könnten dafür mit neuen Kosten dem Hauseigenthümer seine alte Maschine wieder hinsetzen lassen, denn er hätte das Recht, Ihnen seine Wohnung in eben dem Stande abzufordern, als er sie Ihnen übergab.

Marie. O, die Armen sind doch auch auf allen Seiten geplagt! Könnte man aber diesem Übel nicht abhelfen?

Auguste. Sehr leicht, man dürfte nur jene Miethbewohner, die sich die Verschönerung ihrer Wohnungen etwas Nahmhaftes kosten ließen, bey dem ruhigen Besitz dieser Wohnungen schützen, wenn sie sich sonst anständig betragen.

Julie. Die Erfindung jenes Sparofens wäre ja, wenn es so ist, wie Sie sagen, ein wahrer Segen für Kärnthen und Steyermark, wo man so viele Schmelzhütten, Eisen- und Stahlhämmer hat; mein Vater besitzt selbst einige davon. Sie glauben nicht, was für eine Menge Kohlen diese Arbeiten fordern, und wie viel Holz darauf geht, diese Kohlen zu brennen.

Auguste. Ich glaube es nicht nur, ich weiß es aus Erfahrung, denn ich lebte in dem schönen Kärnthen unter seinen gutmüthigen Einwohnern; die Erfindung dieses Sparofens freute mich für sie um so mehr, als von dem guten lernbegierigen Charakter der Kärnthner am er-

sten zu erwarten ist, daß sie zuerst zugreifen und durch ihren Fleiß, dem nichts zu schwer ist, durch ihre Geschicklichkeit, die schon so manches Hinderniß besiegte, eine glückliche Abänderung des noch Fehlenden ausfindig machen. Sie fühlen das Bedürfniß, Holz zu sparen, so dringend als wir, und können bey ihren Schmelzwerken manche haltbarere Eisenmaschinen machen; überdieß bestehen ihre Wälder ohnehin meistens aus Nadelholz, und, was das beste ist, sie sind weder zu stolz, noch etwas zu lernen, noch zu träge, mehrere Versuche zu machen. — Nun weiter mit der Holzbenutzung.

Das Salz, welches in der Asche nicht nur des Holzes, sondern auch anderer Gewächse enthalten ist, heißt Laugensalz, Pottasche, Alcali, und da dieses in Seifensiedereyen, Glashütten, Färbereyen und dergleichen nicht entbehrt werden kann, so treibt man damit einen ansehnlichen Handel; es gibt daher eigene Anstalten, wo Holz in der Absicht zu Asche gebrannt und das Salz ausgelaugt wird, man nimmt aber dazu feuchtes abgestorbenes Holz, welches zu einem andern Gebrauche ohnehin nicht mehr taugt, und doch die meiste Asche liefert.

Auch den Ruß brennt man seiner besondern Nutzbarkeit wegen absichtlich in eigenen Rußhüt-

ten; man gebraucht dazu allerley Abfälle von Harzhölzern, und die Überreste der Pech- und Theerschwellen. Ohne Ruß kann man kein Buch drucken, weil er der erste Bestandtheil der Druckerschwärze ist.

Unser gemeines Harz wird von Kiefern, Fichten und Tannen gewonnen; es wird in kupfernen Kesseln geschmolzen und dadurch in Theer, eine schmierige Masse, verwandelt, wovon der reinste weiß, der andere aber schwarz ist. Aus dem Theer entsteht durch Einkochen das Pech, und aus dem schwarzen Pech durch einen Zusatz von Seifensiederlauge und Rüb- oder Leinöhl die Wagenschmiere.

Carol. Ist es wahr, daß der Campfer auch ein Baumharz ist?

Auguste. Ja, mein Kind, er ist aber von besonderer Eigenschaft, denn obschon er, wie die andern Harze, aus den Campferbäumen schwitzt, so gehört er doch weder zu dem Gummi, noch zu den Balsamarten, noch zu den Gummiharzen, und macht eine eigene Gattung aus.

Marie. Wo wächst denn dieser Baum?

Auguste. In Europa gar nicht, aber in Asien in Japan, und auf den Inseln Borneo und Sumatra. Der Japanische trägt Nüsse, und gibt durch das Kochen der Wurzeln

seines Stammes den gemeinen oder künstlich bereiteten Campfer; der Borneische Baum trägt Beeren und gibt den natürlichen Campfer, welcher sich zwischen den Holzfasern ansetzt, oder sich bey Öffnungen in kleinen Klümpchen sammelt, auch tröpfelt er von selbst aus den aufgeritzten Zweigen. Diesen natürlichen sehr kostbaren Campfer nennen die Eingebornen Campheröhl; er verdünstet an der freyen Luft bey weitem nicht so sehr als der gemeine. Die Beeren geben ein wohlriechendes Fett, und das Holz wird zu Schränken verarbeitet, in denen sich kein Insect aufhalten kann. Der gereinigte Campfer ist weiß, klar, zerbrechlich, etwas feucht, schwimmt auf dem Wasser und brennt, an das Feuer gehalten, mit einer hellen Flamme selbst auf dem Wasser fort, auf Kohlen verraucht er. Seine Wohlthätigkeit in der Heilkunst ist sehr groß, doch muß er nur vorsichtig gebraucht werden. Seine bloße Ausdünstung ist allen Insecten tödtlich. — Nun Julchen!

Marie. O liebe Auguste, nur noch eine Frage beantworten Sie mir: wie kann man das Alter der Bäume kennen?

Auguste. So ziemlich aus ihrer Dicke, am zuverlässigsten aber, wenn der Stamm abgeschnitten ist, denn da kann man die Ringe zählen,

welche in der Mitte um den Kern ganz klein sind und einer immer größer als der andere, bis an die äußere Rinde, welche den letzten Ring formirt, fortdauern; so viel solche Ringe da sind, so viel Jahre zählt der Baum.

Marie. Dank, liebe Auguste! Nun Julchen, fangen Sie immer an, heute muß unsere gute Mutter sich recht müde geredet haben.

Julie. Vesta, eine Tochter des Saturn und der Rhea, ist die Göttinn des in allen Dingen verborgenen Elementarfeuers, und die Beschützerinn der jungfräulichen Ehre, welche sie selbst im unverehelichten Stande zu bewahren von ihrem Bruder Jupiter die Erlaubniß erhalten hatte. Vesta soll den Menschen zuerst den Gebrauch des Feuers in der Haushaltung gelehrt haben. Man schildert sie mit einer Fackel oder einer brennenden Lampe, oder mit einem andern Gefäße voll Feuer in der Hand, und mit dem großen jungfräulichen Schleyer auf dem Haupte, oft steht ein brennender Altar neben ihr, unter dessen Gestalt sie zuerst verehret ward, und welcher, so wie sie selbst, zuweilen auf Griechisch Hestia heißt. Man verwechselt sie oft mit der Göttinn Erde oder Cybele, der großen Mutter aller Dinge, und dann hält sie nebst dem Feuer in der andern Hand eine Hand-

pauke, oder ein Rad ohne Speichen, die runde Gestalt der Erde dadurch anzuzeigen.

In ihrem Tempel zu Rom ward das Palladium aufbewahrt, ein kleines Bild der Pallas, welches so beschaffen war, daß es die Augen bewegen und die Lanze schwenken konnte, und von dem man glaubte, es wäre vom Himmel in das Trojanische Schloß gefallen, ein Bild, auf dessen Erhaltung die Dauer der Stadt Troja beruhen sollte.

Vesta hatte in Rom sechs Priesterinnen, die man aus den vornehmsten Mädchen, nicht älter als zehn- und nicht jünger als sechsjährig wählte; ihre Kleidung war ein weißer Rock und ein weiter Purpurmantel, der über der einen Schulter hing. Dreyßig Jahre mußten sie im Tempel ihrer Göttinn dienen, dann war es ihnen erlaubt selben zu verlassen und sich sogar, wenn sie anders noch wollten, zu verheirathen, während ihrer Dienstjahre aber mußten sie allen Umgang mit Männern vermeiden, das immerwährende Feuer in aufgehängten, oder auf den heiligen Herd gestellten irdenen Gefäßen unterhalten, und für das Wohl des Staates Opfer und Gebethe verrichten. Dafür genossen sie vieler Vorrechte, worunter außer einem sehr gemächlichen Leben im Tempel folgende die merkwürdigsten sind, daß

sie unter keiner väterlichen Gewalt standen, daß sie ihr Vermögen durch ein Testament, an wen es ihnen gefiel, hingeben konnten, daß immer ein Rathsknecht (Lictor) mit dem Steckenbündel (Fasces), wie vor den Consuln, vor ihnen herging, sie gegen Beleidigungen zu schützen, und daß, wenn sie von ungefähr einem Missethäter, der zum Tode geführt wurde, begegneten, er von der Todesstrafe frey war, endlich daß sie nach ihrem Tode der Ehre genossen, inner den Stadtmauern Roms begraben zu werden.

Wenn aber eine Vestalinn (so hießen diese Priesterinnen) aus Unachtsamkeit das heilige Feuer verlöschen ließ, ward sie, mit dünnem Flor bedeckt, an einem dunkeln Orte mit Ruthen gegeißelt, und das Feuer durch einen metallenen hellgeschliffenen Hohlspiegel bey der Sonne wieder angezündet, oder auch durch eine Maschine, die aus harten Hölzern bestand, wovon eines durchbohrt war, und das andere schnell darin herumgedreht wurde. Die Verletzung ihres Gelübdes der Enthaltsamkeit mußte eine Vestalinn stets mit dem Leben büßen; sobald sie dessen überführt war, verschloß man sie in ein unterirdisches Gewölbe, wohin man vorher ein Ruhebett, eine angezündete Lampe, ein wenig Brot und Wasser, Milch und Öhl geschafft hatte, weil man

nicht die Schuld auf sich laden wollte, an einer geheiligten Person Gewaltthätigkeiten verübt zu haben.

Die Cybele war, wie man glaubt, eine Königinn in Phrygien, der Jüngling Attys war ihr Liebling, über dessen Tod sie wahnsinnig wurde. Man glaubt, dieser junge Mensch habe ihren Dienst zuerst bey seinen Landsleuten eingeführt, wo man die Cybele unter dem Nahmen der grosen Mutter oder der Mutter aller Götter verehrte.

Man mahlt die Cybele mit einer Handpauke, welche sie nebst den Cymbeln und Pfeifen erfunden haben soll, und mit einem Löwen an der Seite, oder auf einem Wagen, den zwey Löwen ziehen, Attys steht in seiner Phrygischen Mütze mit der Hirtenpfeife meistens vor ihr. Die Corybanten, ihre Priester, betrauerten an dem Feste der Göttinn diesen Attys, unter dem Schalle der Pfeifen und Handpauken, mit Heulen, Kopfschütteln und unsinnigen Verdrehungen des Leibes, gaben sich dabey Schläge mit Geißeln auf den Rücken und machten sich Schnitte in die Arme.

Die älteste Bildsäule der Cybele bestand aus einem unförmlichen eckigen Steine, der vom Himmel gefallen seyn sollte. Er ward im zwey-

ten Punischen Kriege aus Pessinus nach Rom gebracht, weil man in den Sibyllinischen Büchern gefunden hatte, daß dieses ein Mittel seyn würde, jeden auswärtigen Feind von Italiens Küsten abzutreiben. Attolus, der damahlige König in Phrygien, ließ diesen Stein den Römischen Gesandten verabfolgen, weil sich eine Stimme im Heiligthume der Göttinn hatte hören lassen, welche rief: Laß mich ziehen, es ist mein Wille! Rom ist meiner würdig! Diese Bildsäule bekam zu Rom einen besondern Tempel, worin sie sich bey Julius Cäsars Tode von sich selbst gegen Abend gewendet haben soll, da sie sonst gegen Morgen gesehen hatte.

Marie. Was waren denn das für Bücher, die Sibyllinischen? was stand denn Gutes darin?

Auguste. Prophezeyungen. Damit Sie mich aber verstehen, muß ich Ihnen zuerst sagen, wer die Sibyllen waren. Nach der Fabellehre waren es Frauenzimmer, denen die Götter zur Belohnung eines außerordentlich tugendhaften Lebenswandels im jungfräulichen Stande die Gabe der Prophezeyung gegeben hatten, und sie schrieben Bücher, in denen man die merkwürdigsten Begebenheiten vorhergesagt fand. Man ist wegen ihrer Anzahl nicht einig. Die drey vor-

nehmsten darunter sind die Delphische, die Erythräische und die Cumäische, so werden sie nach den Örtern genannt, wo sie sich aufhielten, oder woher sie gebürtig waren. Von der Erythräischen erzählt die Fabel, Apollo habe sich mit ihr vermählen wollen, aber ihre Einwilligung nicht erhalten können, weil sie den jungfräulichen Stand vorzog. Einst begegnete er ihr, da sie am Ufer des Meeres spatzieren ging, und versprach ihr alles zu geben, was sie von ihm bitten würde; sie nahm eine Hand voll Sand und wünschte so viele Jahre zu leben, als sie Sandkörner gefasset hätte. Apollo bewilligte es unter der Bedingniß, daß sie ihr Vaterland und die Erde, wo sie geboren war, nie mehr ansehe, so lange sie lebe, zugleich erinnerte er, sie hätte ihn bey so vielen Jahren, die sie noch zu leben wünschte, auch um die Dauer der Jugend bitten sollen, und versprach ihr diese Gabe ungebethen zu geben, wenn sie ihn lieben würde, sie zog den jungfräulichen Stand aber dem Vortheile, stets jung zu bleiben, vor; sie alterte also wie die andern Menschen, und da ihre Lebensjahre die Dauer jedes menschlichen Lebens überschritt, schrumpfte sie endlich so ganz zusammen, daß ihr nur noch die Stimme blieb. Nach vielen Jahren, die sie ganz kraftlos in einer

Höhle zugebracht hatte, schrieb man ihr aus Mitleid von Erythrä einen Brief, der nach der damahligen Gewohnheit mit Erde gesiegelt war; der Anblick dieser Erde ihres Vaterlandes machte, daß sie sterben konnte.

Julie. War es nicht eine Sibylle, welche dem bösen König Tarquinius neun Bücher zu kaufen brachte, und sehr viel Geld dafür forderte?

Auguste. Ja, die Cumäische war es.

Marie. Nun, und er kaufte sie?

Julie. Nein, sie waren ihm den ersten Tag zu theuer, und die Sibylle warf vor seinen Augen drey davon in das Feuer. Den andern Tag kam sie wieder, und begehrte für die übrigen sechs die nähmliche Summe; Tarquinius schalt sie eine Närrinn und befahl ihr, sich zu entfernen. Sie that es, nachdem sie noch drey Bücher in das Feuer geworfen hatte, kam aber zum dritten Mahle wieder und betheuerte, auch die letzten drey Bücher zu verbrennen, wenn ihr der König nicht den nähmlichen Preis dafür gäbe, als ehedem für alle neun. Tarquinius ließ nun einige Rathsherren zusammen kommen, fragte um ihr Gutachten und kaufte diese drey Bücher, die nachher unter dem Nahmen der Sibyllinischen bekannt wurden, aus denen man sich in zweifelhaften Fällen Raths erhohlte.

Carol. Ich wollte wetten, Tarquinius habe diese Bücher selbst schreiben lassen, und der Sibylle ihre Rolle vorgesagt.

Auguste. Warum glauben Sie das?

Carol. Ach, er war sonst nicht so geduldig, und fragte auch die Rathsherren nicht um ihre Einwilligung.

Auguste. Sie haben es wahrscheinlich errathen, indessen hat es doch Sibyllen gegeben, und jene Cumäische wohnte ebenfalls in einer Höhle bey der Stadt Cumä, welche von vielen neugierigen Reisenden noch jetzt besucht wird und ihren Nahmen führt; man muß aber die Wahrheit von der Fabel trennen. Diese Frauenzimmer hatten durch ihre gewählte Lebensart sich von allen Beschäftigungen ihres Geschlechts entfernt, dieß erregte auf einer Seite die Bewunderung ihrer Zeitgenossen, und gab ihnen auf der andern Zeit, ungestört nachzudenken und zu überlegen; dadurch wurden sie scharfsinnig und bekamen eine Richtigkeit der Urtheilskraft, welche die künftigen Ereignisse aus der Kenntniß gegenwärtiger Dinge vorher sehen läßt, und dieß ist die einzige Quelle des großen Rufes der Sibyllen gewesen. Ob sie wirklich Bücher geschrieben haben, ist nicht gewiß, nur so viel weiß man sicher, daß die noch vorhandenen nur untergeschoben, und al-

so nicht von ihnen sind. Jene drey Bücher, welche die Cumäische Sibylle dem Tarquinius öffentlich brachte, verwahrte man sorgfältig in einem steinernen Kasten in dem Tempel Jupiters auf dem Capitol, als etwas sehr Heiliges, und es hatten zwey der vornehmsten Bürger die Aufsicht darüber; nachher übergab man ihre Bewahrung zehn Männern, worunter auch einige von den gemeinen Bürgern waren. Die Römer nahmen bey allgemeinen Nöthen, wo man sich nicht zu helfen wußte, immer ihre Zuflucht zu diesen Büchern, und befolgten das, was darin angerathen wurde; im Grunde war es aber nichts anders, als daß der Rath, oder wer sonst gern das Volk nach seinem Willen lenken wollte, die Aufseher bestach, das, was er wollte, daraus vorzulesen. So machte es Julius Cäsar, als die Römer gar zu gern die Parther unter ihrer Bothmäßigkeit gehabt hätten, und er schon den Vorsatz, König zu werden, gefaßt hatte, man zog die Sibyllinischen Bücher zu Rathe, und die Aufseher, welche in Cäsars Solde standen, lasen vor, die Parther könnten nur durch einen König überwunden werden. So erhielt also Cäsar zuerst den königlichen Titel, die Gewalt wußte er sich schon selbst zu verschaffen.

Die eigentlichen Sibyllinischen Bücher waren indessen schon vor Cäsarn, zu Sylla's Zeiten, mit dem Capitol zu Asche verbrannt; nachher hatte man einige Männer nach Griechenland und Asien gesandt, welche, so viel sie konnten, von den Aussprüchen dieser Wahrsagerinnen zusammen suchen sollten. Sie brachten auch viele von den Versen mit, die den Sibyllen zugeschrieben würden, und die sie von allerhand Personen bekommen hatten; man verwahrte sie nun, wie die vorigen, in dem neuerbauten Capitol. Zu Zeiten des Augustus aber, da man über zwey tausend prophetische Bücher, in Griechischer und Lateinischer Sprache geschrieben, verbrannte, wurden auch viele von den Sibyllinischen Weissagungen als unecht ausgemustert, die übrigen, welche man für richtig erkannte, verschloß man in zwey goldenen Büchsen und verwahrte sie in dem Tempel des Apollo; aber auch diese verbrannten entweder zu den Zeiten Nero's oder des Kaisers Honorius. — Nun, Emilie, bringen Sie unsere letzthin abgebrochene Erzählung vollends zu Ende.

Emilie. Der Erzähler fährt fort selbst zu sprechen. Rührend war es mir, als Luise am Ende noch fromm, aber mit Schmerz und Eifer ihre Hände faltete und sagte: Gott vergebe dem

leichtsinnigen Vergifter dieses reinen edlen Herzens!

Mit welcher innigen Liebe reichte sie ihm jedes Labsal, hielt sie seine glühenden Hände, und wie inbrünstig bethete sie, daß er bald und leicht in die Hände seines ewigen Urhebers übergehen möge, als der Arzt alle Hoffnung aufgab!

Ich war zwey Wochen länger geblieben, als ich für mich gebraucht hätte, aber den Tag nach dem Begräbnisse des jungen Mannes reiste ich mit Luisen ab. Ich hatte zwar alle Anstalt gemacht, gleich nach seinem Entschlafen wegzugehen, weil der Arzt und der Wirth die Leiche in der Stille besorgen wollten, aber ich mußte Luisens dringenden Bitten nachgeben, die sie an dem Bette ihres nun todten Bruders auf den Knien an mich richtete, nachdem sie seine Augen mit frommer Liebe zugedrückt, ihn noch zum letzten Mahle geküßt, und Gott für seine Auflösung und Seligkeit gedankt hatte, die sie in seinem wirklich ruhig lächelnden Gesichte zu sehen glaubte. Sie wollte ihn mit Blumen kränzen; man mußte ihn so sanft, so sorgsam in die Bahre legen, als ob er noch einen Stoß fühlen könnte, und das alles that sie mit so sanftem Schmerz über seinen frühen Tod, mit so kindlicher Ergebung in Gottes Willen, und einer Art stillen

Freude, daß er nun nicht mehr leide und selig sey. Sie selbst deckte ihn mit einem ihrer weißen Halstücher zu, bethete noch einige Augenblicke still, auf seinen Sarg gelehnt, stand auf, nahm meine Hand, küßte sie und sagte ruhig: Nun führen Sie mich aus diesem Zimmer.

Er wurde Abends in der Stille beerdiget. Des Morgens mußte ich sie noch sein Grab sehen lassen, es that ihr wohl, ihn in dem Schooße der mütterlichen Erde zu wissen. Ich reiste gleich darauf etwas besorgt mit ihr ab, weil Sie mir überspannt schien, aber sie zeigte mir in unsern Unterredungen einen so schönen Geist, so viel wahres, nicht übertriebenes Gefühl über Gegenstände der Natur und der Wissenschaften, und eine so edle Seele, daß ich mir zu ihrer Bekanntschaft Glück wünschte und sie von ganzem Herzen bewunderte. Ich sagte es ihr auch unverhohlen, und fragte sie zugleich über ihre Erziehung, die vortrefflich gewesen seyn mußte. Sie sagte mir: Alles, was ich bin und weiß, danke ich, nebst meiner guten seligen Mutter, die einen guten Grund in mich legte, jener alten Frau, bey der ich bis kurz vor der Rückkunft meines Bruders, wo sie starb, meine Jugendjahre zubrachte. Sie war eigentlich eine alte Jungfrau, und hatte nur dem Nahmen Frau, welchen man

ihr, ohne sie näher zu kennen, gab, nicht widersprochen, weil so viele thörichte junge Leute derley Personen darüber verspotten; sie lebte einsam, besaß nicht viel, arbeitete sehr fleißig, um sich manche Bequemlichkeit zu verschaffen, die ein schwächlicher, noch dazu schlecht gebauter Körper nöthig hatte. Von ihr lernte ich mich mit wenigem begnügen, die Dinge in der Welt nach ihrem wahren Werthe schätzen, in den Tagen des Leidens auf Gott vertrauen, mich seiner Vaterhand in allem zu unterwerfen, Geschmack an einer stillen arbeitsamen Lebensart zu finden, meinen Nebenmenschen zu lieben und ihm Gutes zu thun, wie ich konnte, Gelassenheit, Standhaftigkeit und Geduld. O! fuhr Luise mit leuchtenden Augen fort, die Menschen wissen ja so selten, was an einem Menschen ist. Meine theure Lehrerinn hätte die Achtung der ganzen Welt verdient, aber sie war nicht schön, auch nicht reich, nur gut, jenes entzog ihr die Aufmerksamkeit der Menschen, dieses nahm sie mit in die stillen Wohnungen des Friedens. Möchte ich ihr nur im Schatten gleichen, so wünschte ich mir auch für diese Welt kein größeres Glück.

So zufrieden als ich, war auch meine Frau mit Luisen. Es schmerzte uns, daß wir sie nicht als Erzieherinn unserer Tochter und zur Gesell=

schaft behalten konnten, denn die zwey Wochen, die sie bey uns zubrachte, verflossen wie Stunden; da aber die Umstände dieß nicht gestatteten, mußten wir uns um einen andern Ausweg umsehen, und es noch für ein Glück halten, sie in das reiche von Knospische Haus zu bringen, wovon ich Ihnen schon so viele närrische Streiche erzählt habe. Sie wissen, daß erwuchertes Geld den Kaufmann Knos zum unerträglichen geldstolzen Bürger machte; nun war ihm der schlichte Bürgernahme und Stand nicht mehr gut genug. Der reiche Knos, welcher sonst über alles, was adeligt war, spottete, und mit selbstgefälliger Verachtung bey jeder Gelegenheit behauptete, der wahre Adel stecke in einem gut gefüllten Geldkasten, kaufte sich also das Edle von, und veränderte den altfränkischen Nahmen Knos in den Edlen von Knospen. Zwey schöne Rittergüter mit einem prächtigen Schlosse wurden gegen erwucherte Staatspapiere, an denen das Blut der Armen hing, die sie mit großem Verlust für bare Münze umgetauscht hatten, von ein Paar adeligen Verschwendern eingehandelt, ein schöner Pallast in der Stadt, Kutschen nach der neuesten Mode mit aller Zugehör wurden angeschafft, und zu dem alten bürgerlichen Geldstolz gesellte sich nun der eben so lächerliche neue

Adelstolz. Herr von Knospen spricht nie anders von seiner Frau und seinen Kindern, als meine Gemahlinn, die gnädige Frau, meine Fräulein Tochter, Junker Fritz, mein Herr Sohn u. s. w. Ein Fest jagt das andere, aber niemand darf dabey erscheinen, der nicht reich oder adelig ist. Daß sich unter diesen Umständen Leute genug finden, die für eine gute Mahlzeit Knospen alles sagen und thun lassen, was er will, es schön, vernünftig, edel und groß finden, versteht sich von selbst.

Indessen haben doch alle diese Auftritte die wirklich schätzbare Frau von Knospen aus Kummer und Verdruß in eine unheilbare Auszehrung gestürzt; sie fühlt sich nicht mehr fähig alle Unterhaltungen mit zu machen, und möchte doch ihre vierzehnjährige Tochter nicht gern ohne Aufsicht lassen, sie bath daher meine Frau, sich um eine wohlerzogene Person umzusehen, die als eine Art Gesellschafterinn zugleich die Erziehung des Fräuleins besorgen könnte. Luise schien uns in jeder Hinsicht diesen Platz zu verdienen, theils weil wir die Güte der Frau von Knospen kannten, also keine unedle Behandlung für sie fürchten durften, theils weil wir hofften, Luise könnte vielleicht noch etwas an dem Charakter des Mädchens bessern. Meine Caroline schlug sie also vor,

und da man dem Herrn von Knospen gesagt hatte, es sey adelig, eine solche Gesellschafterinn zu halten, so wurde der Vorschlag angenommen, Luisen aber eine sehr karge Besoldung ausgemessen, an der Frau von Knospen nichts ändern konnte, da ihr eigenes Vermögen von gar keiner Bedeutung war. Wir wendeten die kleinen Überreste von Luisens Barschaft an, sie ein wenig heraus zu putzen, und sie stellte eine sehr einnehmende Person vor. Die Sorge, die sie für die Frau von Knospen trug, zog ihr von dieser, welche viel früher, als man vermuthet hatte, starb, ein Vermächtniß von der Hälfte ihrer Kleidungsstücke, nebst tausend Gulden an barem Gelde zu. Sie blieb nach dem Tode der Mutter bey dem Fräulein, die sich aber weit über die Jahre hinaus zu seyn dachte, wo man noch lernen muß, und also von Luisen nichts annahm, als die Aufsicht über ihre Putzsachen, und ihren Rath, wenn es auf die Wahl oder Form eines neuen Stückes ankam.

Luise sah mit innigem Bedauern, wie dieses bey all ihrem Reichthume wirklich arme Mädchen von ihrem thörichten Vater zu allen möglichen Narrheiten angeleitet wurde, sie wagte es einige Mahle mit aller ihr eigenen Sanftmuth Gegenvorstellungen zu machen, ward aber mit dem be=

leidigendsten Übermuthe zurückgewiesen. Nach einem dreyjährigen Aufenthalte in diesem Hause meldete sich ein, durch Zufall und eigene Verschwendung heruntergekommener Baron um das Fräulein, er hatte zwey Dörfer, ein schönes Schloß, einen unendlichen Titel und noch größere Schulden, und war überhaupt ein Mann ohne Denkungsart, der nur das Knospische Geld suchte. Luise konnte es nicht über sich gewinnen auch hier zu schweigen, bath, stellte alles vor, was dem Mädchen bey einer Heirath bevor stände, die so augenscheinlich nur des Geldes wegen von einer altadeligen Familie mit Widerwillen eingegangen würde, man verwies sie aber neuerdings mit Stolz und Rauhigkeit zum Schweigen, und der alte Knospen zahlte in der Bosheit noch 10,000 Gulden mehr als Brautschatz seiner Tochter. Indessen berichtete man doch den ganzen Vorgang an den abwesenden Sohn, der sich damahls in England aufhielt; er machte Einwendungen, und bath die Heirath nur zu verschieben, bis er zurück käme. Der eitle Vater dachte, er habe vielleicht einen reichen Ausländer von hohem Range im Vorschlage, und wollte warten, aber die Tochter, welche ihren Bruder kannte und wußte, daß er, wie die Mutter, sehr ungern aus dem Zirkel des bürgerlichen Standes herausgegangen

war, schmeichelte dem Vater so viel, konnte den Gedanken, sich weit von ihm zu entfernen, und wenn es auch mit einem Fürsten wäre, so gar nicht ertragen, daß sie bald wieder alles, was sie wollte, mit dem alten schwachen Manne machen konnte.

Luise hielt sich auf mein Anrathen ruhig, und half alles besorgen. Nichts konnte reich, nichts kostbar genug seyn. Das freyherrliche Schloß wurde auf Knospische Unkosten ganz neu eingerichtet; Silberzeug in Menge, Kutschen und Pferde, alles auf das prächtigste angeschafft. Die Vermählung wurde hierauf mit einem Pomp vollzogen, dessen sich kein Fürst hätte schämen dürfen; aber kaum waren alle Feyerlichkeiten geendet, und die junge Frau Baronesse nun in ihrem eigenen Hause, so gab es auch unangenehme Auftritte in Menge. Die freyherrliche Familie, welche sich nur aus Noth zu dieser Heirath bequemt hatte, wollte den Nutzen davon wenigstens nicht einbüßen, und gab bey jeder unüberlegten verschwendenden Ausgabe der jungen Frau ganz deutlich ihr Mißfallen zu erkennen; diese, stolz auf ihr Geld, rechnete dann mit Bitterkeit die Summen her, welche sie schon auf den erneueten Glanz dieses Hauses verwendet hätte, betheuerte, sie würde sich nicht einschränken lassen, und

verschwendete den andern zum Trotz, dieß gab nun Mißhelligkeiten auf allen Seiten.

Luise wagte es noch einmahl ihrer jungen Gebietherinn, die sie mit sich genommen hatte, Vorstellungen zu machen, sie sagte ihr aber, daß sie nun keiner Hofmeisterinn, sondern nur einer Kammerjungfer bedürfe, und um allen Streit zu endigen, nahm sie der alte Knospen wieder zu sich, weil er doch einer Haushälterinn bedurfte, und sie ihm von seiner verstorbenen Frau, die er wirklich geliebt hatte, nachdrücklich war anempfohlen worden.

Kaum war diese Veränderung vorgegangen, so langte auch der Sohn an, da er aber zu spät kam, um die Heirath zu hindern, so sprach er nichts mehr darüber, war aber bey dem ersten Besuche, den er seinem Schwager machte, sehr ernsthaft, und nachher gegen Luisen beynahe unhöflich, weil er es übel nahm, daß eine so verständige Person, als sie ihm zu seyn schien, gegen diese unschickliche Heirath nicht gearbeitet habe. Luise war neugierig auf ihn, um zu bemerken, auf was für eine Seite Reichthum und erkaufte Titel den Kopf des Sohnes gedreht haben möchten, da sie so genau all das verkehrte Wesen der Tochter und des Vaters gesehen hatte, aber der junge Mann betrug sich gegen seinen

Vater mit Ehrerbiethung und Nachgeben in allem, er erzählte ganz vortrefflich von seinen Reisen, aber nur, wenn er gefragt wurde, denn sonst ließ er seinen Vater oder die Fremden reden. Lustig war das Naserümpfen des Alten, so oft der Sohn einen Gelehrten, einen Künstler, eine Bibliothek, ein Naturaliencabinet oder so etwas nannte, und wie er dagegen lächelte, sich brüstete, die Gäste und Bedienten umher ansah, wenn der Sohn einen Hof oder ein großes Haus nannte, wo er gewesen, oder gespeist oder mit vornehmen Damen gespielt hatte. Das nannte der Vater Ehrenausgaben, und hoffte, er würde doch frey gespielt, ein schönes Kleid und feine Wäsche angehabt haben; je mehr dieß der Sohn bejahete, desto zufriedener war der Vater, ja er versöhnte sich zuletzt sogar mit den Bibliotheken und Gelehrten, weil ihm der Sohn sagte, daß man aus seinem Geschmack daran auf seine vortheilhafte Erziehung geschlossen hätte, dessen maßte sich dann der Vater an, und vergab seinem Sohne alle Kenntnisse und Bücher, die ihm sonst eine sehr entbehrliche Sache für einen Reichen und Adeligen schienen.

Mit und über die junge Freyfrau setzte es indessen allerley kleine Zänkereyen ab; ihre unsinnige Verschwendung kostete dem Vater noch im-

mer große Geldsummen, und der Sohn fing mit Grunde zu fürchten an, der freyherrliche Titel könnte am Ende seiner noch immer beybehaltenen Großhandlung die Mittel, ihn als ehrlichen Mann zu nähren, entziehen. Luisen begegnete er sehr kalt und nur halb höflich; es schmerzte sie, daß der einzige von der Knospischen Familie, der wirklich achtungswerth war, sie nicht zu achten schien, da sie doch in allen ihren Handlungen alles auf das beste und für sich rühmlichste zu thun bemüht war, und der Verdruß, den sie darüber empfand, machte, daß sie ihm so wenig als möglich zu begegnen suchte, nie ohne Nothwendigkeit mit ihm sprach, und endlich gar auf ihrem Stübchen speiste.

So standen die Sachen, als wieder eine neue Geldsumme für die Tochter hergegeben werden sollte, und der Sohn dem Vater aus allen bereits abgeschlossenen Rechnungen bewies, seine Schwester habe schon mehr als die Hälfte ihres Vermögens verpraßt, man müsse sich einschränken, allen ferneren Aufwand vermeiden und damit anfangen, die überflüssigen Dienstleute abzuschaffen, zugleich fragte er, warum die Hofmeisterinn seiner Schwester noch im Hause und nicht bey ihr wäre? Da hörte nun der junge Mann eine lange Reihe von Klagen gegen Lui-

sen, aber gerade diese Klagen und die Ausdrücke seines Vaters, daß er das Bettelmädchen nur seiner seligen Frau zu Liebe aufgenommen habe, und bloß deßwegen behalte, weil seine Mutter so viel Aufhebens von der pünctlichen Wartung gemacht, die sie von ihr erhalten, wiewohl sie doch weiter nichts als ihre Schuldigkeit gethan habe u. d. gl., brachten ihn von seiner vorgefaßten Meinung zurück und öffneten ihm die Augen. Mitleid und Achtung für Luisen kam in seine Seele, er sah, daß er Unrecht zu vergüten, Dienste, die seiner angebetheten Mutter geleistet worden, zu belohnen, und rauhe Begegnung, die von der Armen mit so viel Sanftmuth getragen wurde, zu versüßen hatte; allein seine und Luisens Lage erlaubten ihm nicht, ganz nach den ersten Bewegungen seines Herzens zu handeln, doch ging er zu ihr, und bath sie sehr edelmüthig wegen seines unanständigen Benehmens um Vergebung, gestand ihr aufrichtig, daß er sie in seinen Gedanken des Eigennutzes und der niedrigen Schmeicheley beschuldiget habe, weil sie bey ihrem richtigen Verstande nicht gegen die Heirath seiner Schwester gearbeitet hätte. Sie mußte ihm ihre Geschichte erzählen, und da er daraus sah, daß es nur noch auf eine kleine Summe Geldes ankam, Luisen bey ihren

wenigen Bedürfnissen unabhängig zu machen, kam er des andern Tages zu mir, bath mich das edle Mädchen in mein Haus aufzunehmen, weil er es nicht ertragen könnte, sie noch länger der lieblosen Behandlung seines Vaters ausgesetzt zu sehen, und händigte mir nebst den tausend Gulden, die Luise von seiner Mutter geerbt hatte, noch andere tausend für sie ein, als eine geringe Vergütung des unzähligen Kummers, den sie in seines Vaters Hause ausgestanden habe.

Mit welchem Vergnügen ich das gute Geschöpf nach einigen Tagen abhohlte, können Sie, mein Freund, leicht beurtheilen, unser Wunsch ist nun erfüllt, Luisen bey uns zu haben, und sie den Lohn ihres weisen, tugendhaften Betragens genießen zu sehen. Möchten doch alle Mädchen, welche die Vorsicht aus ihr allein bekannten Gründen zur Armuth und in den Stand der Dienstbarkeit ruft, ihr Beyspiel nachahmen, immer Gott und ihr Gewissen vor Augen, den rauhen Weg wandeln, so würden sie, wie Luise, sagen: Es ist nichts vollkommen in der Welt, alle Menschen müssen etwas Hartes tragen, der eine so, der andere anders, das lehrte mich meine gute Pflegemutter, und ich war von der Pflicht des Ertragens und der Geduld so überzeugt, daß ich mir nicht einmahl in meinem Innern viele

Klagen erlaubte. Die große Verschiedenheit der Denkungsart des Knospischen Hauses mit der meinigen brachte allerdings viele und tägliche Unannehmlichkeiten hervor, die Blindheit, mit der sie handelten, machte mir viel Kummer, aber alles das berechtigte mich ja nicht, nachlässig in meinem Dienst zu seyn. Ich hätte es zwar ändern können, aber wer weiß, ob ich es besser getroffen hätte. Ob sie mein redliches Herz erkannten, das ging mich nichts an, wenn nur mein eigenes Bewußtseyn mir keine Vorwürfe machte. Vor Gott sind wir alle gleich, aber in der Welt läßt er den Unterschied der Stände, und setzt uns nach seinem Gefallen in diesen oder jenen; es kömmt nicht auf die Stelle an, wo wir hingesetzt werden, wohl aber wia wir sie bedient haben, und man kann in jedem Stande gut und edel handeln.

Amalie. Gute Luise! du sollst mir das nicht vergebens gesagt haben. Ich bin arm wie du, und will, wohin mich auch Gott in der Welt stellen sollte, doch zufrieden seyn.

Julie. Wir haben heute jedes unsern Antheil bekommen.

Frid. So ziemlich. Auguste ist fein, sie läßt uns durch Beyspiele sehen, was sie selbst nicht sagen mag.

Auguste. Da irren Sie sich, denn ich bin als ihre Lehrerinn verbunden Ihnen die Wahrheit zu sagen, und würde also gegen meine Pflicht handeln, wenn ich es unterließe. Sie müssen die Thorheiten aller Stände kennen lernen, um sie vermeiden zu können, und das allein macht es mir zur Pflicht, mit Ihnen entweder selbst darüber zu sprechen, oder es Ihnen durch Beyspiele fühlbar zu machen. Der bürgerliche Geld- und erkaufte Adelstolz sind unter allen Ausschweifungen dieser Art die lächerlichsten, ungereimtesten, aber in unsern Tagen gewöhnlichsten, darum nahm ich ihn zuerst, die übrigen werden schon nachkommen; aber außer unsern Lehrstunden wäre es von mir und Ihnen unschicklich, etwas darüber zu reden, denn wir müssen die Thorheiten der Menschen nur betrachten, um sie einsehen und vermeiden zu lernen, nicht aber uns in der eben so unanständigen Tadelsucht zu üben, oder angeführte Beyspiele auf unsere Bekannten zu deuten.

Siebenzigstes Gespräch.

Marie. Unter den Aposteln machten sich die beyden Heiligen Petrus und Paulus durch

die ausgebreitete Verkündigung des Evangeliums besonders merkwürdig. Petrus wird immer zuerst genannt, weil er schon bey den Lebzeiten Christi oft im Nahmen aller übrigen Jünger mit dem Herrn sprach, der erste war, welcher laut bekannte, in ihm den eingebornen Sohn Gottes zu erkennen und anzubethen, von Jesu darüber selig gepriesen und unter die drey aufgenommen wurde, die er seines vertrautesten Umgangs würdigte, und der sich auch übrigens in der Verehrung seines großen Lehrers besonders eifrig bezeigte. Er war der erste Apostel, der nach Christi Himmelfahrt seine Lehre mit einem erwünschten Fortgange zu Jerusalem verkündigte drey tausend Menschen ließen sich, durch seine erste Predigt gerührt, taufen, nachher fuhr er fort im ganzen Jüdischen Lande, in Syrien, Kleinasien und andern benachbarten Ländern zu lehren. Gegen das Ende seines Lebens übernahm er die Aufsicht über die schon in Rom bestehende Christengemeinde, vor deren Augen er auch mit unbeweglichem Muthe wegen seines Glaubens von den Heiden getödtet wurde.

Paulus, ein geborner Jude, war anfänglich, aus Eifer für seine Religion, ein blutgieriger Verfolger der Christen, und hieß damahls noch Saulus. Da er nun einmahl eben mit erneu-

erter Vollmacht, die Christen auch in Damaskus gefangen zu nehmen, von Jerusalem dahin reisete, umleuchtete ihn plötzlich eine himmlische Klarheit, und Jesus rief ihm daraus zu, warum er ihn verfolge? Saulus widerstand dem göttlichen Rufe nicht länger, erkannte seinen Irrthum, und kehrte, durch den Jünger Ananias auf göttlichen Befehl belehrt und getauft, mit dem veränderten Nahmen Paulus nach Jerusalem zurück, um dort eben jene Religion, die er sonst verfolgt hatte, eifrig zu lehren. Gott bestimmte ihn aber zum Lehrer der Heiden; Paulus unterwarf sich willig der Anordnung Gottes, und kein anderer Apostel hat in dieser Absicht so große Reisen unternommen, keiner so viele Beschwerden, Mißhandlungen und Lebensgefahren ausgestanden, aber keiner hat auch so viele Gemeinden errichtet, sich durch mündlichen Vortrag, durch Schriften und Anstalten so unermüdet geschäftig zum Besten des Christenthums bewiesen als Paulus. In Arabien, Judäa, Kleinasien, Macedonien, Griechenland, verschiedenen Inseln, und zu Rom hinterließ er zahlreiche Früchte seines Lehramtes. Zuletzt tödteten ihn die Heiden in Rom zugleich mit dem heiligen Petrus, und er ging seinem Ende mit

all der Freudigkeit entgegen, welche allein das Christenthum geben kann.

Carol. Diese Religion nahm also durch die Apostel, ihre Gehülfen und Schüler einen sehr glücklichen Fortgang unter den Menschen, allein es war zu besorgen, daß dieselbe dereinst nach ihrem Tode entweder von vielen vergessen, oder von andern verfälscht, verdorben, oder sonst übel angewandt werden möchte, wenn sie bloß durch einen mündlichen Unterricht erhalten werden sollte; wie leicht konnten andere hinzusetzen oder weglassen, was ihnen gefiel, oder auch ganz anders auslegen, wie es wirklich schon einige selbst bey Lebzeiten der Apostel versuchten, und die später nachkommenden hätten dann nicht mehr mit Gewißheit sagen können, was zu dieser wahrhaft seligmachenden Religion gehöre oder nicht. Um nun ein so großes Unglück zu verhüten, setzten drey Apostel und einer ihrer Schüler, jeder für sich, auf Bitten ihrer Gemeinden, schriftlich alles auf, was sie von Jesu gehört, gesehen und gelernt hatten. Man nennt diese Schriften das neue Testament, weil sie die sicherste Anweisung zur vollkommenen Erkenntniß Gottes und dessen Verehrung, wie sie Jesus gelehrt hat, unter dem sinnlichen Bilde eines neuen Bundes, den Gott durch Christus mit den Men-

schen zu ihrer Seligkeit errichtete, enthalten. Auf das Lesen dieser Schriften kommt alles an, wenn man das Christenthum recht kennen lernen will. Sie wurden Anfangs in der Griechischen Sprache abgefaßt, wie solche damahls, besonders von den Juden außerhalb Palästina, gesprochen wurde, und da ohnehin keine andere Sprache in allen Römischen Landen so allgemein geredet und verstanden wurde, so erlangten diese Schriften eine allgemeine Brauchbarkeit. Zwar haben sich nachher durch die öftern Übersetzungen, welche die Christen davon in besondern Landessprachen gar bald zu verfertigen anfiengen, manche dunkle Stellen eingeschlichen, und selbst in unsern Deutschen Übersetzungen gibt es deren, allein dieses ist bey so alten Büchern unvermeidlich; die alten Sprachen haben sich seit jener Zeit entweder ganz verloren, oder eine ganz andere Schreibart erhalten. Dazu kommt noch, daß diese Bücher viele neue, über die menschlichen Begriffe erhabene Lehren enthalten, wegen deren sich die Christen in unzählige, meistens unnöthige Streitigkeiten verwickelt haben; indessen ließ Gott doch nicht zu, daß etwas von dem in diesen neuern Übersetzungen weg blieb, was dazu gehört, uns deutlich, ausdrücklich, und in allem gleich alles zu lehren, was wir von Gott glau-

ben und nach seinem Willen thun sollen, um hier auf Erden und in Ewigkeit glücklich zu werden.

Clarisse. Diese Schriften sind auch durch Gottes Zulassung, trotz ihres mannigfaltigen Inhaltes, in einer faßlichen Schreibart so eingerichtet, daß es gar keiner Gelehrsamkeit bedarf, alles, was wir zu wissen nöthig haben, gehörig daraus zu verstehen. Es sind Erzählungen und Briefe; die ersten, oder die eigentlichen Evangelien, enthalten alle nöthigen Nachrichten von Christus dem Herrn, seinem Leben, seinen Lehren und Handlungen unter den Menschen, insbesondere aber wird eine große Anzahl seiner Reden angeführt, damit wir gleichsam aus seinem Munde zuverlässig erfahren, was er gelehrt hat. Es gibt unter diesen Reden so viele rührende Ausdrücke, so viele nachdrückliche einnehmende Vorschriften, daß man beym aufmerksamen Lesen derselben nicht unterlassen kann, sie seinem Gedächtnisse tief einzuprägen, sie oft bey sich zu wiederhohlen, und auf den Zustand seiner Seele anzuwenden, das heißt, Jesum und seine Lehre zu lieben. Diese Erzählungen werden Evangelien genannt, weil dieses Griechische Wort eine angenehme erfreuliche Nachricht bedeutet.

Die Verfasser dieser Schriften werden, zum Unterschiede der andern Apostel, Evangelisten

genannt; es waren die zwey Apostel Mathäus und Johannes, und zwey ihrer Freunde und Gefährten Marcus und Lucas. Damit man auch sehen möchte, wie getreu alle übrigen nach dem Befehle des Erlösers seine Lehre verkündiget hätten, und wie genau dasjenige eingetroffen sey, was er ihnen versprochen oder vorhergesagt hatte, schrieb Lucas noch die Apostelgeschichte, worin theils überhaupt die Begebenheiten der Apostel nach dem Abscheiden Jesu, theils die glückliche Ausbreitung des Evangeliums durch Petrus und Paulus erzählt wird, wovon er selbst vielmahl Augenzeuge gewesen oder ihnen Beystand geleistet hatte. In fünf kleinen Büchern haben wir also die Geschichte der christlichen Religion von der Geburt ihres Stifters an, mit allem, was sie enthält und ihr begegnete, ungefähr sechzig Jahre lang von Augenzeugen, ohne allen Schmuck einer gelehrten Beredsamkeit, aber eben darum glaubwürdiger beschrieben.

Auguste. Sophie behauptete in der letzten Vormittagslehrstunde, ein ganz zufriedenes Herz wäre die Glückseligkeit, wozu wir bestimmt wären, und diese Zufriedenheit bestände darin, daß man nichts wünsche und nichts zu verlieren fürchte, nicht wahr?

Frid. Ja, liebe Auguste! Sie sagten uns, wir sollten diesen Grundsatz gut im Gedächtniß behalten; ich that noch mehr, ich dachte seit gestern immer darüber nach, es scheint mir aber nicht möglich diesen Satz zu beweisen.

Auguste. Sophie setzte auch hinzu, nur unsere Leidenschaften hinderten uns jene Glückseligkeit zu genießen. Nach meiner eigenen Überzeugung hat sie Recht, wir wollen aber dennoch zusehen, ob es sich beweisen läßt. Sagen Sie mir, Friderike, waren Sie bisher glücklich?

Frid. So ziemlich, aber niemahls ganz.

Auguste. Und was hindert Sie daran, es ganz zu seyn?

Frid. Allerhand, und bevor ich Sie kannte, liebe Auguste, war ich recht sehr unglücklich, denn ich wünschte eifrig von jedermann geschätzt, gelobt und bewundert zu werden, mußte aber leider! nur zu oft die traurige Bemerkung machen, daß mich alle Welt haßte. Sie lehrten mich die wahre Liebenswürdigkeit kennen, seitdem wünsche ich die Lobsprüche nicht mehr so heftig, und empfinde also einen ganz kleinen Verdruß, wenn sich meine Eitelkeit regt, die ich schon recht hübsch zum Schweigen gewöhnt habe. Indessen martert mich jetzt etwas ganz Neues, und das ist die Begierde älter zu seyn, damit

ich auch die Lustbarkeiten der erwachsenen Mädchen, Gesellschaften, Schauspiele und Bälle, mitgenießen kann; diese Dinge stellen sich mir äusserst reitzend vor, besonders die Schauspiele. Ich weine zuweilen, wenn meine Mutter dahin fährt, und es fehlte manchmahl gar nicht viel, daß ich Sie, liebe Auguste, der Ungerechtigkeit beschuldigt hätte, weil Sie meine Mutter beredet haben, mich nicht dahin mitzunehmen. Ich seufze nach der Zeit, wo es mir vergönnt seyn wird, alle Tage ins Schauspiel zu gehen.

Auguste. Aber Sie waren ja die vergangene Woche in der Komödie, hatten Sie also damahls ein zufriedenes Herz?

Frid. Ach nein, ich war zufrieden da zu seyn, ich fand aber auch das Schauspiel viel zu kurz, und es kränkte mich zugleich, daß ich nicht gleich den andern Tag wieder hineingehen konnte. Der folgende Abend war mir so traurig, daß mir alles, was ich sonst mit Lust unternahm, mißfiel.

Auguste. Wenn ich nun Ihre Frau Mutter berede, Sie alle Tage, oder so oft Sie wollen, ins Schauspiel zu führen, werden Sie dann vollkommen vergnügt seyn?

Frid. Schwerlich, denn ich würde auch wünschen, auf den Ball und in alle Gesellschaften zu gehen.

Auguste. Und dann?

Frid. Ja dann ginge mir es, wie Marie letzthin sagte, kaum wäre ein Wunsch erfüllt, so würde sich auch ein anderer zeigen.

Auguste. Julchen wird also glücklich seyn, denn sie ist bey allen Lustbarkeiten schon gegenwärtig gewesen, ehe wir Sie noch kennen lernten.

Julie. Man wünscht diese Dinge nicht länger, als bis man sie hat, und das, was man gerade am eifrigsten gewünscht hat, wird uns am ersten zuwider, wenn wir es haben; es gibt aber andere Dinge, die ich nicht haben kann, und nach denen ich doch sehr verlange.

Auguste. Wollten Sie mir wohl sagen, Friderike, ob Sie sich deßwegen unglücklich fühlen, weil Sie keine Kaiserinn sind?

Frid. Nein, liebe Auguste, denn ich habe niemahls Kaiserinn zu werden gewünscht.

Auguste. Oder ist Mariechen vielleicht darum nicht glücklich, weil sie kein ganz mit Brillanten besetztes Kleid hat?

Marie. Ach! so viel habe ich noch nie begehrt; aber da ist meine älteste Schwester nun Braut, und bekömmt ein Kleid von dem schönsten Rosa-Atlaß, der mir unendlich gefällt, dieser unglückselige Atlaß läuft seit acht Tagen in meinem Kopfe herum, und verursacht mir einen

wahren Verdruß, weil ich kein solches Kleid haben kann.

Sophie. Aber merken Sie es denn nicht, meine lieben Fräulein, daß eben nicht die Sachen, welche Sie wünschen, Ihre Unzufriedenheit verursachen, sondern die Leidenschaften, die in Ihren Herzen sind. Marie hat gerade so wenig ein Kleid von Rosa-Atlaß nöthig, als ich eines mit Spitzen garnirt, warum macht es Ihnen denn Unruhe, und warum rauben mir alle Spitzengarnituren in der ganzen Stadt meine Zufriedenheit nicht?

Marie. Ja, weil es Ihnen nie einfiel sie haben zu wollen, so wenig als Fridchen die Kaiserkrone.

Sophie. Und wenn es Ihnen nicht einfiele das Kleid zu wünschen, und Fräulein Friderike geduldig die Zeit erwarten möchte, wo Stand und Alter ihr erlauben werden, alle Freuden der Adeligen mit zu genießen, so würden Sie beyde so ruhig als ich ohne Spitzenaufsatz bleiben. Weder die Lustbarkeiten noch das Kleid quälen Sie, nur die Begierde darnach; können Sie diese verbannen, so ist Ihre Zufriedenheit wieder hergestellt.

Auguste. Sophie hat Recht, nur unsere

Leidenschaften martern uns, weil wir sie nicht befriedigen können.

Emilie. Wenn wir sie also befriedigen könnten, so würde ein Mensch nach dem Maße, wie er seine Wünsche erfüllt sähe, glücklich seyn?

Frid. Schwerlich, denn ein neuer Wunsch ist auch eine neue Unruhe; wir müßten es dahin bringen können, nichts mehr zu wünschen, und das scheint mir geradezu unmöglich.

Auguste. Und wenn wir es dahin brächten, so würde unser Herz, welches stets beschäftiget seyn will, eine ekelhafte Leere empfinden, die ihm eben so beschwerlich fiele, oder es würde sich mit der Furcht quälen, das, was es besitzt, zu verlieren.

Amalie. Nun, liebe Auguste, so geben Sie auch zu, daß der Mensch wenigstens nicht geschaffen ist, auf Erden glücklich zu seyn.

Auguste. Ich würde es Ihnen gern zugeben, wenn dieses unaufhörliche Bestreben unseres Herzens nach einer Zufriedenheit, die ihm unentbehrlich ist, mich nicht überzeugte, es müsse etwas geben, womit es befriediget werden kann, einen Gegenstand, der, wenn es ihn einmahl erhalten hat, keine Furcht ihn wieder zu verlieren, und keinen Ekel in seinem Besitz zuläßt; nun sehen wir aber unter allen irdischen Dingen

nichts, was diese Eigenschaften besäße. Unser Herz ist wie ein eigensinniges Kind, welches weint, weil es alles haben will, was es sieht; man gibt ihm eine Sache, es ergreift sie begierig, sieht sie an, dreht sie auf allen Seiten herum, wirft sie bald mit Verachtung weg, und fängt wieder zu weinen an, weil es etwas anderes haben will, an dem ihm eben so wenig gelegen seyn wird, sobald man es ihm gibt. Thut man nun dem Kinde immer seinen Willen, so wird daraus ein verzogener Mensch, der sich selbst und allen übrigen Menschen zur Last ist, gewöhnt man es aber bey Zeiten mit dem, was man ihm gibt, zufrieden zu seyn, so wird es als erwachsener Mensch überall leicht fortkommen, überall Freude finden, und mit dem, was ihm Gott in diesem Leben zugetheilt hat, zufrieden seyn. Verjagen Sie aus Ihrem Herzen alle Leidenschaften, aus denen die unordentlichen heftigen Begierden entstehen, und Sie haben auch alle Hindernisse Ihrer Zufriedenheit auf Erden verbannt; gewöhnen Sie es bey Zeiten mit dem, was es von Gott an Erdengütern erhält, zufrieden zu seyn, so wird es sich nicht mit unnützen Wünschen abgeben; gewöhnen Sie es alles, wie es kommt, es sey gut oder böse, von Gott anzunehmen, und es bereitwillig zu tragen, so

werden Sie keine Furcht empfinden, Dinge zu verlieren, die auch nur er wegnehmen kann und sie nimmt, weil er Ihnen gut will. Einer unserer Dichter sagt über diesen Punct schön und rührend:

Sey immerhin mit dem zufrieden,
Was du von Gott erhalten hast,
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last.
Willst du zu denken dich erkühnen,
Daß Gottes Güte dich vergißt?
Er gibt uns mehr, als wir verdienen,
Und niemahls, was uns schädlich ist.

Wir wollen aber für heute unsere weitere Untersuchung aussetzen.

Frid. Das Evangelium heißt die Lehre der Glückseligkeit; wie wäre es also, liebe Auguste, wenn wir uns künftig ein wenig darin umsähen? Ich will herzlich gern jedes Mahl eine kleine Abtheilung auf mich nehmen.

Auguste. Ich danke Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit, es war ohnehin schon mein Wille, einige der vorzüglichsten Lehren unsers Heilandes mit Ihnen durchzugehen, und ich erwarte nur die Ankunft zweyer Basen von Emilien, die künftig unsern Lehrstunden beywohnen sollen.

Frid. Nach dem Tode des Kaiser Augu-

stus empfanden es die Römer erst, wie glücklich sie unter seiner Regierung gewesen waren; man sagte daher von ihm, er hätte entweder niemahls geboren werden müssen, weil er Anfangs so viel Böses stiftete, oder niemahls sterben sollen, weil er nachher seine Unterthanen so glücklich machte. Nach ihm kamen lange Zeit die schädlichsten, schlimmsten Männer an die Regierung, welche es jemahls gegeben hat. Der Nachfolger des Augustus war Tiberius, ein Sohn seiner Gemahlinn Livia und des Domitius Nero, ihres ersten Gatten, den er an Kindes Statt angenommen und zu seinem Nachfolger ernannt hatte, ein geschickter verständiger Fürst, aber wollüstig, grausam und so mißtrauisch, daß er fast jeden angesehenen Mann für seinen Feind hielt, der dann seinen Argwohn gewöhnlich mit seinem Leben büßen mußte; er schonte in solchen Fällen sogar seiner eigenen Familie nicht, und gestand es, daß er sich nicht um die Liebe oder den Haß seiner Unterthanen bekümmere. Gegen das Ende seiner Regierung, die in allem drey und zwanzig Jahre dauerte, ward Christus gekreuziget.

Cajus Cäsar Caligula, sein jüngerer Bruder und Nachfolger, der ihn erstickt hatte, war ein Unmensch an Grausamkeit und ein großer Feind der Juden. Zum Glück regierte

er nicht völlig vier Jahre, denn zwey von seinen Hauptleuten ermordeten ihn im neun und zwanzigsten Jahre seines Alters. Ihm folgte sein Vaterbruder Claudius, der weder große Tugenden, noch große Laster besaß, und ein schlechter Regent war, weil er sich von Weibern und Freygelassenen hintergehen ließ. Seine Gemahlinnen, unter denen besonders Messaline die berüchtigste ist, machten ihm viele Schande. Er regierte dreyzehn Jahre, und wurde im ein und sechzigsten seines Alters von seiner Gemahlinn Agrippina mit Gift getödtet, damit sie ihren eigenen Sohn, zu dem aber Claudius nicht Vater war, auf den Thron brächte. Dieser Sohn hieß Nero und regierte Anfangs gut, ward aber bald grausam, blutdürstig, ausgelassen und wollüstig, vergiftete seinen Bruder Brittannicus, ließ seine tugendhafte, erst zwanzig Jahr alte Gemahlinn Octavia hinrichten, ermordete seine Mutter, und zwang seinen Lehrer Seneca sich selbst das Leben zu nehmen. Er ließ die erste Verfolgung wider die Christen ergehen, und unter ihm ward Petrus gekreutziget und Paulus enthauptet. Die Ursache zu dieser Christenverfolgung war, daß Nero heimlich Rom anzünden ließ, um das Schauspiel einer brennenden Stadt zu sehen, und sie nachher prächtiger

wieder aufbauen zu können; da ihm diese That aber den Haß aller Römer zuzog, beschuldigte Nero die Christen, das Feuer angelegt zu haben, worüber die meisten derselben durch grausame Martern hingerichtet wurden. Darauf baute Nero mit unbeschreiblichem Aufwand sein goldenes Haus, vernachlässigte die Regierung ganz, stritt auf den öffentlichen Schauplätzen in Italien und Griechenland mit den Harfenspielern um den Preis in der Musik, und betrug sich so ganz als ein Unsinniger, daß die Römer endlich, nachdem sie dreyzehn Jahre und neun Monathe seine Tyranney ertragen hatten, ihn, wie seinen Vorgänger Caligula, zu ermorden beschlossen. Nero merkte es und tödtete sich selbst.

Unzählige Römer hatten unter der Regierung dieses Fürsten das Leben oder ihr Vermögen verloren, auch die übrigen waren keinen Augenblick sicher gewesen, es länger zu behalten, aber ein noch größeres Übel stiftete Nero durch die Verwilderung der Sitten, in welche seine Unterthanen geriethen; dadurch verloren die meisten alle Empfindung für Tugend, wurden Werkzeuge der raubsüchtigen Grausamkeit dieses Kaisers, und klagten einander unaufhörlich an. Die Römischen Soldaten waren jetzt nichts mehr als fürchterliche Gehülfen der Kaiser bey ihren Mordthaten,

Gelderpressungen und andern Gewaltthätigkeiten, sie wurden dadurch aber auch bald so frech, daß es nur mehr auf sie ankam, wer Kaiser werden sollte. Zu all dieser Verderbtheit gesellte sich noch eine unglaubliche Verschwendung, den ehemahls so vaterländisch gesinnten Römern gefiel jetzt nur das gekünstelte, kostbare Ausländische, es mußten Speisen aus andern Welttheilen seyn, wenn sie ihnen schmecken sollten.

Emilie. Nach Neros Tode wählten die muthwilligen Soldaten drey Kaiser nach einander, von denen sie zwey, den Galba und Vitellius, bald wieder ermordeten, der dritte, Otho mit Nahmen, tödtete sich selbst, als er erfuhr, das Kriegsheer wähle bereits einen vierten, und er sohin sein Schicksal voraussehen konnte. Nach ihm kam Vespasian auf den Thron, der eben von keiner hohen Abkunft war, aber viele Verdienste und Tapferkeit besaß, und von Nero zum Statthalter in Syrien ernannt worden war, als sich die Juden wider die Römer zu empören anfiengen. Vespasian hatte eben angefangen sie zu bekriegen, als er aber hörte, man habe ihn wider den Vitellius zum Kaiser ausgerufen, überließ er seinem Sohne Titus den Krieg wider die Juden, und begab sich nach Rom, wo indessen Vitellius bereits ermordet

war, und Otho, den Bürgerkrieg zu endigen, sich selbst getödtet hatte.

Vespasian bestieg den Thron im Jahre 70 nach Christi Geburt, und machte der langen Verwirrung ein Ende. Er war nicht nur ein geschickter Feldherr, sondern auch, was die Römer noch weit nöthiger hatten, ein strenger Freund aller guten Ordnung, und besaß überhaupt alle Eigenschaften eines vortrefflichen Fürsten. Er hob sogleich nach wieder hergestellter Ruhe eine Menge schlimmer Mißbräuche auf, zähmte den Trotz der Soldaten, besetzte den Senat mit Männern von Einsicht und Redlichkeit, und gestattete nicht, daß die gerichtlichen Streithändel (Prozesse) Jahre lang verzögert werden durften. Er sorgte dafür, jedem, der unter den vorigen Regierungen etwas mit Unrecht verloren hatte, dasselbe wieder zu geben, und bey dieser Liebe zur Gerechtigkeit war er auch so menschenfreundlich, daß er die schlimmsten Missethäter nicht, ohne zu seufzen, konnte zur Hinrichtung führen sehen. Geneigt guten Rath anzunehmen, bath er oft die versammelten Senatoren, ihre Meinung über seine Vorschläge frey zu sagen, indem er sie nicht zusammen berufen habe, seinen Willen ohne Prüfung zu bestätigen, sondern daß sie ihm guten Rath ertheilen möchten, den er befolgen könnte.

Vespasian verachtete alle hochtrabenden Titel, alles Gepränge und äußerliche Ehrenbezeigungen, war leutselig und bereit, auch den geringsten Unterthan gütig anzuhören; die Ankläger aber, welche bey den vorigen Kaisern so beliebt gewesen waren, galten bey ihm nichts. Er begnügte sich damit, erwiesene Verbrechen zu bestrafen, ohne die Angeber durch Belohnungen aufzumuntern; er begnädigte sogar die, welche sich wider sein Leben verschworen hatten. Sie verdienen, sagte der kluge Kaiser, mehr Mitleid als Strafe, denn sie wissen nicht, was für eine Last die Regierung ist. — Man sagte daher von ihm, die höchste Gewalt habe ihm nur Gelegenheit gegeben, alles Gute, dessen sein Herz fähig war, auszuüben. Die Römer warfen ihm beynahe nichts vor, als daß er geitzig wäre, weil er sich nicht immer der anständigsten Mittel bediente, Geld zusammen zu bringen; allein, sie irrten, Vespasian sammelte keine Schätze für sich, aber er bedurfte vieles Geldes zum allgemeinen Besten.

Die vorigen Kaiser hatten die öffentliche Schatzkammer so erschöpft, daß es ihm schwer fiel sie anzufüllen, was aber doch nothwendig war; außer dieser Sorgfalt verwendete Vespasian auch das Geld zur Wiederaufbauung von Städten, die durch Feuer oder Erdbeben un-

tergegangen waren, zur Unterstützung armer, um den Staat verdienter Männer, zur Errichtung herrlicher Gebäude in dem fast verwüsteten Rom und zur Ausbesserung der Landstraßen. Seine rühmliche Freygebigkeit erstreckte sich besonders auf Gelehrte und Künstler; er war der erste Kaiser, der die Lehrer der Wissenschaften durch eine ordentliche Besoldung zu öffentlichen Lehrern machte, da sie vorher einen unsichern Unterhalt von vermögenden Römern genossen hatten. Dieser vortreffliche Monarch starb nach einer leider! nur zehnjährigen Regierung, zum Beweise seiner unermüdeten Geschäftigkeit, stehend in den Armen seiner Diener.

Sophie. Ihm folgte sein Sohn Titus, jener liebenswürdige Eroberer Jerusalems, ein Prinz, der von seiner ersten Jugend an durch Kenntnisse, Geschicklichkeit, Sanftmuth und Bescheidenheit, und durch den thätigsten Eifer für das allgemeine Beste, die Aufmerksamkeit der Römer auf sich gezogen hatte. Sein Vater nahm ihn bald zum Mitregenten oder Gehülfen an, allein es gab Leute, die ihn nach der Eroberung von Palästina bey diesem verdächtig zu machen suchten, als ob er die Regierung der Morgenländer allein an sich zu ziehen suchte; Titus erfuhr jedoch diese Verleumdung, und eilte so-

gleich auf einem Lastschiffe ohne alle Begleitung nach Rom, und rief dem dadurch überraschten Kaiser schon von ferne entgegen: Hier bin ich, mein Vater! hier bin ich! Von dieser Zeit an zeigte sich aber eine bedenkliche Veränderung in den Sitten des jungen Prinzen, er beging manche harte, fast grausame Handlung, überließ sich einer wollüstigen Lebensart mit schlechten Gesellschaftern, verkaufte den streitenden Parteyen günstige Urtheile, und schon fürchteten die Römer, aus ihm einen der schlimmsten Kaiser werden zu sehen. Alle diese Besorgnisse verwandelten sich nach dem Tode seines Vaters in Bewunderung. Titus wählte sich sogleich weise Rathgeber, und hob den Umgang mit seinen vorigen Gesellschaftern so ernstlich auf, daß er sich auch Personen und Ergetzlichkeiten, an denen sein Herz zu hängen schien, gänzlich versagte. Sonst mußte jeder Römer von einem neuen Kaiser sich die Bestätigung der von dem vorigen erhaltenen Gnaden ausbitten, Titus wollte niemanden in Unruhe lassen, und bestätigte ungebethen durch einen einzigen Befehl alle Schenkungen seiner Vorgänger. Er beschloß auch, nie einen Bittenden ohne Hoffnung von sich zu lassen, denn als Kaiser war es ihm doch möglich, wenn auch nicht gerade die vorgetragene Bitte, doch eine andere

Wohlthat zu gewähren; wirklich zählte er auch die Tage seiner Regierung nur nach dem Guten, welches er vollbracht hatte, und sagte einst mit trauriger Empfindung, da er sich bey der Abendtafel erinnerte, an dem geendeten Tage niemanden etwas Gutes gethan zu haben: Meine Freunde, ich habe diesen Tag verloren!

Dieser Gesinnungen wegen, die bey ihm nicht leere Worte waren, nannte man ihn das Vergnügen der Menschen. Indessen hinderte ihn seine Menschenliebe nicht, auch gehörig zu strafen, doch ließ er niemahls einen Verbrecher hinrichten. Bey Beleidigungen, die ihn selbst angingen, bezeigte er sich noch gelinder, denn, sagte Titus, niemand kann mich beleidigen oder beschimpfen, so lange ich mir bewußt bin nichts Unrechtes zu thun, Verleumdungen gehen mich aber gar nichts an. Die freundliche Herablassung, womit er dem Volke begegnete, war größer, als diese Tugend jemahls von einem Kaiser ausgeübt worden war, dafür liebten ihn auch seine Unterthanen, wie noch keinem andern Fürsten jener Zeit widerfuhr. Sie litten damahls viel von fürchterlichen Landplagen, der Vesuv machte durch seine brennenden Auswürfe das Land weit herum zur Wüste, verschiedene Städte, worunter auch Herculanum und Pompeji, die man seit sech-

zig Jahren wieder entdeckt hat, wurden verschüttet, viele andere beschädiget, und Tausende von Menschen kamen um das Leben. Titus reiste sogleich in diese Gegenden, und befand sich noch dort, als eine schreckliche Feuersbrunst Rom größten Theils in Asche legte. Die Pest folgte gleich darauf und riß viele Menschen ins Grab. Nun eilte der Kaiser nach Rom, tröstete das Volk, ließ allen Brandschaden auf seine Kosten ersetzen, und nahm die Beyträge nicht einmahl an, die ihm von reichen Personen, ganzen Städten, und sogar auswärtigen Königen angebothen wurden, er wollte gleichsam allein als der Vater seiner Unterthanen angesehen seyn. Dennoch konnte er es nur kurze Zeit bleiben, denn er lebte nur ein und vierzig, und regierte zum Herzeleid seiner Völker nur etwas über zwey Jahre. Er beklagte sich selbst über diese kurze Lebensfrist, und setzte hinzu, nur das tröste ihn, daß er sich nur einer Handlung bewußt sey, die ihn reue. Sein Tod wurde so herzlich, so allgemein beweint, als ob jede Familie ihren Vater verloren hätte.

Dem Titus folgte sein ihm ganz unähnlicher Bruder Domitian, welcher die Römer fünfzehn Jahre lang aufs neue alle Drangsale empfinden ließ. Er vereinigte alle Laster der vorhergegangenen bösen Kaiser, und übertraf jene Un-

geheuer fast noch an Hartherzigkeit, indem er sogar ein Vergnügen daran fand, die Hinrichtungen der Unschuldigen anzusehen. Einsam in seinem Zimmer vertrieb er sich die Zeit damit, Fliegen todt zu schlagen, so daß einst ein Bedienter, den man fragte, wer bey dem Kaiser wäre, mit Recht antworten konnte: Nicht einmahl eine Fliege. — Er verhängte die zweyte Verfolgung wider die Christen, endlich aber ermordete ihn ein Hauptmann seiner Leibwache im Jahre 96 nach Christi Geburt.

Amalie. Dem Domitian folgte Narva, durch die Wahl der Soldaten, ein Ausländer und tugendhafter Fürst, der aber nicht Lebhaftigkeit genug besaß, um ein so weitläufiges Reich zu regieren, woran theils sein hohes Alter, theils seine allzugroße Sanftmuth Schuld waren, ausschweifende Menschen lassen sich aber nicht durch glimpflichen Ernst im Zaume halten. Die übermüthigen Soldaten von der Leibwache liebten Narva nicht, weil er sie nicht, wie Domitian, zu schändlichen Handlungen gebrauchte, und reichlich dafür belohnte. Sie forderten mit trotzigen Drohungen die Auslieferung einiger angesehener Männer, denen sie feind waren; vergebens suchte sie Narva zu besänftigen, vergebens stellte er sich selbst ihrer mörderischen

Wuth entgegen, sie umringten den Pallast und tödteten dennoch die ihnen verhaßten Männer. Daraus schloß der gute siebenzigjährige Kaiser, daß diese Bösewichter sein Alter verachteten, und wählte den Trajan zu seinem Mitregenten, weil er ihn mit Recht für den geschicktesten Mann im Reiche hielt, welches er ihm auch, nach einer kurzen Regierung, im Jahre 98 durch seinen Tod ganz überließ.

Trajan, ein Spanier von Geburt, erfüllte alle Hoffnungen, die Narva sich von ihm gemacht hatte; die kaiserliche Würde änderte nichts an den einfachen Sitten, die er bisher als tapferer Feldherr beobachtet hatte. Er schrieb nach seiner Thronbesteigung an den Senat, er achte sich durch seinen erhabenen Stand eben so wenig, als der geringste Römer, von der pünctlichsten Beobachtung der Gesetze entbunden, und da er bey dieser Feyerlichkeit, wie gewöhnlich, dem Obersten seiner Leibwache das Schwert übergab, setzte er hinzu: Gebrauche dieses Schwert, wenn ich es verdiene, für mich, und wenn ich es nicht verdiene, wider mich. — Seine Unterthanen zu belehren, wie gut er seine Pflichten selbst kenne, ließ er zu den öffentlichen Gebethen für die Wohlfahrt des Kaisers die Bedingung hinzusetzen: Wenn er den Gesetzen gehorcht, wenn er

das Reich regiert, wie er soll, wenn er die Glückseligkeit seines Volkes befördert.

Schon als Feldherr hatte Trajan sich und seine Soldaten zu einer strengen Kriegszucht gewöhnt, auch als Kaiser ging er stets zu Fuß vor ihnen her, ohne sich der gewöhnlichen Sänften oder Wagen zu bedienen. Seine Kost und Kleidung war von der eines gemeinen Soldaten wenig unterschieden. Zu Hause und im Felde opferte er ganze Nächte den Geschäften, verließ sich auf keine Berichte, und untersuchte, so viel möglich war, alles selbst. Er legte Landstraßen, Wasserleitungen, Seehäfen nebst andern nützlichen Werken an, und verschönerte Rom durch herrliche Gebäude, worunter man noch jetzt die nach ihm genannte schöne Marmorsäule bewundert. So viele vortreffliche Eigenschaften bewogen den Senat, ihm den Ehrennahmen der Beste beyzulegen, und die Römer behielten sein rühmliches Andenken so tief in ihrer Seele, daß sie jedem nachfolgenden Kaiser nichts besseres wünschen zu können glaubten, als: Sey glücklicher als Augustus, und noch besser als Trajan. Der einzige Flecken in seiner Regierung ist, daß er eine Verfolgung wider die Christen ergehen ließ, die jedoch von nicht gar langer Dauer war, weil Plinius der Jüngere,

welcher damahls Statthalter in Bithynien war, für sie bath und ihren Sitten das beste Zeugniß gab.

Trajan regierte neunzehn Jahre. Ihm folgte Adrian, nicht unwürdig nach ihm zu regieren, wiewohl er jene vortrefflichen Herrschertugenden nicht in so hohem Grade besaß. Man würde ihn mit Recht unter die besten Fürsten zählen können, wenn er sich nicht zuweilen der Grausamkeit und Wollust schuldig gemacht hätte. Er baute sich ein so schönes festes Grabmahl, in Gestalt eines hohen, mit Bildsäulen besetzten Thurmes, daß es noch jetzt, nach vielen erlittenen Verwüstungen, als ein festes, zur Vertheidigung eines Theiles von Rom angewandtes Schloß, unter dem Nahmen der Engelsburg vorhanden ist. Er regierte beynahe ein und zwanzig Jahre, und starb im Jahre 138 nach Christi Geburt.

Julie. Die Römer haben nun alle Regierungsarten durchgegangen, ohne in einer jene beständige Glückseligkeit zu finden, die sie suchten.

Auguste. Aus einer sehr natürlichen Ursache; das nähmliche, was dem Menschen eine Regierung nothwendig macht, zerstört auch zuweilen ihre guten Wirkungen, und bringt nach und nach alle die Abwechselungen hervor, die wir sowohl

in der Geschichte aller Völker als auch in unsern Zeiten anstaunen.

Carol. Und was könnte das seyn?

Auguste. Der dem Menschen angeborne freye Wille und der Wunsch nach Glückseligkeit; ersterer machte Gesetze nothwendig, weil er seine Freyheit mißbrauchte, und die bürgerliche Glückseligkeit störte, die allein in dem ruhigen Genusse des Lebens, der Freyheit und des Eigenthums besteht.

Marie. Aber wie konnte der freye Wille Gesetze annehmen?

Auguste. Durch den Gebrauch der Vernunft. Haben Sie vergessen, mein Kind, daß, sobald sich die Menschen außer dem Paradiese vermehrten, sich auch die Wirkungen des freyen Willens zu zeigen anfingen, den ihnen Gott lassen mußte, um sie des Lohnes und der Strafe in einem ewigen Leben, wozu sie bestimmt sind, fähig zu machen? Schon unter den zwey ersten Brüdern wollte nur der eine gut seyn, und der andere bediente sich seiner Freyheit zum Bösen. Das erste Verbrechen war schon eine Gewaltthätigkeit, die das höchste Gut des Menschen, sein Recht auf einen ungestörten Lebensgenuß, durch einen Todschlag verletzte, mehrere dergleichen folgten nach. Die Menschen lernten sehr bald,

durch diese traurige Erfahrung geleitet, einsehen, wie nöthig ihnen festgesetzte Regeln wären, nach denen sich alle Beysammenwohnenden richten müßten, wenn sie ruhig mit einander leben, und ihr Eigenthum ungestört genießen wollten; die Vernunft geboth ihnen, lieber einen Theil ihrer angebornen Freyheit aufzuopfern, als sich ohne dieses Opfer der Willkühr eines jeden Listigen oder Bösen auszusetzen. Die ältesten, erfahrensten Männer entwarfen daher diese Regeln, die ohnehin von dem Schöpfer als Gesetz der Natur jedem, der sich seines Verstandes bedienet, leserlich in das Herz geschrieben sind, und worauf auch Christus seine ganze Religion gründete. Behandle jeden, wie du von ihm behandelt zu werden wünschest, auf diesen Hauptgrundsatz stützen sich alle alten und neuen Gesetze. Der Wunsch nach bürgerlicher Ruhe lehrte einsehen, daß, da nicht alle Menschen gutwillig dem Gesetze der Natur folgen, man sie bestrafen müsse, um vor ihren Ausschweifungen Ruhe zu haben; dieß machte Obrigkeiten nothwendig, denen der bessere Theil aus Überzeugung folgte, und ihnen die Halsstarrigen zwingen half. Allein auch diese Obrigkeiten waren Menschen, die einen freyen Willen hatten, den sie eben so gut mißbrauchen

konnten, und es auch wirklich thaten; dieß brachte nach und nach so viele Abänderungen hervor, indem man die Handhabung der Gesetze bald mehreren, bald einem allein auftrug, weil man ruhig und glücklich leben wollte. Wie nun aber dieser Endzweck zu erreichen sey, darüber streiten sich die Menschen noch jetzt, weil sie nur selten bedenken, worin die eigentliche bürgerliche Glückseligkeit bestehe, und weil mehrere sowohl als einer ihre obrigkeitliche Gewalt mißbrauchten, hat keiner von ihnen heraus gefunden, worin der Fehler lag und liegt, wenn ein Volk unglücklich wird.

Frider. Ich glaube in der Widerspenstigkeit gegen die Gesetze.

Auguste. Warum glauben Sie das?

Frider. Weil uns die ganze Geschichte nur so lange glückliche Völker zeigt, als sie tugendhaft, das heißt, ihren guten Gesetzen gehorsam waren.

Auguste. So gründet sich also das Wohl der Völker nicht allein auf die Regierungsform?

Emilie. Wenigstens nicht ganz, ihre Glückseligkeit muß zuerst durch gute Gesetze gegründet, und dann durch den Gehorsam gegen diese Gesetze bewahret werden.

Auguste. Nun sehen Sie, meine Kinder, es ist mit der bürgerlichen Glückseligkeit,

wie mit der geistigen, die Leidenschaften der Menschen, ihre unrichtigen Begriffe von dem wahren Werthe der Dinge, ihr Bestreben nach einem Etwas, da sie recht kennen zu lernen sich nie ernstlich Mühe geben, stören die eine sowohl, als die andere. Ehrgeitz, Herrschsucht, schmutzige Eigenliebe, Geldgier, Hochmuth, Stolz, Eigendünkel, Neid und Rachgier, diese Laster sind es, welche mit ihrem ganzen abscheulichen Gefolge von bösen Handlungen alle gesellschaftlichen Übel veranlassen. Die Gesetze arbeiten dagegen, und wenn sie von beyden Theilen, von der Obrigkeit und dem Unterthan, mit gleichem ehrerbiethigen Gehorsam beobachtet werden, so ist es ihnen leicht, die wenigen beygemischten, unruhigen, oder bösen Friedensstörer im Zaume zu halten; wer von beyden aber aufhört gehorsam zu seyn, der bereitet sein eigenes und seines Vaterlandes Unglück. Die ganze Geschichte alter und neuer Zeiten biethet uns von allen Gräueln, die darin vorkommen, keine andere Ursache dar, immer waren es mehrere oder einer, die zuerst die Gesetze übertraten, und dadurch sich und ihre Mitbürger in eine Verwirrung hineinzogen, welche die schrecklichsten Folgen hatte.

Frider. Und die dann immer ein einziger

wieder in Ordnung bringen mußte. Octavius Augustus, selbst Julius Cäsar sind bey mir entschuldigt, sie mußten handeln, wie sie handelten, wenn Rom wieder in Ordnung kommen sollte, die es von dem Augenblicke an nicht mehr kannte, als Poplicola sich einfallen ließ, die Gesetze zu übertreten. Ich habe diesen Theil der Römischen Geschichte gestern Abends mit meinem Vetter Julius noch einmahl recht aufmerksam nach unserer Weise durchgegangen; wir fanden, wie Sie sagten, in der That nichts als ein wogendes Meer, auf dem sich alle Leidenschaften in Stürmen herumtummelten, wodurch die armen angränzenden Völker mit heilloser Ungerechtigkeit verschlungen wurden, weil sie thöricht genug diesen Sturm als etwas Schönes anstaunten, ohne ihm mit vereinter Macht Gränzen zu setzen.

Emilie. Ich kann mich auch nicht überreden, daß jede Regierungsform gleich gut ist, denn sehen Sie nur, liebe Auguste, da wo viele zugleich die Obrigkeit vorstellen, zeigt uns die ganze Geschichte, selbst bey den weisen Griechen, nichts als Unruhe; auch bey den Wahlkönigreichen gab es nichts als Stürme, und die wahre bürgerliche Glückseligkeit findet sich doch noch am ersten in den erblichen Monarchien. Es

gab freylich unter diesen erblichen Monarchen auch Ungeheuer, aber doch seltener, und mir scheint, auch diese hätten ohne sie, eben ermorden zu müssen, unschädlich gemacht werden können.

Marie. O ja, man hätte sie nur absetzen dürfen.

Auguste. Und hätte damit ein Gesetz übertreten.

Carol. Aber es wäre zum allgemeinen Besten geschehen.

Auguste. Haben Sie vergessen, daß die erste Übertretung eines nicht so bedeutenden Gesetzes den Grund zu Roms Jahrhunderte dauerndem Unglück legte? Jeder Eingriff in die einmahl festgesetzte Ordnung der Dinge in einem Staate zieht unausbleiblich so schlimme Folgen nach sich, daß man lieber alte Beschwerden ertragen, als sie antasten sollte; der beste König, der billigste Richter, der friedfertigste Bürger sind nicht sicher, sobald es einen Fall geben könnte, in dem es erlaubt wäre, die Gesetze zu übertreten.

Clarisse. Aber gegen einen Tyrannen, gegen einen Caligula, Nero, Domitian!

Auguste. Auch nicht gegen diese, weil es immer sehr möglich bleibt, daß auch die besten Regenten in den Augen eines Menschen Tyran-

nen oder Feinde des gemeinen Besten scheinen, der durch falsche Berichte, betriegerischen Anschein oder geheime Leidenschaften verleitet werden kann, sie als Ungeheuer zu betrachten. Wo keine Sicherheit für die Obrigkeit mehr ist, da hören auch alle Bande der Gesellschaft auf, denn man müßte auch eilen alle diejenigen zu vertreiben, welche man in Verdacht haben könnte, daß sie uns dereinst nach unserem Leben trachten wollten, und dabey Gefahr laufen, zehn Unschuldige dem bloßen Argwohn aufzuopfern. Der unverbrüchliche Gehorsam gegen die als gut erkannten Landesgesetze ist das einzige Mittel zur Ruhe, und auch das sicherste gegen böse Regenten; denn sagen Sie mir, würden die bösen Kaiser ihre Grausamkeiten haben ausüben können, wenn ihnen niemand dazu die Hand gebothen hätte?

Marie. Gewiß nicht, ihre Diener mußten ihnen dazu helfen.

Auguste. Wenn sich also niemahls einer fände, der zu irgend einer bösen Sache behülflich seyn wollte, wenn alle Staatsbedienten nur mit Eifer darauf bedacht wären, ihrem Fürsten in allem Guten nach den Gesetzen mit Rath und That beyzustehen, wenn er sie durch keine Verheißung, durch keine Belohnung von ihrer Pflicht

entfernen könnte, so möchte ich doch den Regenten sehen, der auf seinem Posten Unheil stiften wollte. Das sagen Sie Ihren Brüdern, Freunden und allen denen, die, um ihre eigenen geheimen Leidenschaften zu befriedigen, so gern alle Ordnung umkehren möchten, — und nun zu unserer Erdbeschreibung. Wir wollen sogleich bey dem Königreiche Böhmen anfangen und alle Länder berichtigen, welche dem hohen Erzhause Österreich als erbliche Monarchie zugehören.

Frid. Das Königreich Böhmen gränzt an Mähren, Schlesien, Österreich, Baiern und Obersachsen, ist 952 Quadratmeilen groß, enthält 3,122,000 Einwohner, 263 Städte, 297 Flecken, 11942 Dörfer und einzelne Wohnplätze, ohne von zerstörten Städten, Flecken, Dörfern, Schlössern und Klöstern zu sprechen, deren es in allem ungefähr 645 zählt. Seine Hauptflüsse sind die Elbe, die Moldau, die Eger und die Iser. Der Boden ist gebirgig und waldig, aber im Ganzen genommen fruchtbar. Auf der Ostseite wird Böhmen durch sanft emporsteigende Gebirge von Mähren, und durch das Riesengebirge von Schlesien getrennt. Seine eigenen Berge sind die Carlsberger Gebirge, der Fichtelberg und das Erzgebirge.

Die Einwohner sind theils Deutschböhmen, theils Czechen oder Slaven, Stockböhmen genannt. Die katholische Religion ist die herrschende, doch werden auch die übrigen seit der Regierung Josephs des Zweyten mit freyer Religionsübung geduldet, Juden sind in Böhmen besonders sehr viele vorhanden. Die Luft ist in diesem Lande, weil es sehr hoch liegt, ziemlich kalt; es hat lange Winter, viel Schnee und darum wenig Weinbau, dagegen aber viel Getreide von allen Gattungen, Hopfen und Gartengewächse. Seine Viehzucht ist groß, und die vielen Wälder liefern einen Überfluß an Holz und Wildbret, so wie seine vielen Teiche Fische und Krebse in Menge. Seine Sauer- und Bitterwässer und warmen Bäder sind weltberühmt; Salz hat es aber gar nicht, dagegen vielen und schönen Flachs. Böhmen kam im Jahre 1526 durch die Vermählung der Böhmischen Erbprinzessinn Anna mit Ferdinand, Erzherzog von Österreich, an dieses Haus, bey dem es seitdem immer in männlicher und weiblicher Linie erblich geblieben ist.

Ganz Böhmen wird außer seiner Hauptstadt Prag in sechszehn Kreisen eingetheilt; sie heißen der Bunzlauer, Königgrätzer, Bid-

schower, Chrudimer, Czaslauer, Taborer, Budweiser, Prachiner, Klattauer, Pilsner, Elbogner, Saazer, Leitmeritzer, Rakonitzer Kaurzimer und Berauner Kreis. Die Böhmen sind mit vorzüglich guten Talenten zu allen Wissenschaften und Künsten, und ganz vorzüglich zur Musik ausgerüstet. Sie haben, da ihr Vaterland auch an allen Mineralien, Metallen, gemeinen und kostbaren Steinen keinen Mangel hat, verschiedene Manufacturen und Fabriken, handeln mit Leinwand, Getreide, Hopfen, Bau- und Brennholz, mit sehr guten Gläsern und Spiegeln aus ihren eigenen Fabriken, mit ihren Sauer- und Bitterwässern, mit kostbaren und von ihnen selbst bearbeiteten guten Steinen, darunter vorzüglich mit Granaten. An Erziehungsanstalten fehlt es ihnen auch nicht, sie haben eine eigene Universität und recht viele geschickte Männer. Könnten sie nur ihren Widerwillen gegen alles, was fremd ist, gänzlich besiegen, so würde ihr vortreffliches Land keinem andern etwas nachgeben, und sie selbst würden unter die glücklichsten Menschen gezählet werden.

Marie. Nun, Fridchen, du kannst mit deinem Vaterlande auch zufrieden seyn.

Frider. O ich bin es, und alle meine Lands-

leute wären es wie ich, wenn sie alle unsere Vortheile so kennten, aber Tausende von ihnen wissen nichts davon.

Auguste. Weil sie es versäumen sich zu unterrichten; indessen kömmt den Böhmen doch eine große Entschuldigung zu gute, die Sie, mein Kind, vergessen haben: kein Österreichisches Land ist so oft, so anhaltend von Kriegen verwüstet worden, keines seufzte so lange unter der Leibeigenschaft; diese zwey Ursachen hielten den Geist seiner Einwohner gleichsam gefangen, sie werden sich bey ihren guten Talenten schon bilden, dafür ist mir nicht bange, wenn sie nur erst die Wahrheit vertragen, und sich ihre Fehler selbst gestehen lernen. Nun Emilie, wandern Sie mit uns nach Mähren.

Emilie. Die Markgrafschaft Mähren ist 414 Quadratmeilen groß, und enthält 1,370,000 Einwohner. Ihre Gränzen sind Österreich, Böhmen, Ungarn und Schlesien, und ihre Flüsse die March, Theya, Oder und Hanna. Der Boden ist fast auf allen Seiten mit Gebirgen eingeschlossen, die sich im Lande ausbreiten; die südlichen Gegenden sind ebener, und das Land überhaupt gesund und fruchtbar. Es wird in sechs Kreise eingetheilt, die der Ollmützer, Brünner, Prerauer, Hradischer,

Iglauer und Znaimer Kreis heißen. Ollmütz war sonst die Hauptstadt in Mähren, jetzt aber ist es Brünn, erstere ist eine gute Festung. Die Einwohner sind Deutsche, Slaven, Hannaken, Wallachen; sie reden, wie in Böhmen, als Muttersprache Slavisch, außerdem aber Deutsch.

Das Land bringt alle Arten Getreide, in den südlichen Theilen viel Wein, Obst und Zugemüse hervor; in Waldungen hatte es ehedem, wie Böhmen, Überfluß, jetzt aber schon in mancher Gegend Mangel. Es liefert außerdem Reiß, Saffran, Süßholz, guten Flachs und Hanf, Marmor, Halbedelsteine, Alaun, Salpeter, Schwefel, Torf, Steinkohlen, Eisen, Bley, Silber, mineralische Quellen, aber kein Salz, und die Viehzucht nebst dem Ackerbau verschlingt fast der übermäßige Weinbau. Übrigens hat es viel wildes und zahmes Geflügel, einträgliche Jagd und Fischerey, die aber alle durch Vernachlässigung abnehmen. Mähren war schon mit Böhmen vereiniget, als dieses unter Österreichische Herrschaft kam. Dazu gehörte auch die Lausitz, eine Markgrafschaft, die über Böhmen liegt, die aber Österreich an Sachsen abtreten mußte, und wovon auch ein Theil jetzt unter Preußischer Herrschaft steht. Sie wird in die

Ober= und Niederlausitz eingetheilt; die Oberlausitz beträgt 100 Quadratmeilen in zwey Kreisen, die Niederlausitz 80 Quadratmeilen in fünf Kreisen. Die Hauptstadt der ersten heißt Bautzen, in der letzten Luckau. Ihre Gränzen sind die Mark Brandenburg, Schlesien, Böhmen und die Markgrafschaft Meißen. Ihre Flüsse heißen die Neisse, Spree, und der Queiß.

Der Boden ist nördlich eben, sumpfig und zum Theil waldig, südlich ist er gebirgig. Die Lausitz hat gute Vieh= und veredelte Schafzucht, viele Bienen und Fische, in der Queiß und Neisse Perlen, viel Holz, etwas Wein, Obst und Getreide, auch Eisen, viele Erdarten, Sand= und Mühlsteine.

Das ganze Herzogthum Schlesien nebst der Grafschaft Glatz, die jederzeit mit dazu gerechnet wird, beträgt 770 Quadratmeilen, davon aber dem Hause Österreich jetzt nur noch 86 zugehören, das übrige mußte es an Preußen abtreten. Die Gränzen von ganz Schlesien sind Mähren, Böhmen, die Lausitz, Brandenburg, Galizien, Südpreußen und Ungarn. Auf der Abend= und Mittagseite ist es von einem Gebirge umgeben, welches eines der größten und höchsten in Europa ist, und das Sudetische ge=

nannt wird; der Theil davon, auf dem die Elbe entspringt, heißt das Riesengebirge.

Schlesien überhaupt ist ein sehr gutes Land, und hat fast keine unfruchtbare Gegend, es liefert so viel Getreide, daß es noch vieles an seine Nachbarn verkaufen kann, eben so hat es Überfluß an Flachs, Färberröthe und Hopfen, an einigen Orten wächst etwas Wein und Saffran. Es bauet Seide, hat gute Viehweiden, treffliche Schafzucht, große Holzungen, reiche Silber-, Kupfer- und Eisenbergwerke, schöne Marmorbrüche und viele wohl eingerichtete Fabriken. Seine Einwohner sind theils Protestanten, theils Katholiken, die sich meistens von ihrer Schafzucht und der Verarbeitung des Flachses zu allerhand Zwirn und Leinenwaaren ernähren.

Breslau ist die Hauptstadt von ganz Schlesien, das in viele Fürstenthümer eingetheilt wird, überhaupt aber in Ober- und Niederschlesien. Der Österreichische Antheil davon besteht in einer kleinen Strecke von Niederschlesien, nähmlich in einem Theile der Fürstenthümer Neisse, Troppau und Jägerndorf, welche letztere aber schon in Oberschlesien liegen, in dem Fürstenthume Teschen, mit der Hauptstadt gleiches Nahmens, dem Fürstenthume Bilitz und den mindern Herrschaften Freuden-

thal, Oderberg, Frideck, Freystadt, Deutschleuten, Roy und Reichwaldau, alle in Oberschlesien.

Glatz liegt zwischen Böhmen und Schlesien, ist auf allen Seiten mit Bergen eingeschlossen, und ziemlich fruchtbar. Seine Einwohner nähren sich gleichfalls von der Viehzucht und dem Leinenhandel. Glatz ist die Hauptstadt darin, liegt an der Neisse, und ist eine starke Festung.

Marie. Schade um das gute Land! Das war so ein Halstuch, welches andern auch gefiel, nicht wahr?

Auguste. Ja! Sie sehen, jeder Lappe davon war brauchbar. Nun wieder zu unsern Erdarten.

Die glasartigen oder kiesartigen Erden werden im Wasser nicht weich, und im Feuer weder hart, noch zu Kalk oder Gyps, wohl aber mit Pottasche zu Glas. Es gehören dazu der Staubsand, der Steinsand und der Säulenstein oder Basalt.

Der Staubsand besteht aus lauter kleinen weissen Quarztheilchen und hängt nicht zusammen, sind die Körner aber groß, so nennt man sie Kiesel. Der Steinsand besteht aus lauter kleinen Körnchen von weißer oder gelb-

licher Farbe. Man braucht ihn zum Streuen und Mauern, und die großen Kiesel zum Pflastern, beyde aber zu Glas, Email, Englischem und anderen Steingut. Die Erfindung des Glases ist, wie Sie aus der Geschichte wissen, sehr alt. Es wird aus allen kieselartigen Erden verfertiget, da diese sich aber nicht allein im Feuer auflösen, so setzt man Salze hinzu, welche die Schmelzarbeit derselben befördern, andere Zusätze dienen noch theils zur Erleichterung der Arbeit, theils zur Verbesserung des Glases. Von der Reinigkeit und Güte der Materialien hängt auch die Güte des Glases ab, in welcher Rücksicht man vornehmlich drey Sorten hat, grünes, weißes und Krystallglas. Zum grünen Glase nimmt man Sand, Holzasche und Kochsalz, zu dem weißen braucht man geschlemmten Sand oder gepulverte Kiesel, Pottasche, Kreide und Braunstein, zu dem Krystallglase kommen eben diese Materien, nur noch sorgfältiger gewählt.

Die mit einander vermischten Bestandtheile des Glases, die Fritte genannt, werden zuerst im Feuer glühend gemacht oder calcinirt, und dann noch glühend in den Schmelzofen gebracht, wo man sie in feuerfeste Gefäße schüttet. Wenn die Fritte zerflossen ist, wird mit dem Schaum=

löffel die **Glasgalle** abgenommen, und dann tritt der **Glasbläser** hinzu, und formt die Gefäße mittelst eines eisernen Blaserohrs, der **Pfeife**. Das Tafelglas, welches zu Fensterscheiben dient, wird erst walzenförmig geblasen, und dann in dem sogenannten Streckofen auf den Boden ausgebreitet. Die übrigen gläsernen Gefäße werden, nachdem der Bläser aus seiner Pfeife eine länglich runde Kugel geblasen hat, in thönernen Kapseln, welche die Form haben, die das Glasgefäß erhalten soll, eingestoßen und dann mit ihnen in den Kühlofen gebracht, wo sie bey einer mäßigen, stufenweise abnehmenden Hitze nach und nach kalt werden.

Von der Fritte, welche zum Krystallglase genommen wird, macht man auch die Spiegel, aber in eigenen Spiegelgießereyen. Die kleinen werden, wie das Tafelglas, geblasen, die großen aber mehrentheils gegossen, nachher werden sie noch geschliffen und poliert, und dann bekommt die eine Seite jeder Tafel eine Unterlage von Zinn und Quecksilber. In England macht man zu **Vergrößerungsgläsern** und zu **Fernröhren** eine besonders gute Art Glas, welches **Flintglas** heißt; es springt nicht so leicht bey dem Schleifen und bey einer schnellen Abwechs-

lung der Wärme und Kälte, wie das gemeine Glas.

Gefärbtes Glas entsteht, wenn man mit Metallen vermischte Kalke zu der geschmolzenen Fritte des reinsten Krystallglases hinzuthut; diese gefärbten Massen heißen Glasflüsse, und man bedient sich derselben hauptsächlich zur Nachahmung der Edelsteine, unter andern verfertigt man auch davon kleine, mit einem Loch versehene Röhrchen, die man Schmelz, im Österreichischen Stifteln nennt. Mit dem zu Pulver geriebenen gefärbten Glase kann wieder auf Glas gemahlt, und die Farben nachher eingebrannt werden. Die nähmliche Masse, woraus das gefärbte Glas gemacht wird, dient auch zur Schmelzmahlerey oder Emaillirkunst; man verkauft es in Tafeln, welche Schmelzglas heißen, und womit Gold oder Kupfer überzogen, d. i. emaillirt werden kann.

Das gemeine grüne Glas verwandelt sich in eine porzellanartige Masse, wenn es mit Sand, Gyps oder Kalk umschüttet, und in einem verschlossenen Gefäße abgekühlt wird. Es hat fast alle Eigenschaften des wahren Porzellans, ist aber nicht so schön. Von seinem Erfinder nennt man es Reaumur'sches Porzellan.

Durch Zusätze von Zinnasche, Beinasche u.

d. gl. bekömmt das Glas eine Perlfarbe, und man machte auch sonst die unechten oder Glasperlen davon, jetzt überzieht man aber, um diese Perlen zu erhalten, Glaskügelchen inwendig mit einer sogenannten Perlenessenz, die von den Schuppen des Weißfisches verfertiget wird.

Glaser, Glasschleifer und andere Künstler beschäftigen sich mit der weitern Zubereitung und Anwendung des Glases zu vielfältigem Gebrauch. Geschmolzenes Glas läßt sich in sehr feine Fäden ziehen, die auch nach dem Erkalten noch ziemlich biegsam sind. Man verfertigt von solchen Fäden allerley künstliche Sachen, z. B. Federbüsche, Blumen u. dgl. und nennt diese Kunst die Glasspinnerey.

In der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts erfand man ein musikalisches Instrument, die Harmonica, deren wesentliche Theile aus gläsernen Glocken und Halbkugeln bestehen, welche, wenn sie mit Wasser angefeuchtet und mit den Fingern gerieben werden, die sanftesten, angenehmsten Töne von sich geben.

Das erste Glas war so theuer als Gold. Da Ägypten von den Römern erobert wurde, kam es erst nach Italien, bald nach Christi Geburt machte man es auch in Spanien und Gallien, und im dritten Jahrhundert gab es schon Glas=

fenster daselbst, und so ging es immer ein wenig besser, bis es endlich fast in allen Gegenden der Welt theils gemacht, theils nach seinem Gebrauch gekannt und genützt wird.

Ein und siebenzigstes Gespräch.

Auguste. Wir wollen es mit dem Thierreiche wie mit den Pflanzen halten, meine Lieben, und als Lehrgegenstände nur jene Gattungen vornehmen, welche unter der weiblichen Aufsicht erzogen, gehalten, benützt, oder als schädlich vertilgt werden müssen; dabey wollen wir uns wieder nicht an die gewöhnliche gelehrte Eintheilung binden, sondern bey der letzten oder sechsten Classe, wo jene das Thierreich enden, anfangen, auch wollen wir uns auf keine ausführliche Beschreibung der vielen künstlich verbundenen Theile des thierischen Körpers einlassen, und nur überhaupt bemerken, daß jedes Thier beseelt seyn müsse, da wir an ihnen willkührliche Bewegung und Empfindung wahrnehmen. Der Trieb zur Selbsterhaltung und Fortpflanzung, welcher bey den Thieren die Stelle der Vernunft vertritt, setzt sie in Thätigkeit und entwickelt ihre Kunsttriebe, Nahrung und Schlaf ersetzen gewöhnlich die durch

Hunger, Durst, Bewegung und Ausdünstung verlornen Kräfte wieder. Ihre bewundernswürdigen Kunsttriebe wollen wir auch, so viel es sich thun läßt, bemerken, und den weisen allmächtigen Schöpfer in seinen Werken anbethen.

Marie. Die sechste Thierclasse machen die Würmer aus. Ihre Lebensquelle besteht in einem weißen kalten Safte, und sie unterscheiden sich auch von den andern Classen noch durch den gänzlichen Mangel der Füße, denn die besondern Gliedmaßen, welche bey ihnen diese Stelle vertreten, haben gar keine Ähnlichkeit mit den Füßen anderer Thiere. Die Bewegung der Würmer geschieht durch wechselweises Zusammenziehen und Ausdehnen des Körpers. Einige haben am Kopfe weiche ungegliederte Fäden, die man Fühlhörner nennt, und viele sind ohne Augen. Zu den Eigenheiten der Würmer gehört die besondere Kraft, mit der sie abgeschnittene Glieder wieder erzeugen. Sie halten sich im Wasser, in faulen Sümpfen, und an dumpfigen Orten auf, nähren sich von Thieren, Gewächsen, und einige sogar von Mineralien.

Man theilet sie in Würmer mit bedecktem und unbedecktem Körper; zu den ersten gehören die Schnecken mit dem Hause, die Austern, Perlenmuscheln, Koral-

len und Purpurschnecken, zu den letzten die Schnecken ohne Gehäuse, die Regenwürmer, die Blutigel, die Eingeweidwürmer.

Die bedeckte eßbare Schnecke unterscheidet sich von der nackten nur durch ihr Gehäuse, und darunter gibt es Wasser- und Erdschnecken; letztere können zwar auch im Wasser lange ausdauern, erstere aber sterben, sobald sie auf trockenes Land kommen. Alle Schnecken haben am Kopfe Fühlfäden, und zwar die bedeckten vier, die Wasserschnecken aber nur zwey. Die schwarzen Pünctchen an der Spitze dieser Fäden sind ihre Augen, und im Munde stehen einige Zähne. Gegen Witterung und Gefahr ziehen sich die bedeckten in ihr Gehäuse, und verschließen es im Winter mit verhärtetem Schaume, die nackten Schnecken aber verbergen sich in der Erde. Diese sehr gefräßigen Thiere, die besonders den Gemüsepflanzen sehr schaden, sollen doch ein Paar Jahre lang hungern können. Die bedeckten Schnecken haben theils gewundene, theils ungewundene Gehäuse, wovon viele sehr schön, aber nicht bey uns einheimisch sind. Von unsern eßbaren schätzt man am meisten die Weinbergschnecke, die man selbst erziehen kann; mit Weitzenkleyen oder Hafer den Winter über gefüttert,

werden sie sehr fett und erreichen zuweilen die Größe eines Hühnereyes. Sie legen im Herbste viele durchsichtige Eyerchen, an Gestalt und Größe wie Glasperlen, die im Frühjahre von der Wärme ausgebrütet werden; die Jungen bringen dann sogleich ihr Gehäuse aus dem Ey mit sich, und es wächst nachher mit dem Körper. Im Winter muß man die Schnecken in einen kühlen, aber doch vor dem Gefrieren geschützten Ort aufbewahren, am besten in Kellern.

Carl. Zu den in unsern Küchen brauchbaren Schnecken zählet man auch die Auster. Alle zu diesem Geschlechte gehörigen Gattungen werden Muscheln genannt, und sind Würmer, deren Bedeckung aus zwey oder mehreren harten Schalen besteht; das Thier selbst ist ohne Fühlfäden, und hat einen ziemlich großen Mund mit vier Lippen. Ein fleischiger Fortsatz des Körpers dient ihnen statt eines Fußes, mit dem sie in den Sand einen kleinen Graben machen, damit die Schale hineinsinkt, aufrecht zu stehen kommt, und so in der Sandfurche gegen das Umfallen gesichert ist. Mittelst der zarten Haut, welche den Körper umgibt, können die Muscheln das Wasser aus- und einlassen. Die Kraft, mit der sie ihr Gehäuse verschließen können, ist sehr groß. Das Äußere dieser Schale ist gemeiniglich rauh,

das Innere aber bey vielen schön glänzend, daher man sie auch zu Kunstwerken verarbeitet.

Die eßbaren Austern haben ungleiche rauhe Schalen, von der Größe einer flachen Hand bis zum Gewicht von mehreren Pfunden. Das Thier selbst kann sich nicht von der Stelle bewegen, daher es an Pflanzen und Felsen festsitzt. Man findet es in allen Meeren und salzigen Gewässern, wo es sich von lehmiger Erde, von Pflanzentheilchen und kleinem Gewürme nähret; die Jungen kommen schon mit den Schalen aus den Eyern, wie die Schnecken, und hängen sich an den ersten festen Körper, wohin sie das Wasser treibt. Die Güte der eßbaren Austern kommt auf die Beschaffenheit des Wassers an, am besten sind aber die Meeraustern. Sie werden in unsere Länder entweder in Schalen, oder ausgestochen, in Fäßchen, mit Salz und Lorberblättern eingemacht, gebracht; allein in Gegenden, die weit vom Meere entfernt sind, und wohin die Austern also zur Achse weit geführt werden müssen, ist ihr Genuß weniger schmackhaft und oft gefährlich, denn sie verderben bey nicht anhaltend strenger Kälte leicht, welches ihr Geruch anzeigt, und sind dann ein wahres Gift. Man speist die Austern mit Butter oder Öhl auf dem Rost gebraten, auch ganz roh.

Clarisse. Das Geschlecht der Blutigel besteht in dreyzehn Gattungen. Für den Menschen ist er zwar kein eßbares Thier, aber in vielen Krankheiten das einzige Heilmittel, wo man nur durch sie das angehäufte, scharf gewordene Geblüt aus dem Leibe schaffen kann. Hiezu taugt nur Eine Art dieses Geschlechtes, welche die Ärzte auch in dieser Absicht fangen, und in Gläsern in frischem Wasser aufbewahren, wo sie auch zu Wetterpropheten dienen, denn bey schönem Wetter liegen sie still und auf einen Knaul zusammen gerollt, soll aber Regen oder stürmische Witterung kommen, so werden sie unruhig. Alle Blutigel haben einen länglichen, etwas glatten Körper, ohne äußerlich sichtbare Gliedmaßen; in dem dreyeckigen Munde, womit sie das Blut aus dem thierischen Körper saugen, befinden sich drey scharfe Zähne. Ihr Aufenthalt sind die Flüsse und stehende Wässer, wo sie sich an alle lebendige Thiere hängen, die rothes warmes Blut haben, in welchem ihre vornehmste Nahrung besteht. Aus den Fischteichen vertreibt man sie mit Salz, weil sie den jungen Gänsen und Änten schädlich werden. Wenn sie sich an das Zahnfleisch des Viehes, welches im Wasser seinen Durst stillt, anhängen, muß man sie nicht losreissen, weil sonst die Saugwerkzeuge stecken

bleiben und Geschwüre erfolgen würden; man bestreue sie nur mit Salz, oder reibe sie mit einem in Branntwein getauchten Lappen, so fallen sie selbst ab.

Das Geschlecht der Regenwürmer hat neunzehn Gattungen, von denen nur zwey in der Erde, die übrigen alle im Wasser leben. Ihr Aufenthalt ist ein Beweis für die Güte und Fettigkeit des Erdreichs, zu dessen Auflockerung sie auch nützlich sind, doch muß man ihrer zu starken Vermehrung durch Kalkwasser vorbeugen, welches sie hervor treibt, weil sie sonst die Wurzeln der Pflanzen benagen. Sie sind in der Heilkunde brauchbar, dienen den Fischen und dem Federvieh zur Speise, und haben die besondere Eigenschaft, daß jeder scharf zerschnittene Theil eines Regenwurms sich, ohne zu sterben, zu einem ganzen Wurme bildet.

Amalie. Die Insecten machen die fünfte Classe des Thierreichs aus. Sie unterscheiden sich von den übrigen vorzüglich dadurch, daß sie wenigstens sechs, einige aber über hundert Füße haben; an den Köpfen der meisten sind Fühlhörner, statt des Blutes haben sie, wie die Würmer, eine kalte weiße Feuchtigkeit, und statt der Knochen haben mehrere eine hornartige Decke. Das Maul hat gewöhnlich vier Kinnladen,

und bey einigen sieht man noch vier Faden oder Freßspitzen, andere haben dagegen einen verschiedentlich gebildeten Rüssel. Die harten unbedeckten Augen sind bey einigen einfach, bey andern zusammengesetzt; diese Einrichtung ist wegen der Unbeweglichkeit ihrer Augen nothwendig, weil sie sonst nicht auf alle Seiten sehen könnten. Die Insecten mit einfachen Augen haben deren gewöhnlich sechs oder acht, nur die Flöhe haben zwey unbewegliche, und bey den Krebsen stehen sie auf einem unbeweglichen Stiele. Man sieht an den Insecten keine Werkzeuge des Gehörs oder Geruchs, sie besitzen aber doch beyde Sinne, weil der Geruch sie anlockt und sie sich durch verschiedene Töne zurufen. Die meisten sind geflügelt, bey einigen jedoch nur die Männchen, und zwar haben einige zwey, andere vier Flügel; die Flügel der Käfer liegen unter harten Flügeldecken, die der andern sind nur zur Hälfte mit diesen Decken bekleidet, noch andere sind mit kleinen Schuppen, welche wie Staub aussehen, bedeckt, wieder andere haben vier netzförmige, und die Bienen und Wespen vier häutige, stark geaderte Flügel.

Gemeiniglich sind die Weibchen der Insecten größer als die Männchen. Fast alle legen in ihrem Leben nur einmahl Eyer, und zwar gewöhn-

sich an dem Orte, wo die auskriechenden Jungen gleich ihre Nahrung finden können. Aus den Eyern der geflügelten Insecten kommen sie nicht gleich in ihrer vollkommenen Gestalt hervor, sondern entweder als Würmer ohne Füße, oder als Würmer mit sechs Füßen, oder als Raupen mit acht bis sechszehn Füßen, und in diesem Zustande heißen sie Larven; sie fressen dann nur, wachsen schnell, häuten sich einige Mahl, und gehen nach einer gewissen Zeit in einen andern Zustand über, wo man sie Puppen oder Nymphen nennt, denn einige bekommen zu diesem Übergange eine mehr oder weniger harte Haut, oder sie bereiten sich eine künstliche Höhle, worin sie ohne Bewegung und Nahrung ihre völlige Ausbildung abwarten. Während dieser Zeit verändert sich die äußere Gestalt und der Bau der innern Theile so sehr, daß man das Geschöpf nach seiner durchbrochenen Hülle kaum für das nähmliche halten sollte, welches man als Larve sah: in diesem Zustande wächst es nicht mehr, frißt wenig oder gar nicht, sondern legt nur seine Eyer, und stirbt bald nachher. Die ungeflügelten Insecten verwandeln sich nicht, den einzigen Floh ausgenommen.

Sophie. Die Insecten werden nach der Beschaffenheit ihrer Flügel in sechs Ordnun-

gen eingetheilt, wir folgen indessen unserer freyen Eintheilung, und sprechen zuerst von den Bienen, deren Geschlecht durch seine Kunsttriebe so bewundernswürdig, als durch seine Arbeiten nützlich ist, und zur fünften Ordnung gehört. Ihre vielen besondern Gattungen leben theils einsam, theils gesellig, und unterscheiden sich von den Wespen durch die platten ovalen Augen ohne Einschnitt, durch die umgebogene gespaltene Zunge, und durch die flachen, nicht gefalteten Flügel; Zähne und Stachel haben die Weibchen mit den Wespen gemein. Er besteht in einer mit einem Widerhaken versehenen Röhre, die in einer besondern Scheide liegt; mit demselben machen sie, aber nur wenn sie gereitzt werden, eine Wunde, in die sie ein scharfes Gift fließen lassen, das Entzündung verursacht, und bey mehreren Stichen tödlich werden kann. Da der Stachel gemeiniglich in der Wunde bleibt, so zieht solch ein Stich einer jeden Biene den Verlust ihres Lebens zu. Die brennenden Schmerzen dieser Stiche zu lindern, dienet frische Erde, zerquetschte Zwiebeln, Ohrenschmalz, Weinsteinöhl, wird aber ein Mensch von einem ganzen Bienenschwarm angefallen, so ist das sicherste Mittel, im nächsten Wasser unterzutauchen, oder in einen finstern Stall zu flüchten.

Unsere zahmen Bienen stammen von den wilden oder Waldbienen ab, welche etwas raucher, schwärzer und dicker sind, in hohlen Bäumen oder in Erdhöhlen nisten, sich leicht zähmen und durch Wartung veredeln lassen. In jedem Schwarme befinden sich dreyerley Bienen, die, ihrem Ansehen nach, leicht zu unterscheiden sind. Die erste ist die Königinn, Mutterbiene, oder der Weisel, welche sich von den übrigen durch einen röthlichern gestreckteren Leib, kürzere Flügel, hohe braune Füße und einen braunen Stachel auszeichnet, den sie aber nur im äußersten Nothfalle gebrauchet, indem von ihrem Leben das Wohl der ganzen Gesellschaft abhängt; sie ist es, die den ganzen Schwarm zusammen hält, denn nach ihrem Tode werden die Bienen unthätig und zerstreuen sich, sie dulden aber auch nicht mehr als eine Königinn in einem Stocke. Wenn bey einer Brut mehrere Königinnen zum Vorschein kommen, so fangen die Bienen an zu schwärmen, das heißt, ein Theil verläßt unter Anführung einer jungen Königinn den Stock, um ein eigenes Reich zu stiften, und die übrigen Königinnen werden ermordet; auch soll die, welche sich zuerst aus ihrer Hülle entfaltet, die andern königlichen Zellen sogleich zerstören, und somit das Recht der Erstgeburt behaupten. Übri=

gens erweisen die gemeinen Bienen ihrer Königinn eine außerordentliche Ehrfurcht, begleiten und bedienen sie, als die einzige Mutter, von der alle jungen Bienen im Stocke herkommen.

Auguste. Genug für heute, die fleißigen Bienen werden uns noch ein anderes Mahl ein schönes Stück Arbeit aufgeben, heute würde es zu lange währen, wir haben noch andere Dinge vorzunehmen.

Julie. Warum mochte der liebe Gott doch die Insecten erschaffen? Die meisten davon sind abscheulich.

Auguste. Und doch sind sie in allen ihren Abtheilungen so künstlich gebaut, auch für uns von unendlichem Nutzen; außerdem ist ihre eigentliche Bestimmung, das Gleichgewicht zwischen dem Thier- und Pflanzenreiche zu erhalten, denn sie verhindern durch ihre Gefräßigkeit die allzugroße Vermehrung der Gewächse, und befördern doch auch wieder ihre Fruchtbarkeit, indem sie den Blumenstaub, welcher am meisten dazu beyträgt, von einem zum andern tragen. Andere nähren sich vom Aase, und befreyen dadurch die Luft von schädlichen Ausdünstungen, und sehr viele müssen andern uns nutzbaren Thieren zur Nahrung dienen. Die wenigen, welche den Menschen unmittelbar nützen, sind für den Handel

wichtig. Sie richten zwar in manchen Gegenden beträchtlichen Schaden an, aber die Vortheile, welche sie gewähren, wiegen ihn auf; sie lehren uns auf Mittel denken, diesen Schaden abzuwenden, sie nöthigen uns in Wohnungen, Kleidung und an unserem Körper reinlich zu seyn, wodurch die Gesundheit sehr befördert wird, auch gibt es der Mittel genug, sich dieser überlästigen Gäste zu entladen, denn entweder sucht man sie sammt der Brut zu tödten, oder hält sie durch Dinge ab, deren Geruch ihnen zuwider ist, oder lockt sie durch ihnen angenehme Sachen, um sie leichter auf einmahl in Menge zu tödten. Öhl und Fett tödtet fast alle, weil es sie durch Verstopfung der Luftlöcher an ihren Leibern erstickt.

Carol. Nun werde ich mich noch mehr vor den Bienen fürchten, weil sie einen gar zu Tode stechen können, ich gehe ihnen gewiß nicht mehr in die Nähe.

Marie. Wie willst du sie aber unter deiner Aufsicht haben, wenn du Gelegenheit hättest Bienen zu halten? sie tragen, sagt man, viel ein.

Carol. Das will ich wohl bleiben lassen, mag sich damit abgeben, wer da will, ich nun einmahl nicht.

Clarisse. Wenn alle Menschen so dächten,

würden wir bald weder Wachs noch Honig haben.

Carol. Nun, ich sagte ja, andere mögen sich meinetwegen damit abgeben.

Auguste. Die mehr Herz und keine so zarte Haut haben, hätten Sie dazu setzen sollen; aber Ihre Furcht ist ganz ohne Grund, mein Kind, die Bienen kennen ihren Eigenthümer, wenn er sie zuweilen füttert, recht gut, und fallen überhaupt ungereitzt keinen Menschen an. Daß so manche von Ihnen gestochen werden, kommt nur daher, weil Sie sich entweder mit Geschrey den Bienenstöcken nahen, welches die ruhigen Thierchen erschreckt, oder weil Sie mit Händen und Füßen nach einem sich nahenden Bienchen schlagen, um einer Gefahr auszuweichen, die Sie dadurch nur befördern, und der Sie bey einem ruhigen Verhalten völlig entgingen; ich bin viele hundert Stunden bey Bienenhäusern gesessen, und habe mich an dem fleißigen Gewühl ergetzt, ohne jemahls beschädiget zu werden Die folgenden Lehrstunden werden Sie aber alle überzeugen, daß jeder Mensch, so viel an ihm liegt, daran arbeiten sollte, die Bienenzucht nach allen Kräften zu befördern, sie ist ohnehin in vielen Gegenden Österreichs noch viel zu sehr vernachlässiget.

Carol. Aber warum nahmen Sie meine zarte Haut mit in Anspruch, liebe Auguste? Halten Sie mich für so zärtlich, oder wollten Sie mich beschämen?

Auguste. Weder eines noch das andere, ich wollte Sie nur erinnern, daß Ihnen die Selbstsucht den Ausdruck: andere mögen das thun, wozu ich mich zu gut dünke, in den Mund legte. Einer kleinen Unbequemlichkeit wegen darf man sich von keinem nützlichen Geschäfte ausschließen, und wenn wirkliche Gefahr vorhanden wäre, so dürften Sie als Mensch und Christinn nicht zugeben, daß Ihr unterster Dienstbothe dieser Gefahr ausgesetzt würde. Viele Ungerechtigkeiten, welche im gesellschaftlichen Leben begangen werden, entstehen aus diesem leichtsinnigen selbstsüchtigen Betragen. Ich habe Menschen genug gekannt, die mich auf das heiligste versicherten, sie könnten dieses oder jenes nicht über sich nehmen, nicht aushalten, und die doch in dem nähmlichen Augenblicke die Kühnheit hatten von mir zu fordern, daß ich es können sollte. Solch ein Betragen empört, macht uns lächerlich, erregt Feinde, und ist dem Gebothe, von keinem zu fordern, was man selbst nicht leisten könnte, zuwider.

Julie. Da müßten wir ja auch alle Mägdedienste selbst thun.

Auguste. Nicht selbst, denn dafür bezahlt und unterhält man das Gesinde, aber doch eingestehen, daß Sie diese Dienste im Nothfalle selbst verrichten könnten, daß Sie sich dadurch nicht entehrt hielten, und ihnen nicht mehr aufladen, als man mit Vernunft, ohne Nachtheil ihrer Gesundheit, thun darf. — Doch ich habe jetzt nicht Zeit, mich hierüber weitläufiger zu erklären, wenn wir an die Haushaltungsregeln kommen, wird dieses ohnehin nicht ausbleiben, bis dahin haben Sie Geduld, und sagen Sie uns Ihre Aufgabe.

Julie. Latona ist die Tochter des Cöus und seiner Schwester Phöbe, ihre Großältern waren Himmel und Erde. Jupiter nahm sie unter seine Gemahlinnen, und bekam von ihr den Apollo und die Diana. Man schildert sie mit jenem auf den Armen und dieser an der Hand, Apollo hat von Sonnenstrahlen eine zackigte Krone, und Diana den gehörnten Mond auf dem Kopfe. Juno verfolgte die arme Latona aufs äußerste, sie schickte den Drachen Python hinter ihr her, der aus dem Schlamm entstanden war, welcher sich nach der Deukaleonischen Überschwemmung in den Thälern des Parnaß-

sus gesammelt hatte; dieser Drache jagte sie überall auf, bis sie ihm der Nordwind entführte, und zum Neptun ans Meer brachte. Da nun Juno die Erde beschworen hatte, Latonen keinen Ruheplatz zu geben, den jemahls die Sonne beschienen hätte, so ließ Neptun aus dem Grunde des Meeres die Insel Delos hervorkommen, auf welcher sie unter einem Öhlbaum endlich mit ihren Kindern ausruhen konnte; doch Python machte sie auch hier bald ausfindig. Sie floh vor ihm, und kam in Lycien einst mit ihren Kindern zu einem Teiche, aus dem sie Wasser schöpfen wollten; einige alberne Bauern, die eben in diesem Teiche Binsen schnitten, verwehrten es ihr, schmäheten die bekümmerte Göttinn, und sprangen zugleich im Wasser herum, es trübe zu machen. Latona rief darüber den Himmel um Rache an, der die Bauern in Frösche verwandelte, die noch immer ein wüstes Gekreisch erheben und auf Morästen herumhüpfen. Den Drachen erlegte Apollo bald nachher mit seinen Pfeilen; Juno reitzte dafür den Riesen Tityus gegen Latonen, den aber ihre Kinder auch tödteten.

Niobe, die Tochter des Tantalus und Gemahlinn des berühmten Saitenspielers Amphion, war so stolz auf ihre vielen und schönen Kinder,

daß sie Latonen verachtete; diese beklagte sich darüber bey ihren Kindern, worauf Apollo die Söhne, und Diana die Töchter der stolzen Frau erschoß. Niobe wurde vor Schmerz darüber zu Stein, und ein Fels in Lycien, welcher von fern die Gestalt einer weinenden Frau hatte, ward von den Dichtern für die versteinerte Niobe ausgegeben.

Diana, auch Luna, Artemis, Selene, Cynthia und Phöbe genannt, Latonens und Jupiters Tochter, ist am Himmel die Göttinn des Mondes, und auf der Erde die Göttinn der Jagd. Als Mond wird sie mit einer ältern Göttinn, der Selene oder Luna verwechselt, die eine Tochter Hypperions ist; sie trägt alsdann einen gehörnten Mond auf dem Haupte, oder hat ihre Haare in Gestalt eines gehörnten Mondes aufgeflochten, und fährt auf einem zweyspännigen Wagen. Als Jagdgöttinn und Beherrscherinn der Berge und Wälder führt sie, nebst dem Unterscheidungszeichen des halben Mondes, einen Bogen, Köcher und Jagdspieß, oft stellt man ihr noch einen Jagdhund oder Hirsch zur Seite, zuweilen wird auch ihr Wagen mit Hirschen bespannt, und ihre Priesterinn bey den Parthensern fuhr auf einem solchen Wagen.

Diana hatte über der Verfolgung, welche ihre Mutter wegen Jupiters Liebe ausstehen mußte, einen entschiedenen Ekel gegen allen Umgang mit Männern bekommen, und schmeichelte ihrem Vater so lange, bis er ihr erlaubte, unverheirathet zu bleiben; er gewährte ihre Bitte, wies ihr zur Beschäftigung die Jagd an, und gab ihr zugleich eine große Anzahl Nymphen zur Bedienung. Nachdem sie die jüngsten daraus erwählet, sich bey den Cyclopen mit Pfeilen versehen hatte, und vom Pan mit Jagdhunden beschenkt worden war, sich auch eine Fackel bey Jupiters Blitzen angezündet hatte, fieng sie zuerst mit ihren Hunden fünf Hirschen, die alle goldene Geweihe hatten, vier davon spannte sie vor ihren Wagen, den fünften ließ sie aber wieder in die Wälder laufen. Ihre Pfeile versuchte sie zuerst an einem Ulmbaum und an einer Eiche, nachher an dem Wilde, und endlich an einer Stadt voll böser Menschen. Diese letzte Dichtung bezieht sich auf Menschen, die an der Pest oder sonst eines jähen Todes starben, und von welchen die Alten zu sagen pflegten, Diana oder Apollo hätten sie mit ihren Pfeilen getroffen, denn man hielt die Seuchen für eine Wirkung der Sonne oder des Mondes.

Actäon, ein junger Jäger, belauschte die

Göttinn einst, als sie sich in Gesellschaft ihrer Nymphen badete, allein sie bemerkte es, spritzte dem Verwegenen Wasser in die Augen und sagte: Gehe nun und rühme dich, Dianen entkleidet gesehen zu haben! Zugleich verwandelte sie ihn in einen Hirsch, worauf ihn seine eigenen Hunde, die ihren Herrn nicht mehr kannten, zerrissen. Die Göttinn liebte zwar den schönen Jäger Endymion, aber sie bezwang ihre Neigung zu ihm und erlaubte sich nur, wenn sie als Mond des Nachts am Himmel fuhr, leise von ihrem Wagen herab zu steigen, und den Geliebten schlafend zu betrachten. Daher weiheten sich ihr alle Griechischen Mädchen, die unvermählt zu bleiben gedachten, änderte aber eine davon ihren Entschluß, so mußte sie die Göttinn mit vielen Opfern versöhnen, sonst war ihre Ehe nicht glücklich.

Zu Ephesus hatte Diana jenen prächtigen Tempel, der unter die sieben Weltwunder gezählet wurde. Man verwechselt sie oft mit der Hekate und Proserpina, daher sie auch von vielen die dreyförmige Göttinn genannt wird, weil sie am Himmel, auf der Erde und in der Hölle regiert; andere geben ihr diesen Nahmen, weil der Mond in dreyerley Gestalten erscheint, doch findet man den Mond auch zuweilen männlich abgebildet, mit einer phrygi-

schen Mütze auf dem Kopfe, und auf dem Rücken einen halben Mond, dessen Hörner über seine Schultern hervorragen, oder auf einem Wagen sitzend, und den Mond in der Hand haltend. Auf diese Art findet sich sein Bildniß auf verschiedenen Gedächtnißmünzen, wo gewöhnlich noch einige kriegerische Kennzeichen hinzugefügt sind.

Marie. Was ist eine Gedächtnißmünze?

Auguste. Eine Gold- oder Silbermünze, die man nicht zum Gebrauche im Handel und Wandel, oder um etwas damit zu kaufen, präget, sondern irgend eine wichtige Begebenheit des Landes zu bezeichnen, als z. B. einen vortheilhaften Friedensschluß, einen großen Sieg, die Wahl eines Regenten u. d. gl., heißt eine Gedächtnißmünze, und trägt dann allezeit das Sinnbild dessen, was sie vorstellen soll, mit einer kleinen Inschrift und der Jahrszahl, wann sie geprägt wurde. Eine Sammlung solcher Münzen, die beynahe zu allen Zeiten, sobald man nur Gold und Silber zu bearbeiten wußte, geschlagen wurden, heißt ein Münzcabinet; sie dienen zu manchem Beweise über Begebenheiten in der Geschichte.

Carol. Wird uns Emilie heute nichts vorlesen?

Auguste. Ja, mein Schatz, eine kleine allegorische Erzählung, die ich Sie alle recht aufmerksam anzuhören bitte, sie schien mir auf den Zeitpunct, dem Sie sich alle nahen, passend, und nennt sich:

Die Reise durch das Leben.

Emilie. Ein Wanderer wollte nach einer schönen Stadt reisen, die man sehr rühmte, und wo er auf immer sein Glück zu machen hoffte. Als er noch nicht weit gegangen war, kam er auf eine grüne Wiese, wo sich ihm auf einmahl so viele Wege zeigten, daß er voll Verlegenheit da stand, ohne zu wissen, welchen er wählen sollte, da es so leicht war, den unrechten zu treffen. Da er nun so unentschlossen vor sich hinstarrte, nahete sich ihm ein freundlicher Greis und fragte, wohin er zu reisen gedächte? Nach dem Reiche der Glückseligkeit, antwortete der Wanderer, aber hier sind nun auf einmahl so viele Wege, sollten sie alle dahin führen? O nein, sagte der Greis, nur einer unter diesen vielen ist der rechte Weg; willst du, so bin ich dein Führer. Indessen hatte der Wanderer den Alten

näher betrachtet, aus seinen Augen leuchtete etwas so Hohes, Majestätisches, und zugleich Sanftes, Liebevolles hervor, das ihm so viel Zutrauen einflößte, daß er sich keinen Augenblick bedachte, sich diesem Führer gänzlich zu überlassen.

Sie gingen also mit einander fort. Es war noch früh am Tage, die Sonne schien so schön am Himmel, die Vögel sangen in der Luft, in der Ferne rauschten sanfte Bäche, und die Wiese glänzte vom Thau. Ihr Weg schlängelte sich auf weichem Grase durch Blumen hin, rund umher erblickte man nichts als reitzende Ebenen, außer wenn man gerade vor sich hin sah, denn alsdann war es, als ob ganz in der Ferne ein kleiner Hügel dämmerte, den man aber wegen seiner weiten Entfernung kaum bemerken konnte.

Ach wie schön! rief der Wanderer voll Entzücken aus, wie schön ist diese Gegend, und wie angenehm der Weg, den wir wandeln!

Siehst du in der Ferne jenen Hügel? fragte der Greis, der liegt auf unserem Wege, und wir müssen ihn nun bald übersteigen.

O, der ist ja noch weit entfernt! und wenn wir ihn auch übersteigen müssen, so wird das wohl so gar mühsam nicht seyn, weil es nur ein kleiner, unbedeutender Hügel ist.

Indessen fieng doch schon unter diesem Gespräche der Weg an, etwas unebener und rauher zu werden, als er im Anfange war; anstatt daß er sich vorher durch Blumen schlängelte, lief er jetzt oft über spitzige Steine, und zwischen stechenden Dornen hin, verlor sich zuweilen in tiefem Sande, und kam auf einem dürren steinigen Erdreich wieder zum Vorschein. Die Sonne stieg höher herauf, und fieng schon an ihre brennenden Strahlen herabzuschießen; indeß näherten sie sich auch dem Hügel. Dieser schien sich bey jedem Schritte zu vergrößern, und stellte sich ihnen zuletzt als ein hoher steiler Berg dar, dessen bloßer Anblick den armen Wanderer mit Schrecken erfüllte. Er fragte seinen Führer, ob sie nicht diesen Berg umgehen könnten, weil es doch bey der brennenden Sonnenhitze nicht möglich wäre ihn zu übersteigen?

Hier geht gleich ein Weg ab, sagte der Greis, der sich um den Berg schlängelt. Schon mancher hat mich hier verlassen und diesen Weg gewählt, ist aber auch nie in das Land der Glückseligkeit gekommen, wohin er, wie du, zu gehen gedachte; willst auch du mich hier verlassen, so steht es dir frey, glaubst du aber, daß ich es gut mit dir meine, so folge mir!

Der Wanderer besann sich einen Augenblick,

der steile Berg schreckte ihn zwar noch immer, mancher Zweifel, ob der Alte sich wohl nicht betriegen, oder ihn nur aus Eigensinn den schlimmsten Weg führen könnte, stieg in seiner Seele auf. Der andere Weg schien so angenehm, und die Freyheit zu wählen lockte ihn, allein ein Blick auf die göttliche Ruhe in dem Antlitz seines Führes, die Erinnerung, wie gut er ihn bisher geleitet hätte, gab ihm sogleich festes Vertrauen, und er folgte ihm nun getrost aus freyer Wahl mit ruhigem Herzen.

Da sie nun den Berg hinangingen, war er wirklich nicht so steil, als er ihm vorher geschienen hatte, demungeachtet wollte der Wanderer alle Augenblicke ausruhen, sein Führer aber sprach ihm Muth ein. Sey nur getrost, sagte er mit seiner freundlichen Stimme, der Gipfel ist nun bald erstiegen, bergunter geht es schon besser; dann kommen wir in ein angenehmes Thal, wo das reinste Wasser aus den Felsen quillt, und wo die Bäume mit den schönsten Früchten prangen, da wollen wir uns wieder erquicken, aber vorher muß erst der Berg erstiegen seyn. Wenn nun dem Wanderer der Muth entfallen wollte, so dachte er nur an das schöne Thal, und wurde wieder fröhlich und munter. Auf diese Art erreichten sie den Gipfel des Berges. Hier konnte

man den ganzen zurückgelegten Weg übersehen, zugleich auch den Pfad, der sich unten am Berge herum zog, immer weiter von der rechten Straße abging, und zuletzt so jäh und unvermerkt auf einen tiefen Abgrund zuführte, daß alle, die ihn wandelten, nothwendig hineinstürzen mußten, weil er nur von der Spitze des Berges, unten aber auf dem Wege selbst nicht bemerkt werden konnte.

O! wie dankte nun der Wanderer so herzlich seinem guten Führer, daß er ihm von diesem Wege abgerathen hatte, wie froh war er, ihm gefolgt zu seyn. Sie sahen nun vor sich bereits das angenehme Thal, das immer näher zu kommen schien, in der Ferne aber war es, als ob sich noch mehr Berge zeigten, wovon einer immer höher als der andere war.

Laß dich nicht durch dieses angenehme Thal zu sehr anlocken, sagte der Greis, und denke, daß wir uns nur darin erquicken sollen, damit wir über jene Berge unsern Stab weiter setzen können, denn wir reisen ja nicht um uns gütlich zu thun, sondern, durch eine kurze Ruhe gestärkt, weiter reisen zu können. — Sie kamen unter traulichen Gesprächen in das Thal hinab, setzten sich unter einen Baum, labten sich an der kühlen Quelle und mit den schönen reifen Früchten,

die sie mit leichter Mühe überall abpflücken konnten. So angenehm ist der Genuß nach der Arbeit, fuhr der Greis fort, aber die Arbeit nach dem Genuß ist nicht weniger lieblich; darum laß uns aufstehen und unsere Reise fortsetzen, denn wir haben noch viele Berge zu übersteigen, bevor wir unser gewünschtes Ziel erreichen.

Nun ging ihre Reise gut von Statten, auf jeden steilen Berg folgte, wenn sie ihn mühsam erstiegen hatten, wieder ein kleines Ruheplätzchen, wo sie sich laben konnten; am Abend kehrten sie in einer guten Herberge bey freundlichen Leuten ein, und am Morgen, sobald die Sonne aufging, waren sie auch wieder reisefertig, und machten sich auf den Weg. So legten sie in einigen Tagen eine weite Strecke zurück, und trösteten sich mit dem Gedanken, daß sie dem Lande, wohin ihre Wünsche gingen, nun immer näher kämen. Oft schien sich ihr Weg in unabsehlichen Krümmungen zu verlieren, allein ehe man es sich versah, lief er wieder schön und gerade vor ihnen über die Ebenen hin. Zuweilen schien es ganz unmöglich auf einen steilen Berg zu kommen, den sie vor sich sahen, allein ihr Pfad lief unvermerkt an der Seite des Berges, durch tausend Krümmungen im Gebüsche hin-

auf, so, daß sie ihn wider alles Vermuthen ganz bequem erstiegen.

Einmahl aber gingen sie in einem tiefen Grunde, und an beyden Seiten über ihnen hingen große Felsenstücke herab, welche jeden Augenblick einzustürzen drohten; da fieng unser Wanderer an zu zagen, aber sein Führer sprach ihm Muth ein, und sie kamen glücklich durch, die Felsen stürzten nicht zusammen, und die drohende Gefahr verschwand. Nun erst setzte der Wanderer ein ungemessenes Vertrauen auf seinen treuen Gefährten, er beschloß ihn nicht zu verlassen, wenn er ihn auch durch das Feuer führen sollte. Eines Tages war es so heiteres Wetter, und alles so still um sie her, sie hatten einen sehr rauhen Berg zurück gelegt, und gingen nun wieder auf einer grünen Ebene, wo sanfte Lüfte weheten, die nach und nach den Schweiß von ihren Stirnen trockneten; da blickte der Greis den Wanderer freundlich an. Sey getrost, sagte er, nun geht unsere Reise bald zu Ende, und ehe du es dich versiehest, sind wir in dem geliebten Lande, wo deine schon vorausgegangenen Freunde sich auf deine Ankunft freuen und bereit sind, dich mit offenen Armen zu empfangen; aber zittre nicht, noch müssen wir durch ein dunkles Thal, wo die Sonne und der Tag vor unsern

Augen verschwinden, und der Boden unter unsern Füßen weichen wird; fürchte dann nichts, halte dich nur fest an mich, denn ich werde dich eben so glücklich hindurch an das Ende deiner Bestimmung führen, als ich dich diesen ganzen Weg geleitet habe.

Sie waren noch nicht weit gegangen, als sie schon das dunkle Thal erblickten, das sich schwarz und furchtbar vor ihnen öffnete. Der Wanderer stieg an der Hand seines Führers muthig hinab, und als es immer dunkler wurde, die Sonne und der Tag vor seinen Blicken verschwanden, da konnte er auch seinen Führer fast nicht mehr sehen; er hielt sich aber fest an ihn, und als der Boden unter seinen Füßen wankte, da bebte er nicht, sondern hielt sich nur fester an ihn, und dieser brachte ihn glücklich durch das dunkle Thal hindurch. Plötzlich ging eine schönere Sonne auf, am Himmel glänzte ein hellerer Tag, und vor ihnen lag das Land, das Ziel ihrer Wünsche, in seiner unbeschreiblichen Schönheit.

Marie. O wie wohl muß nun dem Wanderer zu Muthe seyn!

Auguste. So wie es uns allen einst seyn wird, wenn wir, nach vollbrachter Wanderschaft, durch des Todes finstere Halle hindurch geeilt, zu einem neuen unaussprechlich seligen Leben erwachen.

Clarisse. Sie nannten diese Erzählung eine Allegorie, und sie gleicht einer Fabel; ist das also einerley?

Auguste. Nein, meine Liebe, das Verdienst der Fabel ist, eine Lehre zu verbergen, bis man am Ende der ganzen Erzählung davon überrascht wird; das Verdienst der Allegorie aber besteht darin, daß man in jedem Zuge des Sinnbildes, oder in jedem Umstande der Erzählung eine Wahrheit sagt. Die Fabel soll in ihrer Einfalt einer kindischen Erzählung gleichen, damit man über die ernsthafte treffende Wahrheit, die am Schlusse erscheint, um so mehr staune und gerührt werde, das Sinnbild oder die Allegorie hingegen soll wie ein feiner Schleyer die Wahrheit oder Lehre nicht verbergen, sondern durchschimmern lassen, und sie damit desto einnehmender machen, so wie unsere heutige Vorlesung das Bild des menschlichen Lebens in dieser Reise vorstellt. Wenden Sie nun diese Geschichte auf sich an, meine Kinder, Sie haben bereits Ihre Wanderschaft durch das Leben angetreten; bis jetzt war Ihr Weg noch so ziemlich eben und gebahnt, nun sind Sie aber in einem Alter, wo Sie von den Wegen, die vor Ihnen liegen, einen wählen und sich entschließen müssen, ob sie gute Menschen werden wollen oder nicht.

Alle. O welche von uns würde das nicht wollen!

Auguste. Sie müssen es wollen, denn tief in Ihrer Seele liegt der Wunsch, vergnügt und glücklich zu seyn. Glückseligkeit ist also das Ziel, wornach wir alle streben, sie ist das Land, welches wir alle suchen, nnd der Endzweck unserer Lebensreise; wenn wir nun dieses Ziel verfehlen, so ist ewige Reue, endlose Verzweiflung unser Antheil, die uns wie in einem tiefen Abgrund gefangen halten wird, aus dem keine Rettung mehr ist. Allein Gott gab uns an seiner heiligen Religion einen weisen freundlichen Führer, er gab uns Vernunft und Freyheit, den rechten Weg einzuschlagen; wenn Sie also vernünftig handeln, und die Gebothe unserer heiligen Religion genau erfüllen wollen, so überlassen Sie sich nur getrost ihrer Leitung. Dann müssen Sie aber auch nicht verlangen, daß Gott Sie zum Lohne Ihrer Folgsamkeit immer auf Rosen gehen lasse, Sie müssen vielmehr bereit seyn den Weg anzunehmen, wie ihn seine Weisheit zu ordnen beschloß; denn ein Wanderer kann ja unmöglich verlangen, daß ihm zu Gefallen, und damit er etwas bequemer reise, Berge und Hügel vor ihm weggeräumt werden. Eben so wenig können auch Sie begehren, daß die ganze Einrichtung der

Welt verändert werden soll, damit Sie keine Widerwärtigkeiten, und nichts Unangenehmes im Leben zu ertragen hätten.

Wenn Sie also gleich jetzt kein Ungemach zu tragen hatten, so glauben Sie doch ja nicht, für Ihr folgendes Leben gänzlich davon befreyet zu bleiben; machen Sie sich frühzeitig auf die Mühseligkeiten des Lebens gefaßt, damit Ihr Vertrauen auf Gott nicht wanke, wenn das Unglück unvermuthet kommt. Wenn Sie oft glauben, daß Ihnen nichts fehle, daß Sie vollkommen glücklich sind, wenn die ganze Natur um Sie her lächelt, und alles Freude athmet, so stellen Sie sich dieses Leben nicht zu reitzend vor, sondern denken Sie an den kleinen Hügel, den der Wanderer auf seiner Blumenau so fern erblickte, und der doch nach und nach, wie er ihm näher kam, zu einem so hohen Berge wurde, daß den armen Pilger schauderte.

Murren Sie also nicht wider Gott, wenn Ihr Weg durch dieses Leben zuweilen etwas rauh und uneben werden sollte. Wenn Sie Krankheiten des Körpers oder Schmerz der Seele zu ertragen berufen werden, so denken Sie, der Weg ist nun einmahl so, ich bin gewiß, daß Gott es ist, der mich führt, der den Weg zur wahren Glückseligkeit, nach der meine Seele dürstet,

weit besser weiß als ich. Stellen Sie sich das, was Sie noch zu lernen haben, nicht gar zu mühsam und schwer vor; der Berg war beym wirklichen Ersteigen nicht so steil, als er schien. Lassen Sie es sich auch nie einfallen, sich von einer nothwendigen Arbeit wegzuschleichen, und denken Sie an die Warnung des Greises, als er zu dem Wanderer sagte: Mancher hat schon diesen Berg umgangen, allein er hat nie das Ziel erreicht.

Eben so wenig kann man auch anders zur ewigen Glückseligkeit gelangen, als wenn man die Mühseligkeiten dieses Lebens überstanden hat. Unsere Ruheplätze hienieden sind das Bewußtseyn, allen Pflichten gemäß gehandelt zu haben. Auch müssen Sie, wenn Ihnen nothwendige Geschäfte obliegen, nicht allzu oft ausruhen wollen, weil über diser weichlichen Ruhe leicht die ganze Arbeit liegen bleiben möchte.

Über den ersten Berg wären wir nun hinüber, meine Lieben, bergab geht es schon besser, das heißt, ich will Ihnen nun einige Monathe Zeit lassen, das bis hieher Gelernte zu wiederhohlen, damit Sie es recht ins Gedächtniß fassen. Nur noch eine Lehrstunde haben wir, und dann ruft uns der wiederkehrende Frühling zur Freude des Landlebens in von einander entfernte Gegenden.

Marie. O liebe Auguste, was sagen Sie da?

Auguste. Heute nichts mehr, meine Kinder! Ihre Herzen sind bewegt, ich sehe es, Ihre dankbare Liebe zu mir freuet mich, aber Sie muß auch ihre Gränzen haben, sobald die Pflicht ruft. Morgen werde ich Ihnen noch etwas Tröstliches sagen, jetzt aber verlassen Sie mich, denn unsere baldige Abreise gibt mir dringende Geschäfte.

Zwey und siebenzigstes Gespräch.

Marie. Die Apostel fanden bald häufige Gelegenheiten, die Religion, welche sie mündlich vortrugen, auch schriftlich nach allen Umständen zu erklären, und ihre Anwendung in vielen Fällen zu zeigen, denn manche Lehren Jesu wurden gleich Anfangs von den ersten Christen nicht völlig oder gar übel verstanden, oder gemißbraucht. Die gebornen Juden unter ihnen wollten noch ferner ihre alten Religionsgebräuche beybehalten, oder sie gar ihren Mitchristen aufdringen; zuweilen gab es auch Christen, welche wider ihr in der Taufe abgelegtes Versprechen durch ihren Lebenswandel die Vorschriften Jesu übertraten; endlich brauchten die Christen überhaupt man-

cherley Anweisungen, wie sie sich unter besonderen Umständen, sowohl gegen einander als auch gegen Juden und Heiden, zu verhalten hätten. Über alles dieses ertheilten die Apostel in ihren Briefen, die sie bald an ganze Gemeinden, bald an einen Lehrer, bald an ein einzelnes Mitglied derselben richteten, Belehrungen, Ermahnungen, Trost, Warnungen und Regeln der christlichen Klugheit; so schrieb Paulus einen Brief an die Christen in Rom, der unter allen apostolischen Schriften am vollständigsten den Glauben und die Pflichten eines Christen erklärt, zwey andere an seinen Schüler Thimotheus, und noch verschiedene andere dergleichen haben wir von Paulus, Petrus, Johannes und Jacobus. Obgleich nun in diesen Briefen vieles vorkömmt, was nur für die damahligen Zeiten bestimmt war, so bleiben sie doch ein beständiges Muster, wie alle Uneinigkeiten, Verwirrungen und Ausschweifungen der Christen in Religionssachen verhütet, gehoben, und die Religion selbst in allen Fällen gewissenschaft ausgeübt werden müsse. Damit aber die Christen desto weniger unter den Leiden verzagen möchten, die sie in kurzem ihres Glaubens wegen auszustehen haben würden, eröffnete der heilige Apostel Johannes den Asiatischen Gemeinden, bey welchen er seine letz-

ten Lebenstage zubrachte, im Nahmen Gottes, durch ein besonderes Buch, das aber beynahe ganz in Sinnbildern abgefaßt ist, daß das Christenthum, ungeachtet seiner zahlreichen und mächtigen Feinde, dennoch siegen würde, und während die Feinde dieses Glaubens ihrem gewissen Verderben nicht entgehen könnten, den treuen Bekennern der christlichen Religion ewige Belohnungen vorbehalten blieben.

Carol. Außer diesem unternahmen die Apostel noch andere Bemühungen zur Erhaltung der christlichen Religion; sie bestellten bey einer jeden Gemeinde einen, oder wenn sie groß war, mehrere Lehrer, die sich nicht, wie sie, nur eine Zeit lang bey derselben aufhalten, sondern beständig zu ihrem Unterrichte bey ihr bleiben sollten. Zwar hat jeder Christ die Verbindlichkeit auf sich, an die Lehren seiner Religion so oft zu denken, und sich mit ihrem Sinn so fleißig bekannt zu machen, als es nur in seinen Kräften steht, allein Geschäfte und Sorgen des menschlichen Lebens hindern die meisten Menschen häufig daran; daher wurde eine besondere Anzahl Männer bestimmt, die sich diesem Geschäfte, ihre Mitchristen daran zu errinnern, sie zu belehren und aufzumuntern widmeten, damit diese heilbringende Religion immer mehr ausgebreitet, und auch richtig vorgetragen werde. Die ersten Männer, welche die

Apostel mit Auflegung der Hände und Übertragung des göttlichen Geistes, kraft der Gewalt, welche sie von Christo selbst erhalten hatten, zu diesem Lehramte weiheten oder bestimmten, hießen Älteste, weil sie wegen der zu diesem Amte nöthigen Klugheit, schon das reife männliche Alter erreicht haben mußten; man nannte sie auch Aufseher, Obsichtsträger, auf Griechisch Episkopi, woraus nun unser Deutsches Bischöfe geworden ist. Sie führten die Aufsicht über den Glauben, über die darnach einzurichtende Aufführung ihrer Mitchristen und über alles, was die äußerlichen Anstalten des Gottesdienstes betraf. Sie wurden durch die Apostel verbindlich gemacht, durch sanfte Anweisungen die Religion besser verstehen und benützen zu lehren, ihre Lehre aber durch das eigene Beyspiel der pünctlichsten Erfüllung aller Christenpflichten noch wirksamer zu machen; sie sollten ferner noch besonders darüber wachen, daß die Lehren Jesu nicht verfälscht, sondern nach den Erklärungen der Apostel stets rein und richtig vorgetragen würden, dagegen verbanden sie auch die übrigen Christen, ihnen durch ehrerbiethigen Gehorsam zur Erreichung dieser Absichten auf alle Weise beförderlich zu seyn.

Clarisse. Die Apostel zeigten sorgfältig an,

wie dieses alles geschehen müsse, auch wie alle Christen sich gemeinschaftlich in ihrem Glauben stärken und ihn ausüben sollten; sie zeigten dieß besonders in der Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes, den sie eben deßwegen anzustellen verordneten, damit die Christen ein gemeinschaftliches, um so rührenderes Bekenntniß ihres Glaubens ablegen, sich mit vereinigter Lernbegierde mit dem Willen Gottes bekannt machen, und gleichsam mit einem Herzen, mit einer Stimme Gott alle ihre Anliegen vortragen, und sich mit einander zu einem gottseligen Leben ermuntern möchten. Daher war bey diesen Versammlungen der ersten Christen das Gebeth eine ihrer vornehmsten Übungen; dazu gehörte noch das laute Vorlesen der heiligen Schrift, die Auslegung der vorgelesenen Puncte, der Unterricht über ihre Anwendung, und die Ermahnungen des Lehrers zur fleißigen Ausübung derselben, endlich der oft von allen gemeinschaftlich wiederhohlte Genuuß des heiligen Abendmahls.

Anfänglich wurden diese gottesdienstlichen Zusammenkünfte der Christen zwar sehr häufig gehalten, sie waren aber noch an keine festgesetzten Tage gebunden, doch bestimmten die Apostel bald, um eine nützliche Ordnung in allem zu beobachten, den ersten Tag der Woche, oder den

Sonntag zu den feyerlichen allgemeinen Versammlungen; denn an einem Sonntage war ja unser göttlicher Meister von den Todten auferstanden, er diente also um so mehr zum Andenken der Wohlthaten des Erlösers. Überhaupt war es auch sehr nützlich für die Christen, daß sie immer ein Tag unter sieben recht lebhaft dazu aufforderte, an Gott, an die Beschaffenheit ihres Herzens, an ihren Lebenswandel und an die Ewigkeit zu denken. Das thaten zwar die ersten, ihres Nahmens so würdigen Christen täglich, sie gingen auch an Sonntagen, nach vollbrachter öffentlicher Andacht, wieder zu ihrer gewöhnlichen Arbeit, weil sie nicht glaubten, daß man Gott durch ein Laster, wie der Müßiggang ist, ehren könne, und überzeugt waren, daß man mit und durch die Arbeit Gott diene, weil Gott den Menschen zur Arbeit bestimmte; allein sie verrichteten ihre Geschäfte auch nur aus Liebe und Gehorsam gegen ihn und seine heiligen Gebothe, nicht aus Geitz, Habsucht, oder weil sie die andern Wochentage unnütz vertändelt hatten, und nun am Sonntage einbringen wollten, was sie zum Erwerb ihres Unterhaltes versäumt hatte, oder was ihr Geitz zu seiner Befriedigung begehrte.

Kirchengebäude hatten die Christen zu den

Zeiten der Apostel noch gar nicht, sie mußten sich, weil es die Umstände nicht anders zuließen, zum äußerlichen Gottesdienste mit ihren Häusern begnügen; auch sonst fand sich bey ihren Religionsübungen wenig Bequemlichkeit und gar keine Pracht, aber sie waren desto gottseliger im Herzen, ihre Handlungen, nicht ihre Andachtsörter bewiesen, daß sie Christen waren. Sie lernten von den Aposteln, keinen als ein Mitglied ihrer Religionsgesellschaft zu dulden, der zum Schimpf des Glaubens, zu dem er sich bekannte, in grobe Ausschweifungen verfiel, oder die Lehren des Glaubens ungescheut, nach seinem Eigensinne, verfälschte, doch nahmen sie einen solchen, wenn er sich aufrichtig gebessert, und durch eine lange Buße gereiniget hatte, wieder in ihre Gemeinschaft auf. Übrigens waren alle Christen auf das liebreichste mit einander verbunden; sie hielten auch deßwegen Liebesmahle, oder mäßige Mahlzeiten, bey welchen sie sich, ohne Unterschied des Standes oder Volkes, von dem sie abstammten, einfanden, um zu zeigen, daß sie alle nur eine Familie ausmachten.

Marie. Aber, liebe Auguste, das Arbeiten an Sonn- und Feyertagen ist doch wirklich verbothen?

Auguste. Nicht ohne Einschränkung, mein

Kind, und Sie werden die Ursache zu diesem Verbothe in der folgenden Geschichte unserer heiligen Religion hören, so wie überhaupt alles, was so manche andere Verordnung betrifft, welche die ersten Christen befolgten, und die in der Folge abgeändert oder gemildert werden mußte.

Carol. Durfte man das aber? Die heiligen Apostel, mit dem Geiste Gottes ausgerüstet, wußten doch gewiß zu bestimmen, was gut war.

Auguste. Für ihre Zeiten, und was die folgenden betraf, darüber gaben sie ihren Nachfolgern die Macht zu beschließen, wie sie ihnen von dem Heilande selbst war überlassen worden; denn wir finden in dem ganzen Evangelium kein Wort, wo Christus etwas, das den äußerlichen Gottesdienst anging, festgesetzt hätte. Nur kurz vor seinem Abscheiden aus der Welt setzte er das heilige Abendmahl mit dem Befehle ein, es künftig zu seinem Gedächtniß zu feyern; ferner geboth er, seine Bekenner im Nahmen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes zu taufen, übergab den Aposteln, seinen Stellvertretern auf Erden, die Macht, zu binden und zu lösen, das heißt, nebst der Vergebung der Sünden auch alle nothwendigen Anordnungen zu machen, und denen, welche sie zu ihren Nachfolgern bestimmen würden, diese Macht auch zu übertragen.

Daran hielten sich die Apostel, und nach ihnen alle Vorsteher der christlichen Kirche. Die Lehren des Glaubens können nicht abgeändert werden, weil auch die Apostel sie getreu, wie sie ihnen Jesus vortrug, beybehielten, und jeden, der sie anders auslegen wollte, sogleich von der Christengemeinde ausschlossen; die äußerlichen Gebräuche aber bestimmten sie für ihre Zeiten, und überließen es ihren Nachfolgern, sich mit der Beybehaltung oder Abänderung derselben auch nach dem Bedürfniß der Zeiten zu richten, in denen sie leben würden, und so wie die ersten Christen von den Aposteln verbindlich gemacht wurden, den von ihnen selbst bestellten Bischöfen eherbiethig zu gehorchen, eben so sind es noch alle jetzigen Christen schuldig. Die Apostel hatten es nicht nothwendig gefunden, bey der Bestimmung des Sonntags zum öffentlichen Gottesdienste auch die Arbeit aufzuheben, weil die ersten Christen zu gut, zu tugendhaft waren, an irgend einem Tage etwas zu thun, was nicht mit ihrer Religion übereinstimmte; nachher aber war man genöthiget, diese Einschränkung einzuführen, weil es Leute gab, die ihrer Arbeiten wegen, an denen ihnen mehr als an ihrer Seligkeit gelegen war, den Gottesdienst und die Lesung der heiligen Schrift verabsäumten, sich selbst oder doch

ihren Untergebenen die nöthige Erhohlung von der Arbeit, da der Sabath mit dem jüdischen Gesetze für die Christen aufgehört hatte, aus Geitz nicht gönnen wollten. Dieß hieß aber darum nicht, den Sonntag zum Müßiggange bestimmen, ihn nachlässig beygewohntem Gottesdienste zum Schwelgen, Spielen, Tanzen und allem Unsinn des Putzes zu mißbrauchen erlauben. Ein Christ, der diesen Gott geheiligten, ihm zum Heil seiner Seele angewiesenen Tag auf diese Art anwendet, sündiget eben so schwer als der, welcher den, in dieser Absicht angeordneten Gottesdienst wegen seiner Arbeit versäumt; denn die Ruhe, deren unser Körper zuweilen bedarf, um seine Kräfte zu neuen Arbeiten zu sammeln, darf kein vernünftiger Mensch, viel weniger ein Christ, zu seinem Schaden anwenden, und ist es nicht wirklicher Schade an Seele und Leib, wenn wir uns zum Guten aufzumuntern versäumen? wenn wir durch schwelgerische Gastereyen, unsinnigen Tanz und Spiel, und durch lächerlichen Putz unser Vermögen erschöpfen, die Gesundheit zu Grunde richten, die kostbare Zeit vertändeln, Anlaß zu Ausschweifungen, Hochmuth, Prahlsucht und Neid geben? heißt das geruht?

Frider. Ich wiederhohle es, liebe Auguste!

wir sind entweder alle behert oder keine Christen, denn die meisten Menschen bringen ja den Sonntag nicht anders zu, und glauben schon alles gethan zu haben, wenn sie im ausgesuchtesten Putze ein halbes Stündchen in der Kirche erscheinen, ihn da zur Schau zu stellen.

Sophie. Und setzen Sie noch das Betragen der Menschen in unsern Kirchen hinzu. Ist es nicht, als ob man in einen Saal träte, der nur bestimmt wäre, zu sehen und gesehen zu werden?

Auguste. Nun, meine Kinder, Sie haben, wie ich sehe, das Böse sehr scharf bemerkt. Leider sind Ihre Schilderungen wahr, aber bemühen Sie sich auch dem Guten nachzuspüren, und dann werden Sie in unseren Kirchen, Gott sey Dank! auch noch genug Leute antreffen, die sich ganz nach der Heiligkeit des Ortes betragen; Sie werden Menschen finden, die den Sonntag nach der Absicht der Kirche ganz so anwenden, wie sie sollen, die in reinlicher, bescheidener, ihrem Stande und Vermögen angemessener Kleidung pünctlich beym Gottesdienste erscheinen, dann zu Hause ihre Untergebenen, Kinder oder Dienstbothen belehren, Arme durch Speise und Almosen trösten, Kranke besuchen, bey leichter, nur zum Vergnügen dienender Arbeit, in ehrba=

rer Gesellschaft, sich zum Guten aufmuntern, kurz den Tag verleben, wie sie sollen. Aber wir haben heute nicht mehr Zeit, uns länger bey diesem Gegenstande aufzuhalten; künftigen Herbst, wenn wir wieder zusammen kommen, wird sich die Gelegenheit dazu von selbst in dem Verfolg unserer Religionsgeschichte anbiethen. Bis dahin hoffe ich, meine Lieben, wenigstens von Ihnen zu hören, daß Sie Ihre Sonn- und Feyertage nicht vertändelt haben; lesen Sie ein gutes Buch, unterhalten Sie sich mit Ihren schönen Arbeiten zu Hause oder bey einem freundschaftlichen Besuche, erhohlen Sie sich durch einen angenehmen Spatziergang, und geben Sie mir und Ihnen dadurch die Freude zu fühlen, daß mein Unterricht für Sie nicht unnütz war.

Alle. Wir wollen es, liebe Auguste!

Marie. Ach! warum müssen wir Sie auf so viele Monathe entbehren?

Auguste. Davon hernach, jetzt lassen Sie uns in der Weltgeschichte fortfahren.

Frid. Dem Kaiser Adrian folgte Antonin der Fromme, einer der verehrungswürdigsten Fürsten, die jemahls regiert haben. Die Römer genossen ihn zwey und zwanzig Jahre, und gaben ihm diesen Beynahmen wegen

seiner großen Ehrerbiethung gegen die Religion und gegen den vorhergehenden Kaiser, der ihn an Sohnes Statt angenommen hatte. Er war ein so leutseliger, gütiger, zum allgemeinen Besten gerechter und geschäftiger Regent, daß während seiner so langen Regierung niemand Ursache hatte, über ihn zu klagen. Den Krieg vermied er mit der äußersten Sorgfalt, war aber auch bereit, seine Unterthanen gegen jeden ungerechten Anfall fremder Völker zu vertheidigen. Der Ruf von seiner Klugheit, und sein Ansehen in auswärtigen Ländern, war überhaupt so groß, daß er fast gar nicht nöthig hatte, die Waffen zu führen. Kein Kaiser war noch von andern Fürsten und Nationen so allgemein geschätzt worden; sie wählten ihn zum Schiedsrichter in ihren Streitigkeiten, suchten Bündnisse mit ihm zu schließen, und die Völker nahmen willig jene zu Königen an, welche Antonin dazu ernannte. Viele Reden und Handlungen dieses guten Kaisers sind besonders merkwürdig. Er hatte den Amulius Marcus, einen hoffnungsvollen Edelknaben, an Kindes Statt angenommen, und ihn zu seinem Nachfolger bestimmt. Als einst dieser über den Tod eines seiner Lehrer Thränen vergoß, sagten ihm die Hofleute, es schicke sich nicht für einen Fürsten, so viele Zärtlichkeit merken zu

lassen; dem Kaiser, der gegenwärtig war, mißfiel ihr gefühlloses Herz. Ich bitte euch, sagte er, laßt ihn weinen, und erlaubt ihm, ein Mensch zu seyn, denn weder die Kaiserwürde, noch die Weisheit dürfen in uns die Natur unterdrücken. Zum Unterricht eben dieses Jünglings hatte Antonin den Philosophen Apollonius von Chalcis in Asien nach Rom kommen lassen, und lud ihn ein, da er nun angekommen war, seinen Zögling zu besuchen; Apollonius ließ ihm zurück sagen, der Schüler müsse zu dem Lehrer, und nicht der Lehrer zu dem Schüler kommen. Der Kaiser antwortete lächelnd: Hält denn Apollonius die Reise aus seiner Wohnung nach dem Pallaste für beschwerlicher, als die Reise von Chalcis nach Rom? Indessen fühlte er doch, daß der Weltweise nicht ganz Unrecht habe, diese Ehrerbiethung von seinem künftigen Schüler zu fordern, und befahl dem Prinzen, den ersten Besuch abzulegen.

Auch sonst nahm Antonin harte Worte nicht übel auf, wenn sie einigen belehrenden Grund hatten. Er besuchte einst den reichen Römer Anulus, um sein schönes Haus zu besichtigen, und fragte ihn, wo er einige schöne Säulen gekauft hätte, die dem Kaiser sehr gefielen; Anulus antwortete ungestüm: In einem fremden Hause

muß man taub und stumm seyn! und der Kaiser nahm diese unartige Äußerung über seine unschuldige Neugierde geduldig hin. Als er einst, noch zu Adrians Lebzeiten, mit der Würde eines Statthalters nach Smyrna kam, bezog er das beste Haus der Stadt, welches dem Lehrer der Beredsamkeit, Polemo, zugehörte, der aber nicht zu Hause war. Polemo kam um Mitternacht zurück, voll Verdruß, daß Antonin ohne sein Vorwissen eingezogen war, und machte einen solchen Lärm, daß jener sich genöthiget sah, um den groben Ausdrücken zu entgehen, noch in der Nacht eine andere Wohnung zu nehmen. Nach seiner Erhebung auf den Thron kam Polemo zum Glückwunsch nach Rom; der Kaiser empfieng ihn sehr wohl, gab ihm ein Zimmer im Pallaste, und erinnerte ihn an sein unhöfliches Betragen nur dadurch, daß er den Hofbedienten in des Redners Gegenwart befahl, ja dafür zu sorgen, daß Polemo nicht des Nachts aus seinem Zimmer vertrieben würde. Bey den ärgsten Beleidigungen zeigte sich die sanfte Seele dieses Monarchen in ihrer ganzen Größe. Ich will nicht, sagte er, da man eine Verschwörung wider sein Leben entdeckt hatte, und der Senat strenge Untersuchungen wider alle Theilnehmer

anstellen wollte. Ich will nicht, daß man wisse, wie viele mich hassen.

Marie. O die Bösewichter! einen so guten Kaiser ermorden zu wollen!

Auguste. Sehen Sie die Bestätigung des Satzes, daß, wenn es jemahls erlaubt seyn könnte, eine obrigkeitliche Person zu ermorden, auch die besten nicht sicher seyn würden. Die Geschichte sagt, niemand habe, während Antonins zwey und zwanzigjähriger Regierung, Ursache gehabt, sich über ihn zu beklagen, es waren also nur Unzufriedene, die er vielleicht bestrafen mußte, und die ihn zum Lohne seiner Gerechtigkeit ihrer Rache opfern wollten. So geht es auch in unsern Tagen, die Regenten müssen strafen, aber die Verbrecher wollen es nie verdient haben, es sind lauter ehrliche Leute, die nur die Eigenmacht der Richter, ihre Parteylichkeit u. dgl. verdammte, ihre Angehörigen erheben ein großes Geschrey über Ungerechtigkeit, wissen der schlimmsten Sache einen guten Anschein zu geben, am Ende sollte sich der Regent wohl noch dafür bedanken, daß man ihn verrieth und den Staat bestahl.

Emilie. Dem Antonin folgte sein angenommener Sohn Marcus Aurelius, den man auch zuweilen Antonin den Philoso=

phen nennt, weil sein Pflegevater ihm auch diesen Nahmen zu führen befahl, und Marc Aurel wirklich der größte Weltweise unter den Römischen Kaisern war. Er theilte auch zuerst die Regierung mit einem andern Kaiser, dem Verus, der zwar diese Ehre nicht verdiente, aber es war Antonins des Frommen Wille gewesen, von dem sich der großmüthige Marc Aurel nicht entfernen wollte. Er begnügte sich damit, alles Übel, welches Verus hätte stiften können, durch seine Geschicklichkeit zu verhüten. Dieser zog sich auch in wenigen Jahren, durch seine ausschweifende Lebensart, einen frühen Tod zu.

Marc Aurel bemühete sich besonders, die Gerechtigkeit für alle seine Unterthanen unparteyisch zu handhaben, er untersuchte daher, so viel nur möglich war, alles selbst; kein Todesurtheil durfte ausgefertiget werden, bevor der Kaiser nicht selbst die Anklagen sorgfältig geprüft und alles angehört hatte, was der Verbrecher zu seiner Entschuldigung anführen könnte. Dennoch strafte er auch diejenigen sehr scharf, welche sich schändlicher Laster schuldig machten, denn viele mißbrauchten die bekannte Güte des Kaisers, indem sie sich Hoffnung machten, leicht Verzeihung zu erhalten.

Die Sicherheit des Reichs nöthigte diesen Monarchen, während seiner achtzehnjährigen Regierung, fast immer Krieg zu führen; er hatte zwar einen entschiedenen Abscheu gegen alles Blutvergießen, unvermeidliche Kriege aber wußte er mit aller klugen Standhaftigkeit siegreich zu führen. Der dauerhafteste und fürchterlichste von allen war der, den viele Deutsche Völker in Verbindung, längs der Donau, dem Rheine und bis an die Gränzen von Italien erregten; Marc Aurel überwand sie oft, sein Tod verhinderte ihn aber, den größten dieser Siege zu nützen. In diesem Kriege war die öffentliche Schatzkammer so erschöpft worden, daß es endlich, trotz aller Sparsamkeit, an Gelde fehlte, der Kaiser liebte aber seine Unterthanen zu sehr, ihnen neue Auflagen zur Bestreitung der Kriegskosten aufzulegen; er gab ihnen indeß durch sich selbst das Beyspiel, wie man sich in solchen Fällen gegen die Bedürfnisse des Vaterlandes zu verhalten habe, und both alles prächtige Hausgeräth seines Pallastes, das Gold und Silber, die herrlichen Gemählde und Bildsäulen, ja endlich sogar die mit Gold besetzten Kleider seiner Gemahlinn, und eine unschätzbare Sammlung von Perlen zum öffentlichen Verkaufe aus. Daraus lößte er nun auch wirklich so viel Geld, daß er nicht

allein den Krieg ferner bestreiten, sondern auch, bey einer einreissenden Theurung, dem Volke ein außerordentliches Geschenk machen konnte, ja er sah sich bald nachher im Stande, viele verkaufte Kostbarkeiten wieder einzuhandeln.

Marc Aurel gab sich auch viele Mühe, in der Erkenntniß Gottes und seiner Pflichten weiter zu kommen, jedes Restchen Zeit, das ihm seine Berufsgeschäfte übrig ließen, wandte er auf den Umgang mit weisen Männern, auf das Lesen nützlicher Bücher und auf das Nachdenken über sich selbst. Mit wie vielem Ernst, unermüdeter Aufmerksamkeit auf sich selbst und schöner Wahrheitsliebe er daran arbeitete, zeigt noch ein von ihm in Griechischer Sprache verfaßtes Buch. Es besteht aus Betrachtungen, Erfahrungen und Beobachtungen, die er über sich sammelte, aus Selbstgesprächen, Erinnerungen und Aufmunterungen; es stellt eine Art sittlichen Tagebuches vor, worin er die Geschichte seiner Erziehung, seines Wachsthums in Wissenschaften und Tugenden, seine Gesinnungen, Fehler und Schwachheiten in meistens kurzen Anmerkungen aufzeichnete, um sie nachher als ein nützliches Handbuch zu gebrauchen. Diese schönen Gedanken sammelte der Kaiser sogar mitten im Kriege gegen die Deutschen. Es ist eine Schrift, welche allen jungen

Fürsten empfohlen werden sollte, damit sie diesem mit Recht bewunderten Kaiser ähnlich würden, woraus aber auch jeder andere Mensch viel Nützliches lernen kann.

Frid. Warum konnte der liebe Kaiser nicht Deutsch, so könnten wir sein schönes Buch auch lesen?

Auguste. Ich dachte es wohl, daß Sie es zu lesen wünschen würden, und zu Ihrem Troste sollen Sie wissen, daß es jetzt wirklich im Deutschen zu haben ist, indessen kann ich Ihre Neugierde auch in Kürze ein wenig befriedigen. Marc Aurel erinnert sich zuerst alles Guten, was er von seinem Vater, Groß- und Urgroßvater, von seiner Mutter und verschiedenen Lehrern sich angewöhnt, gelernt und erhalten habe, theils sich dadurch zur Dankbarkeit gegen diese ehrwürdigen Personen aufzufordern, theils sich im Guten zu befestigen. So sagt er zum Beyspiel, seinem Großvater habe er zu danken, frey von Jähzorn und aufrichtig geworden zu seyn; dem Andenken seines Vaters, den er früh verlor, daß er eine bescheidene männliche Gemüthsart angenommen; einem seiner Lehrer, daß er arbeitsam geworden, sich mit wenigem zu begnügen, sich selbst zu bedienen gewöhnt sey, Angeber nicht leichtsinnig anhöre, und sich in keine

fremde Angelegenheiten mische; seiner Mutter, merken Sie gut auf, meine Lieben! daß er fromm und freygebig geworden sey, sie habe ihn gewöhnt, sich nicht nur böser Handlungen, sondern böser Gedanken zu enthalten, und ihn eine mäßige Lebensart gelehrt; einem andern Lehrer, daß er ihm die Nothwendigkeit einer Verbesserung seiner Sitten bewiesen und ihn gelehrt habe, seine Wissenschaften nie aus Prahlerey oder öffentlichen Lobes wegen zu zeigen, nicht jedem Schwätzer Beyfall zu geben, und versöhnlich zu seyn; von noch andern Lehrern habe er gelernt, sich in Gelassenheit zu erhalten, stets Herr seiner selbst zu bleiben, und sich in die verschiedenen Gemüthsarten der Menschen zu schicken. Diese und noch viele andere Erinnerungen, worunter eine Menge Tugenden vorkommen, die er von seinem Pflegevater Antonin gelernt zu haben bekennt, sind sehr schön, aber noch schöner ist es, wenn Marc Aurel hinzusetzt, was er den Göttern zu danken habe.

Marie. Ach! konnte sich der weise Kaiser nicht von der Thorheit der Vielgötterey überzeugen?

Auguste. Man darf sich nicht daran stoßen, ihn von mehrern Göttern sprechen zu hören; so verständige Heiden, wie er, glaubten

nur an einen höchsten Gott, und hielten die übrigen sogenannten Götter für mächtige Geister, welche die Befehle der obersten Gottheit vollzögen. Er erkannte es also dankbar für eine göttliche Wohlthat, gute Ältern, Vorältern, Anverwandte und Freunde erhalten zu haben, dann aber, daß er auch alle seine Pflichten beobachtet, in der Jugend seine Sitten unbefleckt erhalten, und am Hofe so eingezogen habe leben können, wie ein geringer Unterthan, daß er niemahls an Gelde Mangel gehabt, den Armen zu helfen u. dgl. m. Es ist rührend, einen Heiden Gott für Dinge danken zu sehen, welche so viele Christen kaum für eine göttliche Gnade halten. Noch herzerhebender aber ist es zu lesen, wie sich dieser Kaiser jeden Morgen zu einem sanften verträglichen Betragen gegen schlechte, dumme oder böse Leute, mit denen er an dem bevorstehenden Tage zu thun haben dürfte, aufmuntert, sich selbst ermahnt, nicht mißvergnügt, sondern dankbar gegen Gott zu sterben, wie er sich durch die Betrachtung der göttlichen Vorsehung erheitert, wie er sich vornimmt in allem so zu denken und zu handeln, als wenn er die Welt bald verlassen müßte, wie er alles Irdische geringschätzt, eine reine tugendhafte Seele aber über alles erhebt. Wenn man aber ferner liest,

wie wahr er sich selbst zuruft: ein Mensch ist nur um des andern Willen da, darum belehre entweder den andern, oder ertrage ihn, ferner wie er seine Seele fragt, wie lange sie noch von der Vollkommenheit entfernt bleiben würde, deren sie fähig sey, wie schön er sich durch immer neue Gründe und Betrachtungen belehrt, über empfangene Beleidigungen nie heftig, oft gar nicht zürnen zu dürfen, und wie er sich endlich nach vielen ähnlichen lehrreichen Stellen ermahnt, auch nach einem kurzen Leben fröhlich aus der Welt zu gehen, weil der Herr des Lebens ihn aus Gnaden entlasse, so findet man noch mehr Ursache, diesen Kaiser zu lieben und einzusehen, daß die Sittenlehre des Christenthums beynahe zu allen Zeiten die Lehre jedes tugendhaften weisen Mannes gewesen ist, und also nichts enthalte, was man nicht von jeher nach dem natürlichen Lichte der Vernunft für gut und heilsam erkannte.

S o p h i e. Mit dem Leben Marc Aurels ging aber auch die Stärke und Glückseligkeit des Römischen Reichs ihrem Ende entgegen. Vergebens wollten die Römer noch lange nachher, daß ihre Kaiser den Nahmen A n t o n i n nebst ihren gewöhnlichen Nahmen führen sollten, die Denkungsart steckt nicht im Nahmen. Es kamen sehr

unwürdige Fürsten auf den Thron, und die bessern, welche ihnen zuweilen folgten, waren nicht mehr im Stande, die von ihren Vorgängern gestifteten Verwirrungen sogleich wieder in Ordnung zu bringen. Marc Aurel hatte sein Möglichstes gethan, aus seinem Sohne Commodus einen guten Kaiser zu bilden, aber er war hierin so unglücklich, wie viele andere weise Väter, deren Kinder durch frühe Verführung und durch ihre Einbildung, als verständen sie besser, was sie glücklich machen könne, der Sorgfalt dieser Ältern in geheim entgegen arbeiten. Marc Aurel bath die Räthe mit sterbender Stimme, künftig Väter und Rathgeber seines erst neunzehnjährigen Sohnes zu seyn. Euch kommt es zu, sagte er, ihm gute Vorschriften zu ertheilen, damit ihn seine Jugend nicht zu Vergehungen hinreisse; allein Commodus fand, als er nun selbst Kaiser war, bald die klugen Rathschläge der alten weisen Männer zu ernsthaft, er ließ sich von jungen Schmeichlern bereden, leben und handeln zu können, wie er wolle, dadurch wurde er nun bald einer der ungerechtesten, grausamsten Fürsten.

Nach seinem Tode hätte dem Reiche aufgeholfen werden können, denn sein Nachfolger, Pertinax, war verständig und tugendhaft; da

er aber die Unordnungen, welche Commodus begünstiget hatte, abstellen, und vor allen die fast ganz erloschene Kriegszucht unter der kaiserlichen Leibwache wieder einführen wollte, ermordete ihn diese, nachdem er nur drey Monathe regiert hatte. Wenn in einem Reiche nun einmahl so abscheuliche Verbrechen ungestraft begangen werden können, so ist es so gut als verloren; wirklich gerieth auch das Römische Reich nunmehr in einen elenden Zustand. Die Leibwache both das Kaiserthum ordentlich feil, und ertheilte es dem, der am meisten dafür bezahlte; kam ein guter Fürst, so konnte er wenig ausrichten, oder er wurde bald getödtet, schlechte Kaiser hingegen machten das Übel nur ärger. Deutsche und andere Völker drangen von allen Seiten in das zerrüttete Reich ein, verwüsteten und zerrissen es. Ein Römischer Kaiser, den die Perser gefangen hatten, konnte nicht mehr befreyet werden, und starb in der Gefangenschaft äusserst verachtet und mißhandelt. Es kam endlich so weit, daß die Soldaten fast in jeder Provinz einen ihrer Feldherrn zum Kaiser ausriefen, die dann so lange regierten, bis sie entweder wieder durch die Soldaten, oder sonst auf eine andere Weise umkamen. In diesem Zustande befand sich das Römische Reich ungefähr im Jahre 250 nach Christi Geburt. Zum Glücke gelangten damahls eini-

ge gute Fürsten nach einander auf den Thron, die das Reich von dem nahen Untergange retteten, diese Kaiser waren Claudius, Aurelian und Probus. Letzterer hielt seine Soldaten auch im Frieden zu häufigen gemeinnützigen Arbeiten an, sie mußten Städte aufbauen, Moräste austrocknen, und gleich den übrigen Mitbürgern zum Wohl des Vaterlandes beytragen; aber eben diese beschwerlichen Arbeiten erbitterten die Soldaten, daß sie in ihm einen der besten Fürsten ermordeten.

Amalie. Nicht lange nachher wurde Diocletian Kaiser, der das Römische Reich viele Jahre lang im Wohlstande erhielt; er nahm, um dasselbe in seinem weitläufigen Umfange besser besorgen zu können, noch drey Gehülfen oder Mitregenten an, legte aber endlich die Regierung selbst nieder, weil ihm sein kränkliches Alter nicht mehr gestattete, dieselbe so aufmerksam zu führen, als es nothwendig war. Diocletian ging dann nach seinem Vaterlande Dalmatien, beschäftigte sich dort mit dem Anbau eines Gartens, und rief öfters vergnügt aus: Nun lebe ich erst! nun sehe ich erst die Schönheit der Sonne! — Als man ihn nachher zu bewegen suchte, die Regierung wieder zu übernehmen, schrieb er zurück: Ich wünschte nur, daß ihr nach Salona kämet, damit ich euch den Kohl zeigen könn-

te, den ich mit meinen Händen gebauet habe, und dann würdet ihr mir, ich bin es versichert, niemahls wieder etwas von der Regierung vorsagen. — In diesem zufriedenen ländlichen Leben erlangte Diocletian ein hohes Alter. Man sieht noch die Überreste seines Landhauses zu Spolatro in Dalmatien, worin er seine letzten Jahre, von jedermann verehrt, zubrachte.

So lange, das heißt etwas über dreyhundert Jahre nach Christi Geburt, wurde das Römische Reich von heidnischen Kaisern beherrscht. Während dieser Zeit eines sehr abwechselnden Zustandes blieben auch die Wissenschaften und Künste nicht ohne große Veränderung; in den ersten zwey Jahrhunderten wurden sie nach Griechischen Mustern noch glücklich genug bearbeitet, aber nach dem Tode der beyden Antonine fielen sie immer mehr. Sie hatten an Dichtern den berühmten Virgil, welcher dreyerley Gedichte, verschiedenen Inhalts, hinterlassen hat; die erste Art besteht aus Hirtenliedern und Schäfergedichten, die zweyte ist eine Anweisung zum Landleben, und die dritte ein Heldengedicht, welches beschreibet, wie Äneas nach dem Übergange von Troja ein Reich in Italien stiftete, welches nachher das Römische wurde. Dieses Heldengedicht heißt die Äneis, und ist eine Nachahmung der Homerischen Ilia-

de. Mit dem Virgil zugleich lebte Horaz, der größte Römische Liederdichter. Einen Theil seiner Gesänge nennt man Oden, weil darin durchaus erhabene Gegenstände besungen sind; er schrieb auch Lehrgedichte zur gefälligen Empfehlung der Weisheit und Tugend; noch sind von ihm Satyren, eine Gattung Gedichte, worin die Laster und Thorheiten spöttisch behandelt werden, vorhanden. Ovidius, der dritte berühmte Dichter aus Augusts Zeiten, schrieb die Verwandlungen, ein vollständiges Gedicht über die Götterlehre und Fabelgeschichte der Griechen und Römer; dieser Dichter mißbrauchte aber sein schönes Talent in noch andern Werken, denn er besaß die Kunst alle Leidenschaften zu erregen, und darum sind seine Bücher für die Jugend gefährlich. Augustus fühlte sogar als Heide diese Gefahr, und verbannte ihn daher in die heutige Bulgarey am schwarzen Meere. Dort schrieb Ovid die wehmüthigsten Klagen über seine Verbannung, man sieht dadurch, daß mehr Leichtsinn als standhafter Muth ihn beherrschten; er würde auch an dem Orte seiner Verbannung zufrieden gelebt haben, wenn er die Ruhe des wahren Weisen besessen hätte.

Auguste. Die übrigen Römischen Dichter zu kennen, wäre für Sie, meine Kinder, ohne

Nutzen; es gibt ihrer zwar noch sehr viele, von denen aber die meisten, wie Ovid, so viel Unsittliches in ihre Schriften einmischten, daß es keinem Frauenzimmer anständig seyn kann, sie zu lesen, es ist Ihnen genug zu wissen, daß es einst Ihre Pflicht seyn wird, Ihre Söhne vor diesen Klippen zu warnen, an denen schon so manches Jünglings Tugend scheiterte. Wir haben nur noch einen besonders merkwürdigen Mann unter den gelehrten Römern anzumerken, und wollen dann eilen, die Römische Geschichte zu endigen, heute ist es aber auch damit zu spät, wir haben kaum Zeit, etwas Weniges über den Österreichischen Kreis zu sagen. Seine Gränzen sind der Baierische und Schwäbische Kreis, Helvetien oder die Schweitz, Italien, Croatien, Ungarn, Mähren, Böhmen, in welchem Umfange aber die in Schwaben zerstreuten Österreichischen Herrschaften nicht mit begriffen sind.

Frider. Dieses ganze Land gehört dem Hause Österreich erblich. Es wird in das Erzherzogthum Österreich, Inner- und Vorderösterreich eingetheilt. Seine Hauptgebirge sind das Kahlengebirge und die Tyroler Gebirge. Die herrschende Religion ist die katholische, doch werden seit der Regierung Kaiser Josephs des Zweyten alle übrigen Religionen geduldet.

Das Erzherzogthum Österreich, worin Wien die Hauptstadt aller Österreichischen Länder, und die Residenz aller Kaiser aus diesem hohen Hause ist, wird von dem Flusse Enns in das Land ob und unter der Enns abgetheilet. Der östliche Theil, oder das Land unter der Enns heißt im engern Verstande Niederösterreich, das Land ob der Enns wird auch Oberösterreich genannt; beyde Theile durchströmt der Deutsche Hauptfluß die Donau, ferner die Enns, March und Theya. An Gebirgen hat es den Wienerwald, Kahlenberg, den Priel, und den Manhardsberg, an Seen den Attersee und den Traun- oder Gmundersee. Das Land unter der Enns ist größten Theils warm und fruchtbar, der übrige Theil hingegen gebirgig und kälter. Im Lande unter der Enns gibt es viel Wein, Obst, Saffran, Getreide, Senf, Grabb, Rübsaat, auch etwas Seidenbau.

Im Lande ob der Enns, worin Linz die Hauptstadt ist, gibt es viel Holz, Wildbret, Salz, einträgliche Viehzucht, Flachs, nützliche Mineralien, besonders Steinkohlen und Porzellanerde.

Das Erzherzogthum Österreich beträgt 575 Quadratmeilen, und zählt 1,680,000 Einwohner, deren Hauptsprache die Deutsche ist.

Innerösterreich besteht aus den Herzogthümern Steyermark, Kärnthen und Krain, dem Gebieth von Friaul, Histerreich, dem Deutschen Littorale oder dem Triester Gebieth, dann folgt die noch zu Oberösterreich gehörige gefürstete Grafschaft Tyrol, endlich gehörten hierzu die Vorderösterreichischen Lande, welche im Schwäbischen Kreise zerstreut liegen, ferner Schwäbisch-Österreich in sieben Haupttheilen und die Gebiethe von Trient und Brixen.

Emilie. Das Herzogthum Steyermark ist 400 Quadratmeilen groß, und zählt 840,000 Einwohner. Es gränzt an Österreich, Ungarn, Krain, Kärnthen und Salzburg. Seine Flüsse sind die Drau, Enns, Mur und die Sau, seine Seen, der Grundel-, Altenaußer und Turracher See. Der Boden ist gebirgig, besonders in Obersteyermark, darunter sind der Semmering und die Röbelsteiner Höhle merkwürdig. Steyermark wird trotz seiner Berge stark bewohnt, und von seinen fleißigen Bewohnern trefflich angebauet. Es liefert in guten Jahren vier Millionen Wiener Metzen alle Gattungen gutes Getreide; ferner Flachs, Hanf, Rübesaat, Obst, guten Wein in den südlichen Gegenden. Es hat viele Waldung, ansehnliche und schöne Viehzucht, viel Federvieh,

einträgliche Bergwerke, besonders Eisen- und Stahlwerke, etwas Weniges Gold, auch Kupfer, Salz, Torf und Jaspis, Bäder und Gesundbrunnen, zahlreiche Sensen- und Nagelschmieden.

Es wird in Unter- und Obersteyermark eingetheilet. Die Hauptstadt Grätz, am Flusse Mur in Untersteyer, ist der Sitz der Landesregierung; sie hat wichtige Jahrmärkte.

Das Herzogthum Kärnthen hat 190 Quadratmeilen und 290,000 Einwohner. Seine Gränzen sind Steyermark, Salzburg, Tyrol, das ehemahlige Venetianische und Krain. Seine Flüsse und Seen sind die Drau, Lavant, Gurk, der Werter- und Weißensee. Der Boden ist gebirgig und waldig, die fleißigen Einwohner bearbeiten ihn auf das beste, und so liefert Kärnthen alle Arten von Getreide, Flachs, Hanf, Obst, viel Holz und die schönste Viehzucht, auch Wildbret aller Art; besonders einträglich sind die Bergwerke, die, außer Zinn, alle Halb- und Ganzmetalle liefern, besonders aber Eisen und Bley, welche die Einwohner nach allen Regeln des Bergbaues geschickt zu bearbeiten wissen. Es hat auch Galmey, Amiant, Serpentin und Muschelmarmor. Auf Gold wird zu Großkirchheim und Durlach gearbeitet. Gute Sauerbrunnen sind auch da, nebst den besten Medicin-

kräutern. Klagenfurt ist die Haupstadt und der Sitz der Landesregierung.

Julie. Das Herzogthum Krain enthält 210 Quadratmeilen und 42,000 Einwohner. Seine Gränzen sind Kärnthen, Steyermark, Italien, Croatien und das Adriatische Meer. Es wird in Ober-, Unter- und Innerkrain eingetheilt. Seine Gewässer sind die Sau, Gurk, Culpa, Laybach, verschiedene andere Gewässer, die sich unter die Erde verlieren, und nachher wieder hervor kommen, wie die Aisch, Globuza und der Cirknitzersee. Der Boden ist sehr gebirgig, und die Luft in Oberkrain sehr rauh, die andern Districte haben milderes Klima und sehr fruchtbaren Boden. An Bergen sind besonders merkwürdig der Loibl, Terklou, Birnbaumer Wald, die Adelsberger, Magdalenen- und Lughöhle. Krain liefert gutes, und nach Maßgabe, wie der Ackerbau sich verbessert, auch viel Getreide von allen Sorten, Flachs, Hanf und Holz, in den wärmeren Gegenden viel Wein, und Südfrüchte, auch Saffran, ferner Steinkohlen, Eisen, Marmor, Galmey, Salz und mineralische Wässer. Laybach, an dem Flusse gleiches Nahmens, ist die Hauptstadt und der Sitz der Landesregierung. Die Einwohner Krains sind aus vielen Stämme gemischte Slaven, und Wen-

den, daher auch die Slavische Sprache in verschiedenen Dialecten als Hauptsprache geredet wird, außerdem spricht man auch Deutsch, Italienisch und Fourlanisch, ein verdorbenes Italienisch.

Friaul besteht aus der gefürsteten Grafschaft Görz und Gradiska, mit den Städten gleiches Nahmens, aus dem Aquilejer Gebiethe, wo Aquileja, eine halbe Stunde vom Adriatischen Meere, jetzt ein armseliger Ort, die Hauptstadt ist, aus dem Marquisate Tolmain, und aus dem Idrianer Gebiethe, wo ergiebige Quecksilber-Bergwerke sind. Seine Hauptstadt Idria treibt starkes Gewerbe mit Spitzen, aber der Boden ist unfruchtbar und die Luft nicht gesund.

Istria der das Histerreich, zwischen dem Venetianischen, Idria und Croatien, enthält die Grafschaft Mitterburg mit der Stadt gleiches Nahmens, und einen kleinen Hafen am Meere, die Herrschaft Köstau mit der gleichbenannten Stadt.

Auguste. Die nähere Betrachtung der übrigen Länder müssen wir bis zu unserer Rückkunft versparen, und uns heute nur noch ein wenig im Steinreiche umsehen.

Die Steine sind sehr harte Körper, die im Wasser nicht weich werden, und im Feuer nicht brennen, sich aber doch darin zum Theil in Glas

oder Kalk verwandeln lassen; kein reiner Stein wird ohne Zusatz im Feuer flüssig oder zu Glas, auch läßt sich kein Stein breit schlagen oder ausdehnen, sondern sie springen alle in Stücke, weil sie spröde sind.

Die Steine bestehen alle aus Erden, bald aus einer allein, bald aus mehreren zugleich; sie sind alle aus Erden entstanden, nachdem die Natur durch diese oder jene, uns noch unbekannte Kräfte und Mittel ihre Theilchen enger zusammen gebracht, und fester unter sich verbunden hat, so wie sie beynahe alle, einige geschwinder, andere langsamer, durch ähnliche Kräfte in kleinere Theilchen, welche keinen, oder wenigstens nur einen sehr lockeren Zusammenhang haben, getheilt und wieder zu Erde werden.

Es gibt dreyerley Steine, kalkartige, thonartige, und glasartige. Die ersten sind alle weich und nur halb hart, härter zwar als die Gypsarten, aber weicher als die übrigen Steine, und geben am Stahl kein Feuer; sie werden im Feuer alle mürbe oder brennen zu Kalk. Dazu gehören der eigentliche Kalkstein, der Marmor, der Kalkspath, der Duckstein, der Tropfstein und der Mergelstein. Ersterer sieht gewöhnlich weißlich grau aus und läßt sich nicht glätten; wenn er zu Kalk gebrannt ist, zerfällt er im Wasser, schwellt auf, erhitzt sich und wird, mit Sand

vermischt, sehr hart. Weil er von Natur nicht hart ist, so findet man auf ihm allerhand niedliche Dendriten, das heißt Abbilder oder Eindrücke von Bäumchen, Fischen, Schnecken und Muscheln, und die meisten Arten davon findet man voll versteinerter Seethiere.

Marie. Aber wie kommen Seethiere in die Steine?

Auguste. Man glaubt, daß unser festes Land Anfangs vom Meere bedeckt war, und das damahlige feste Land, jetzt der Ort, wo sich das Meer befindet, fruchtbar und bewohnt gewesen seyn müsse; durch die verschiedenen heftigen Bewegungen des Meeres entstanden kalkartige Anhäufungen in der Nähe der ersten oder Uralgebirge, auch bildeten sich damahls die noch bestehenden Vulcane. Nachher versank das damahlige Land durch die heftigen Wirkungen des unterirdischen Feuers, das Meer zog sich in diese Vertiefungen, und so kam manches jetzige Land hervor. Von dieser ersten Revolution, die man in die Zeit der Noeh'schen Sündfluth rechnet, kommen wahrscheinlich so manche ganz unbekannte Versteinerungen oder Petrefacten her, wo durch die Überschwemmung manche Thiere aus ihrem Vaterlande fortgerissen, und in entfernten Gegenden, unter mancherley Erdlagen, begraben wurden, mit denen sie sich in Stein verwandelten.

Der Marmor läßt sich polieren, und hat allerhand herrliche Farben; Italien soll in Europa den schönsten haben. Kein Marmor gibt am Stahl Feuer, aber sehr guten Kalk, wozu man ihn aber selten benutzt, weil er zu der Bildhauerarbeit und zu den Werken der schönen Baukunst besser verarbeitet wird. Man macht daraus Säulen, Vasen, Statuen, Einfassungen von Kaminen, Altäre, Fußböden, Bekleidungen der Wände, Fußgestelle, Tischplatten, Tabaksdosen, u. s. w. Es gibt weißen, schwarzen, gelben, rothen, gefleckten, grauen, und mit mehreren Farben gemischten Marmor.

Der Kalkspath ist weiß, und wird hier und da bloß zu Silbersand zerhämmert; die schönste Sorte dieses Steines heißt Krystall. Der Duckstein wird zu Häusern verbaut, ist rauh, leicht und löcherig. Der Tropfstein hat vielerley Gestalten und Farben; er glänzt und entsteht in den Höhlen der Berge von den durchdringenden Wassertropfen.

Der Mergelstein besteht aus zusammengetrockneter Mergelerde, zerfällt an der freyen Luft, läßt sich zu Kalk brennen, der aber unrein und schlecht ist; besser nützt dieser Stein zur Verbesserung unfruchtbarer Getreidefelder.

Der Nutzen der Kalksteine ist vielfach, sie dienen zum Straßenpflastern, zum Wasserbau, aber vorzüglich um Kalk daraus zu brennen. Sie

werden auch in der Heilkunde und zum Gärben gebraucht. Der Zuckersieder braucht Kalk, um die gröberen Theile aus dem Zuckersaft auszuziehen, der Seifensieder, um das Fett mit dem Laugensalze genauer zu vereinigen. Vorzüglich bedient man sich seiner zum Mauern; in dieser Absicht muß er gelöscht, das heißt, mit kaltem Wasser begossen, und nachher, wenn er ganz aufgelöst ist, so lange mit Sand vermischt werden, bis ein Mus daraus wird.

Die gypsartigen Steine werden auch im Wasser nicht weich, aber im Feuer zu Gyps; sie sind leichter und weicher als die Kalksteine, und lassen sich nicht gut polieren. Wenn sie gebrannt oder geröstet worden sind, zerfallen sie in einen lockeren Sand; mischt man diesen Sand mit Wasser, so entsteht daraus ein Teig, der an der Luft geschwind trocknet und bald steinhart wird. Man benützt ihn zu Ästerichen, Gypsdecken, Stukator-Arbeiten, Bildsäulen, Gypsbildern, und zu Formen in Porzellanfabriken. Es gehören zu dieser Steinart, außer dem eigentlichen Gypssteine der Alabaster und der Gypsspath. Ersterer ist weiß; der Alabaster ist weiß oder grau, läßt sich schön polieren, und wird zu allerhand Gefäßen und Bildern verarbeitet, er gibt auch Tischplatten, Kalk und Glas. Der Gypsspath oder Selenit ist weiß,

grau oder schwarz. Der weiße wird unserer lieben Frauen Eis genannt; in Rußland, wo man ihn häufig hat, wird er in große dünne Platten gespaltet und zu Fensterscheiben gebraucht.

Und nun, meine lieben Kinder, danke ich Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit in allen bisher gehaltenen Lehrstunden. Gott gebe, daß sie Ihnen so nützlich seyen, als ich es von ganzem Herzen wünsche. Jahre sind darüber hingegangen, und möge Ihnen allen Ihr Bewußtseyn das schöne ermunternde Zeugniß geben, daß Sie diese, Ihnen zu Ihrer Ausbildung verliehene Zeit nützlich angewandt haben. Eine kleine Entfernung wird uns zwar jetzt trennen, aber indessen nähern Sie sich auch dem Zeitpuncte, wo ich mit Ihnen über alle Verhältnisse des weiblichen Lebens in der Welt frey werde sprechen können. Bis dahin suchen Sie sich alles in unsern vollendeten Lehrübungen Vorgetragene recht eigen zu machen, denn es kann nichts davon entbehrt werden, wenn Sie auf Glück, Achtung und Liebenswürdigkeit Anspruch machen wollen. Ich übergebe Sie mit innigem Vertrauen dem Schutze und der Leitung unseres, allgemeinen gütigen Vaters im Himmel, und bitte ihn, mich Sie alle, alle gesund an Leib und Seele wiederfinden zu lassen.

